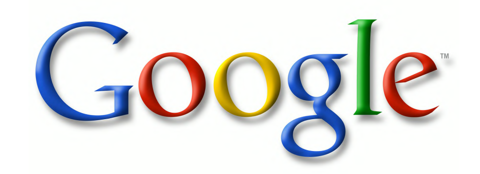
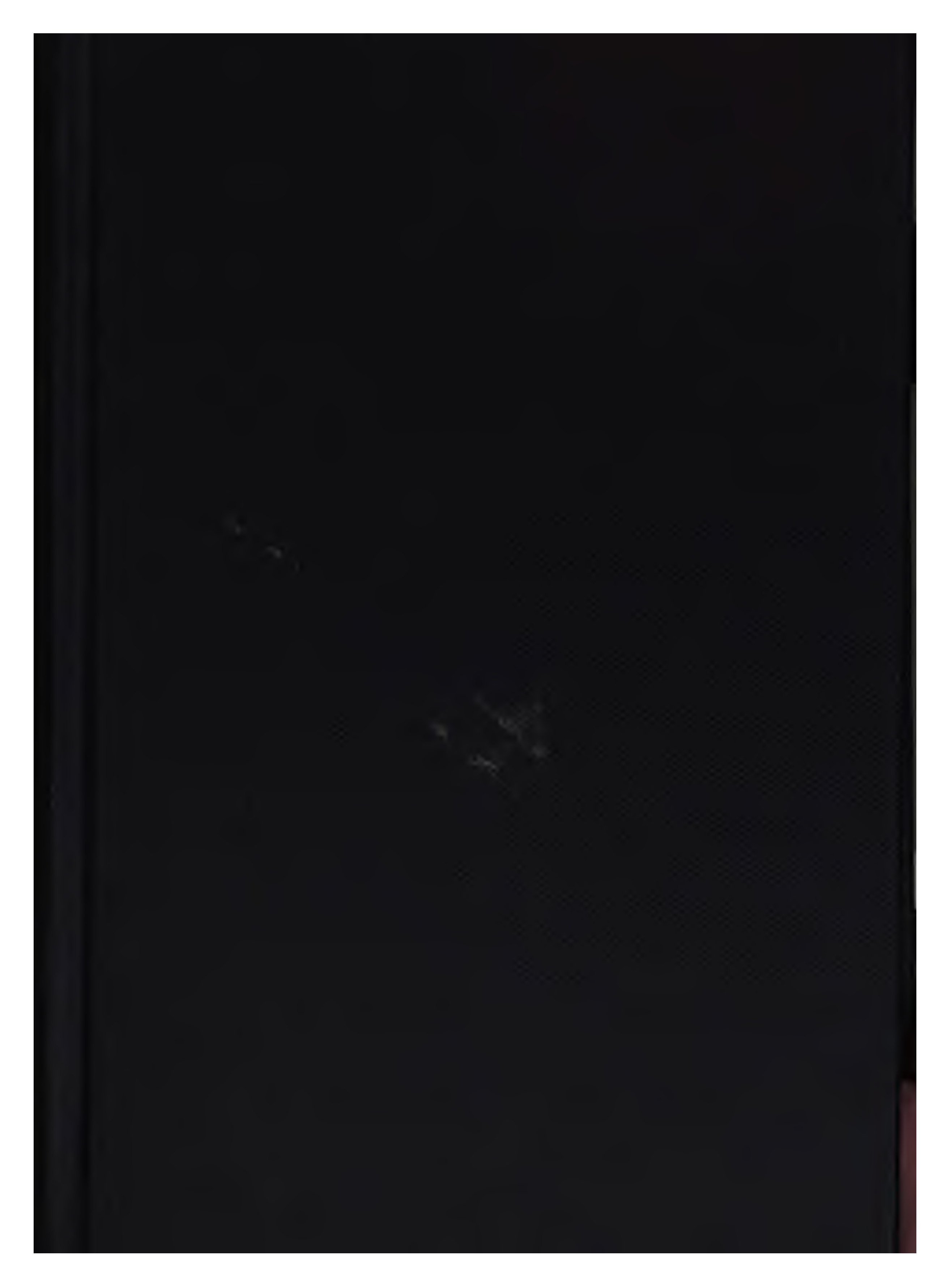
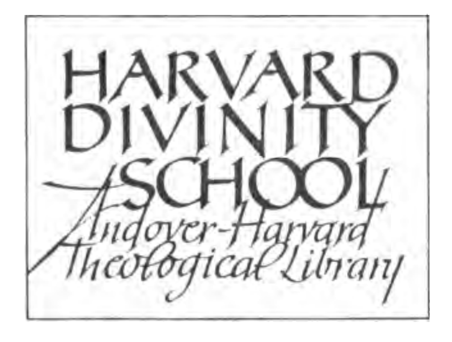
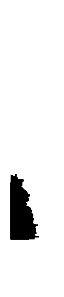





HARVARD
DIVINITY
SCHOOL
Andover-Harvard
Theological Library





Studien zur Geschichte des neueren Protestantismus

herausgegeben von

Lic. Dr. Heinrich Hoffmann und **Lic. Leopold Zscharnack**

Privatdozent an der Universität Leipzig — Privatdozent an der Universität Berlin

4. Heft

Schleiermacher als patriotischer Prediger

Ein Beitrag zur Geschichte der nationalen Erhebung vor hundert Jahren

von

D. Johannes Bauer
Prof. d. Theol. in Königsberg i. Pr.

Mit einem Anhang
von bisher ungedruckten Predigtentwürfen Schleiermachers

Gießen 1908
Verlag von Alfred Töpelmann (vormals J. Ricker)

Siehe auch 3. Umschlagseite.

Studien zur Geschichte des neueren Protestantismus

herausgegeben von

Lic. Dr. Heinrich Hoffmann und Lic. Leopold Zscharnack

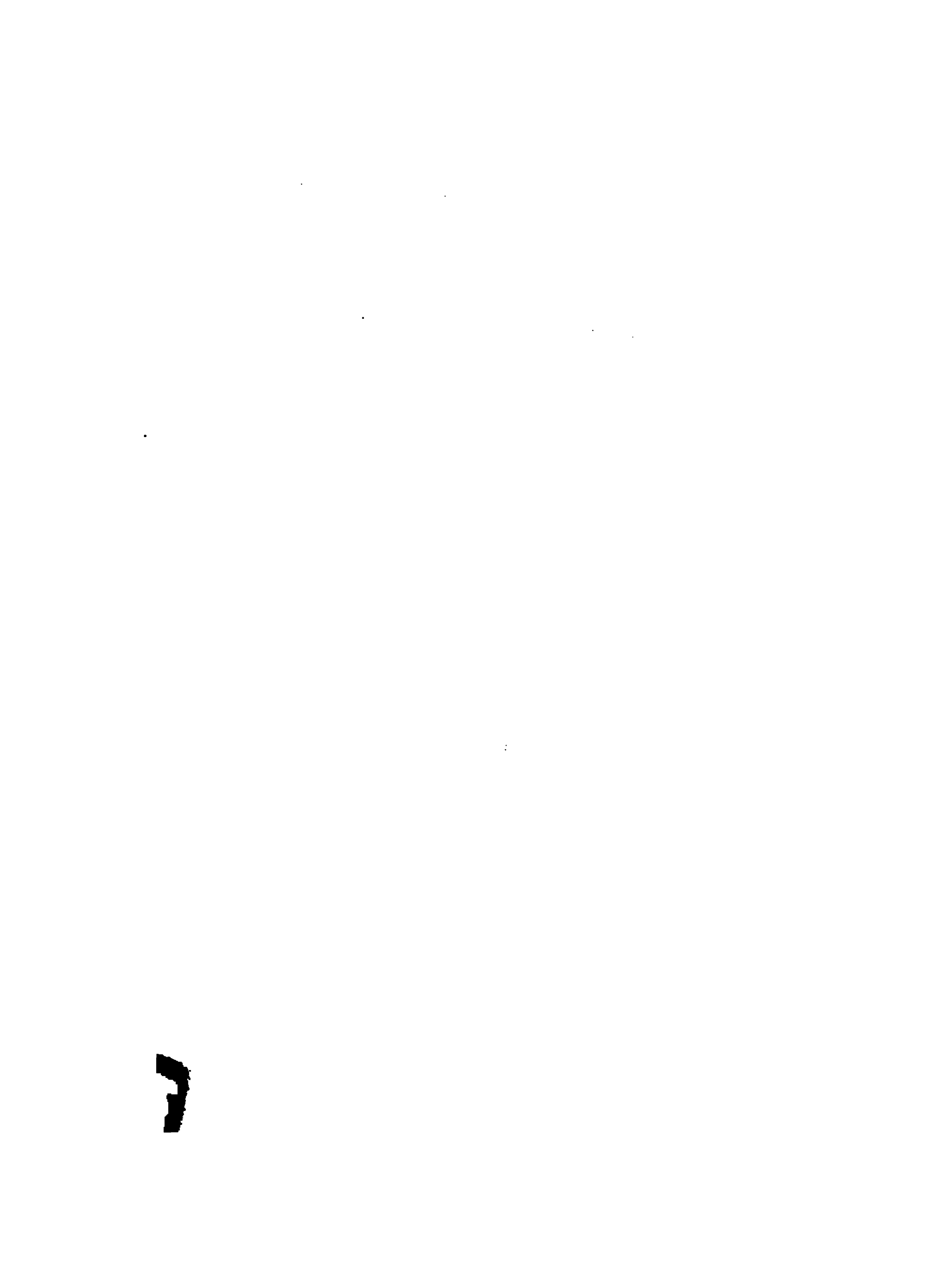
Privatdozent an der Universität Leipzig — Privatdozent an der Universität Berlin

4

SCHLEIERMACHER
ALS
PATRIOTISCHER PREDIGER

von

JOHANNES BAUER



Schleiermacher
als
patriotischer Prediger

Ein Beitrag zur Geschichte der nationalen Erhebung vor hundert Jahren

von

D. Johannes Bauer
Prof. d. Theol. in Königsberg i. Pr.

Mit einem Anhang
von bisher ungedruckten Predigtentwürfen Schleiermachers

Gießen 1908
Verlag von Alfred Töpelmann (vormals J. Ricker)

Druck von C. G. Röder G. m. b. H., Leipzig.

Meinem lieben Schwager

Herrn CARL RINGWALD in Emmendingen

zugeeignet.

Vorwort.

Dieses Buch kann der Verfasser nicht abschließen, ohne denen, die seine Untersuchungen gefördert haben, auch an dieser Stelle seinen herzlichen Dank auszusprechen.

Es war vor Jahren mein Lehrer Heinrich Bassermann, der mich zuerst in die Predigten Schleiermachers einführte und durch die Predigtanalysen des Heidelberger Seminars zu Studien auf dem Gebiete der Geschichte der Predigt und der Rhetorik anregte. Danken darf ich ferner dem Marburger Freundeskreis — Historikern, Philologen, Theologen — Kollegen und Schülern — für ihre aufmunternden und kritischen Ratschläge, die sie mir bei der Ausarbeitung und während des Druckes gegeben haben. —

Wer die Persönlichkeit und Wirksamkeit Schleiermachers nach einer bestimmten einzelnen Seite hin zu erkennen und darzustellen unternimmt, sieht sich immer wieder genötigt, den Zusammenhang mit seiner Bildungsgeschichte überhaupt aufzusuchen. Von der zeitgeschichtlichen Literatur, insbesondere von der umfangreichen Literatur über Schleiermacher, die ich eingesehen habe soweit sie mir zugänglich war, sind nur diejenigen Schriften ausdrücklich genannt, die für die nächsten Zwecke der Untersuchung und ihrer einzelnen Teile in Betracht kamen. Indessen sehe ich jetzt beim Überblick über das Ganze, daß ich bei der letzten Niederschrift da und

dort versäumt habe, das eine oder andere Werk anzuführen. Eine Schrift wenigstens sei hier noch nachgetragen: das wertvolle Buch von Hermann Bleck, die Grundlagen der Christologie Schleiermachers, Freiburg 1898, mit dem man namentlich meine Ausführungen über die „Weihnachtsfeier“ im ersten und dritten Abschnitt vergleichen möge, um Übereinstimmung und Gegensatz zu erkennen.

Nachdem der Druck des zweiten Abschnittes bereits abgeschlossen war, wurde mir eine andere gleichzeitige Übersetzung der Rede J. von Müllers bekannt: „Von dem Ruhm Friedrichs II. Vorlesung in der öffentlichen Sitzung der Königlichen Akademie der Wissenschaften, am 29sten Januar 1807, zur Feier der Wiedergedächtniß ihrer Stiftung. Durch Johann von Müller, Historiographen. Aus dem Französischen übersetzt von H. F. **. Berlin, bei J. D. Sander, 1807.“ 20 Seiten. Da sie in demselben Verlag erschienen ist wie der französische Originaldruck, so wird sie wohl von einem Freunde Müllers herrühren, wenn nicht sogar von ihm selbst. In die Gesamtausgabe der Werke J. von Müllers hat freilich sein Bruder J. G. Müller 1810 außer dem französischen Text nur die Übersetzung Goethes aufgenommen. Doch ist dies für den, der den Briefwechsel der beiden Brüder kennt, kein ausschlaggebender Gegenbeweis. Sollte aber H. F. mit Müller identisch sein, so erhebt sich die weitere Frage, ob nicht im deutschen Text die ursprüngliche Gestalt der Rede vorliegt und der französische Text, in dem die Rede vorgetragen wurde, nur eine Übersetzung ist. Dies könnte nur durch stilkritische Beobachtungen entschieden werden. Die Vergleichung der Übersetzung von H. F. mit der Goethes lehrt, daß jene nicht nur wortgetreuer ist, sondern im ganzen auch den Sinn und Ton des Originals besser getroffen hat (so scheint z. B. der Vorwurf gegen Müller, daß er den Rheinbund verherrlicht habe, auf die Darstellung Goethes zurückzugehen:

Goethe hat „union germanique“ mit „Deutscher Bund“ übersetzt, H. F. dagegen dem Zusammenhang nach richtiger mit „Deutscher Fürstenbund“). Gegenüber der „Übersetzung“ von H. F. ist Goethes Wiedergabe eine freie „Übertragung“ — im Stil Goethes. (Über J. v. Müller vgl. auch A. Harnack, Geschichte der k. Preuß. Akademie der Wissenschaften 1900, I, 2, S. 561.)

Gewiß wird der Kenner der Literatur und Geschichte jener Zeit noch vieles hinzuzufügen oder zu verbessern imstande sein: möge sich wenigstens die Grundlage dieser Untersuchung als ein Beitrag zum Verständnis Schleiermachers und zugleich der inneren Kräfte jener großen nationalen und geistigen Bewegung vor hundert Jahren erweisen!

Königsberg, Weihnachten 1907.

Johannes Bauer.

Inhaltsübersicht.

Abkürzungen.

(Vgl. auch die Literaturangaben S. 5, 11, 132, 144, 165, 252, 256.)

Br. I. II. III. IV.	= Aus Schleiermachers Leben. In Briefen. I und II, 2. Auflage 1860; III, 1861; IV, 1863.
Br. an Dohna	= Schleiermachers Briefe an die Grafen zu Dohna. Herausgegeben von J. L. Jacobi. Halle 1887.
Br. m. Gaß	= Fr. Schleiermacher's Briefwechsel mit J. Chr. Gaß. Mit einer biographischen Vorrede herausgegeben von Dr. W. Gaß. Berlin 1852.
Dilthey	= Leben Schleiermachers von Wilhelm Dilthey. I, 1870. Daraus:
Dilthey, Denkmale	= Denkmale der inneren Entwicklung Schleiermachers. Anhang zu Diltheys Schleiermacher.
Müller, Br.	= [Adolph Müller] Briefe von der Universität in die Heimath. Aus dem Nachlaß Varnhagen's von Ense. Herausgegeben von Ludmilla Assing. Leipzig 1874.

Thiel = [K. Thiel] Friedrich Schleiermacher, die Darstellung der Idee eines sittlichen Ganzen im Menschenleben anstrebend. Berlin 1835.

S. W. = Schleiermachers Sämmtliche Werke. I. Zur Theologie. III. Zur Philosophie.

Pr. I—X = Predigten (= S. W. II).

Um die Verwirrung, die in den Ausgaben und infolge davon in der gewöhnlichen Zitationsweise herrscht, einigermaßen auszugleichen, werden die Predigten nach der Zahl des Bandes, nach der Zahl der in diese aufgenommenen „Sammlungen“ und endlich nach den Nummern der einzelnen Predigten angegeben.

Die zwei ersten Bände der Gesamtausgabe der Predigten stimmen in der ersten Auflage von 1834 und in der zweiten „Neuen Ausgabe“ von 1843 in bezug auf Zahl der Sammlungen und der einzelnen Predigten überein, nicht aber in der Seitenzahl. Wo daher eine Seitenzahl angegeben ist, bezieht sie sich auf die erste Ausgabe von 1834, die noch heute verbreiteter ist als die spätere.

Die Originalausgaben der „Sammlungen“ sind nicht in derselben Reihenfolge erschienen, wie sie in die beiden ersten Bände der Reimerschen Gesamtausgabe aufgenommen wurden.

Band III enthält einen Teil der sogenannten „Reihen“ aus den Jahren 1831—1834 (vgl. unten S. 3 und 315). Die Zahl der Predigten ist in beiden Ausgaben von 1835 und 1843 gleich, die Seitenzahlen sind verschieden: beide Ausgaben sind unvollständig.

Der vierte Band enthält die in Einzeldrucken oder in Zeitschriften von Schleiermacher selbst veröffentlichten Predigten. Die „Neue Ausgabe“ von 1844 (= IV^2) ist chronologisch geordnet und hat zwei Predigten mehr als IV^1 vom Jahre 1835. Anzahl der Predigten, Anordnung der Nummern und Seitenzahlen sind daher in beiden Ausgaben völlig verschieden.

Die Bände V, VI, VIII, IX der Gesamtausgabe sind nicht nach „Sammlungen“, sondern nur nach der Reihenfolge der Einzelpredigten geordnet, Band X nach „Abteilungen“; Band VII enthält drei „Sammlungen“ d. h. Teile: Predigten von 1790—1793, von 1794—1796, aus dem Jahre 1810.

Der Reutlinger Nachdruck der beiden ersten Bände der Gesamtausgabe (beziehungsweise der letzten Auflagen der Originalausgaben), 3 Bände, 1835, ist im folgenden ebensowenig berücksichtigt wie die sogenannte „Neue und revidierte“ Ausgabe, die bei Großer, Berlin 1873 ff., erschienen ist.

Keine der vorhandenen Ausgaben hat die entsprechenden Sachregister, die die Predigten dem wissenschaftlichen Studium, namentlich zur unbedingt nötigen Vergleichung mit den theologischen und philosophischen Anschauungen Schleiermachers (z. B. mit der Glaubenslehre!), erst erschließen werden. Aus diesem Grunde wurden hier am Schluß einige Register beigefügt: beschränken sie sich freilich nur auf den Inhalt dieses Buches, so dürften sie doch manchem einen Dienst leisten, bis wir endlich einmal eine des großen Theologen würdige kritische Gesamtausgabe seiner Werke erhalten!

Einleitung.

Bei keinem Theologen des neunzehnten Jahrhunderts war der Beruf des Gelehrten und Universitätslehrers so eng verbunden mit der praktischen Wirksamkeit des Predigers wie bei Schleiermacher. Vom Jahr 1790 an hat er mit wenigen Unterbrechungen neben seiner vielverzweigten wissenschaftlichen und schriftstellerischen Tätigkeit über vierzig Jahre lang bis unmittelbar vor seinem Tod im Jahr 1834 im evangelischen Gemeindegottesdienst gepredigt — mit nie ermüdender Freudigkeit und vor zahlreichen dankbaren Zuhörern.

Innerhalb dieser reichen und reichgesegneten Wirksamkeit lassen sich drei Perioden unterscheiden.

Die erste Periode umfaßt die Jahre 1790—1804, die Predigten, die Schleiermacher als Kandidat 1790—1793 und als Hilfsprediger in Landsberg a. W. 1794—1796, dann als Geistlicher an der Charité in Berlin 1796—1802 und als Pfarrer in Stolp in Pommern 1802—1804 gehalten hat. Es ist die Zeit seiner Ausbildung zum Prediger.[1]

[1]) Warum die Predigten der Berliner Zeit bis 1802, insbesondere die erste Sammlung von 1801, noch zur ersten Periode gerechnet werden, läßt sich nur im Zusammenhang mit der Entstehungsgeschichte jener Sammlung begründen. Nur so viel sei hier bemerkt: der Text der ersten Auflage der ersten Sammlung steht einerseits den Reden viel näher, als man gewöhnlich annimmt, und er ruht doch andererseits auf Predigten aus der Landsberger Zeit. Natürlich sind auch zwischen der ersten und zweiten Sammlung (1808) inhaltliche Beziehungen vorhanden. Demgegenüber bestehen in bezug auf Form und Zweck der Predigten doch so starke Unterschiede, daß die erste Sammlung der älteren Periode zugewiesen werden muß. Rhenius, Schleiermachers Predigtweise, S. 11, möchte die Predigten der zweiten Sammlung und sogar noch die der dritten zur ersten Periode rechnen.

Die zweite Periode beginnt mit seiner Berufung als Professor nach Halle 1804 und reicht etwa bis zum Jahr 1819. Für diese Abgrenzung sind äußere und innere Gründe maßgebend. Über die Jahre 1813—1817 sind wir ganz unzulänglich unterrichtet: nur sehr wenige Predigten jener Jahre sind erhalten. Die Predigten aber seit Beginn der Studien für die Glaubenslehre, seit 1819, unterscheiden sich inhaltlich und formell in verschiedenen Punkten von den früheren und bilden den dritten und letzten Abschnitt seiner Predigertätigkeit.

Gegenstand unserer Untersuchung bildet ein Teil der Predigten aus der zweiten Periode: die Predigten patriotischen Inhalts, wie er sie zuerst in Halle im akademischen Gottesdienst unmittelbar vor und nach der Schlacht bei Jena, dann ohne bestimmten Auftrag in Halle und in verschiedenen Kirchen Berlins, vom Jahr 1809 an als Pfarrer der Dreifaltigkeitskirche gesprochen hat. Neben den Predigten über den christlichen Hausstand vom Jahr 1818 hat man sie immer zu seinen besten und größten gerechnet.

Leider sind sie in den Kreisen unserer Theologen und Pfarrer, aber auch bei den Historikern heute nicht so bekannt, wie sie es verdienen. Unzweifelhaft trägt einen großen Teil der Schuld — Schleiermacher selbst. Seine Ansicht über den Unterschied zwischen literarischer und gesprochener Rede, daß die gedruckte Rede eine angestrengtere Aufmerksamkeit in Anspruch nehmen könne als die gesprochene, eine Ansicht, die er bis zuletzt festgehalten hat, war verfehlt. Sie hat wenigstens ihn selbst dazu verführt, in den von ihm herausgegebenen Predigten häufig allzu starke Zumutungen an das Verständnis und den guten Willen des Lesers zu stellen: sie können nicht gelesen, sie müssen studiert werden.[1]

---

[1]) Vgl. Vorwort zur ersten Sammlung von 1801, zur dritten Sammlung von 1814, zur vierten von 1820 und den Brief Schleiermachers im dritten Band der Grosserschen Ausgabe der Predigten von 1874. Inwieweit er im Recht ist mit der Unterscheidung von literarischer und gesprochener Predigt, insbesondere ob er Lichtenberg, auf den er sich beruft, überhaupt richtig verstanden hat, kann hier nicht näher untersucht werden. Das aber ist sicher: seine Ansicht hängt mit der Gewohnheit

Dazu ein zweiter Grund. Schleiermachers patriotische Predigten sind Zeitpredigten, aus der Zeit erwachsen und für seine Zeit bestimmt. Sie sind ihrem Inhalt und Zweck nach eng verknüpft mit der Stimmung des Predigers, mit den Verhältnissen und Empfindungen seiner Zuhörer. Sobald man den Hintergrund erkennt und versteht, von dem sie sich abheben, beginnen sie erst in ihrer vollen Größe und Schönheit auf den Leser zu wirken. Wie viele Predigten sind in der Literatur vorhanden — auch von Schleiermacher besitzen wir solche —, die in ihren allgemeinen religiösen Grundgedanken wohl den Charakter ihrer Entstehungszeit ansichtragen, die aber ihren wesentlichen Grundzügen nach zu verstehen sind ohne genauere Kenntnis der Lebensverhältnisse des Predigers. Welche Stellung die patriotischen Predigten Schleiermachers in der Literatur jener Zeit einnehmen, was sie bedeuteten als Zeugnisse des Predigers und für die Hörer, wird uns heute nur klar, indem wir ihren Zusammenhang mit der Geschichte seines Lebens und seiner Zeit zu erkennen suchen.

Die wichtigste Quelle für Schleiermachers Anschauungen in jener Zeit ist sein Briefwechsel: Briefe und Predigten erklären und ergänzen sich gegenseitig.[1]

---

zusammen, die Predigten vor dem Vortrag nicht aufzuschreiben. Übrigens darf man nicht alle von ihm selbst veröffentlichten Predigten in dieser Hinsicht einander gleichstellen. Eine genauere Kritik zeigt, daß er den Grundsatz in sehr verschiedener Weise, strenger und leichter, befolgt hat. Namentlich wurde eine Reihe der im IV. Band der Reimerschen Gesamtausgabe zusammengestellten und ursprünglich in Einzeldrucken erschienenen Predigten von ihm nur flüchtig durchgesehen, oft nicht anders als die des III. Bandes, die sogenannten „Reihen" aus den letzten Jahren seines Lebens; sie gehören daher mit einzelnen aus dem II. Band der Festpredigten nicht zu der Gruppe der „literarischen" Predigten in Sammlung 1—7.

[1]) Eine ausgezeichnete Auswahl der Briefe bis 1808 hat kürzlich M. Rade herausgegeben (Schleiermacher-Briefe, Jena 1906). Eine neue kritische Ausgabe, die auch die vielen in Zeitschriften und Büchern zerstreuten Briefe aufnehmen, die mannigfachen Fehler, Ungenauigkeiten und Lücken der beiden ersten Bände der Briefsammlung verbessern und ein ausführliches Register enthalten müßte, ist ein dringendes Bedürfnis. Ohne einen Index ist eine Briefsammlung von dieser Bedeutung für den Historiker nahezu unzugänglich!

Allein bei Schleiermachers Predigten wendet sich das Interesse des Lesers nicht bloß dem Gedankeninhalt zu. Seine Predigten sind rednerische Kunstwerke und wollen als solche angesehen werden. Die Art und Weise, wie er den Stoff darreicht, ist von höchster Bedeutung auch für ein tieferes Verständnis des Inhalts. Die Darstellungsform der Rede aber wird bei allen großen Rednern nur durch eine genaue rhetorische Analyse des Gedankengangs erkannt. Erst dann erschließt sich auch bei Schleiermacher die wunderbare Einheit von Form und Inhalt, der dramatische Fortschritt der Gedankenentwicklung mit Rücksicht auf den Endzweck, die Beziehungen der einzelnen Gedankengruppen und Sätze zueinander: die Eigentümlichkeiten einer Rede als Kunstwerk.

Unnötig wäre es und zugleich ermüdend, dies bei allen oder dem größeren Teil der patriotischen Predigten nachzuweisen. Es wird genügen, eine Predigt als Beispiel auszuwählen. Und zwar eine der vollendetsten. Man wird nicht alle Eigenschaften eines Werkes auf die anderen übertragen dürfen — jedes Kunstwerk ist eine eigenartige Schöpfung —, aber die charakteristischen Merkmale einer Künstlerpersönlichkeit lassen sich am besten an einem Werk entwickeln. Von den Meisterwerken steigt man herab, um die Züge auch bei den geringeren, bei den nicht hinreichend durchgearbeiteten oder nicht vollendeten zu suchen.

Hiermit haben wir den Gang unserer Untersuchung angedeutet.

Wir beginnen mit einem Überblick über Schleiermachers Predigertätigkeit in den Jahren 1804 bis 1815 beziehungsweise 1818, bei dem wir unsere Aufmerksamkeit vor allem auf den inneren Zusammenhang zwischen der Stimmung des Predigers und seines Publikums, der Hörer und Leser, richten. Die Inhaltsangaben der Predigten werden mit beständiger Rücksicht auf die rednerische Gedankenanlage mitgeteilt. Dabei bietet sich Gelegenheit, mancherlei Unrichtigkeiten der Chronologie und Bibliographie zu beseitigen oder neue Fragen aufzuwerfen.



Dann wenden wir uns einer einzelnen Predigt zu.

Während im ersten Abschnitt eine Auseinandersetzung mit der Form die stillschweigende Voraussetzung und Grundlage war, so bildet diese, die Art und Weise der Gedankenentwicklung, jetzt den Ausgangspunkt. Wir suchen einen Einblick zu erhalten in das innere Gefüge des Kunstwerks und lassen es vor unseren Augen neu entstehen durch Beschreibung und Zergliederung. Und von der Form gehen wir zum Inhalt und zur geschichtlichen Bedeutung der Predigt über.

Am Schluß kehren wir zurück zum allgemeinen Teil, indem wir eine Charakteristik der Predigtweise Schleiermachers in dieser Periode zu geben versuchen.

Unsere Aufgabe ist demnach eine historische; wir wollen Schleiermacher als Prediger aus seiner Zeit heraus zu verstehen suchen. Anwendungen auf die Aufgabe der Predigt in der Gegenwart bleiben völlig außer Betracht. Sie lassen sich von einem Leser, der selbst Prediger und Redner ist, leicht ziehen.

Gelingt es aber dieser Untersuchung, neues Interesse für das Studium der Predigten Schleiermachers zu wecken, sei es nun nach der rednerischen oder nach der historischen Seite hin, so ist ihr letzter Zweck erreicht. Der Leser möge dann den Führer verlassen, der ihm da und dort den Weg gezeigt hat, und sich an dem Meister und seinen großen Werken selbst erfreuen, erheben, begeistern.

Schleiermachers patriotische Predigten sind ihrem Inhalt nach grundlegend besprochen von Wehrenpfennig, Protestant. Kirchenzeitung VI, 1859, Sp. 873 ff., — störend wirken hier die Reflexionen des Verfassers über die politische Lage des Jahres 1859, die oft von Schleiermachers Worten nicht zu unterscheiden sind; dann im Zusammenhang mit Schleiermachers politischer Gesinnung und Wirksamkeit überhaupt von Wilhelm Dilthey, Preuß. Jahrb. X, 1862, S. 234 ff. Kurze Übersichten geben Gustav Baur, Schleiermacher als Prediger in Deutschlands Erniedrigung und Erhebung, Leipzig 1871, und Julius Smend, Die politische Predigt Schleiermachers von 1806 bis 1808, Straßburger Rektoratsrede 1906 — dieser mit Anwendungen auf die Gegenwart.

Aus der Literatur der Geschichte der Predigt seien hier nur genannt: A. Schweizer, Schleiermachers Wirksamkeit als Prediger, Halle 1834; K. W. Rhenius, Fr. Schleier-

machers Predigtweise, 1837; W. Gaß, Schleiermacher als Homilet, Predigt der Gegenwart, 1864, S. 119 ff.; K. Egelhaaf, Zeitschr. f. Pastoraltheologie IV, 198 ff.; H. Hering, Die Lehre von der Predigt, 1905, S. 216 ff.; vgl. ferner: Wilhelm Baur, Geschichts- und Lebensbilder I, 1864, S. 313 ff., und vor allem D. Schenkel, Friedrich Schleiermacher, Ein Lebens- und Charakterbild, 1868.

In dieser Literatur sind von den patriotischen Predigten meistens nur die der zweiten und einige aus der dritten Sammlung oder verschiedene Einzeldrucke berücksichtigt.

Erster Abschnitt.

Schleiermachers Predigertätigkeit
von 1804—1818.

I.

Halle und Berlin 1804—1809.

Aus dem weltabgelegenen Stolp in Hinterpommern wurde Schleiermacher im Jahr 1804 als Professor und Universitätsprediger nach Halle berufen. Die zwei voraufgegangenen Jahre waren nach seiner eigenen Empfindung die unglücklichsten seines Lebens gewesen, unglücklich wegen seiner persönlichen Verhältnisse und wegen der unbefriedigenden Tätigkeit im Amt. Die Bewerbung um eine Predigerstelle in Königsberg, die er nach kaum halbjährigem Aufenthalt in Stolp im Herbst 1802 versucht hatte, war erfolglos geblieben. Nur unter großen Bedenken und nach längerem Schwanken hatte er am Anfang des Jahres 1804 einen Ruf als Professor für praktische Theologie an die noch zu gründende evangelische Fakultät in Würzburg angenommen. Um so mehr erfreut war er nun über die neue Wendung seines Lebens. Was ihm schon 1802 bei der Bewerbung um die Königsberger Stelle als „höchstes Ziel seiner äußeren Wirksamkeit in der Welt vorgeschwebt hatte: Prediger und akademischer Lehrer zugleich zu sein“ — war jetzt erfüllt. Und zu besonderer Freude gereichte es ihm, daß er ein „mitwirkendes Glied der bürgerlichen Gesellschaft seines Heimatlandes sein werde, unter den Gesetzen des Vaterlandes, die er im ganzen liebte

und ehrte und von denen er wußte, daß sie zum Guten hinführen".[1]

Für dieses Doppelamt war der sechsunddreißigjährige Professor durch seine bisherige Tätigkeit und seine Lebensschicksale in besonderer Weise vorbereitet.

Seit den Reden über die Religion (1799) und den Monologen (1800) war er vielen Gebildeten in Norddeutschland als religiöser Schriftsteller bekannt. Der gelehrten Welt war er nähergetreten durch die Grundlinien einer Kritik der bisherigen Sittenlehre (1803) und den ersten Band der Platoübersetzung (1804); der anregende Verkehr des Berliner Freundeskreises hatte ihn in die Bestrebungen der zeitgenössischen Literatur und Ästhetik wie in das gesellschaftliche Leben überhaupt eingeführt; mancherlei ernste persönliche Erfahrungen hatten seine Lebensanschauungen vertieft und geklärt. Sein Interesse an den Fragen des kirchlichen Lebens, besonders an der wichtigsten des Protestantismus jener Zeit, an der Union, hatte er in Reformschriften (Briefe bei Gelegenheit der politisch-theologischen Aufgabe usw. 1799; zwei unvorgreifliche Gutachten 1804) betätigt; die Freude an pädagogischen Aufgaben war in den letzten Jahren gewachsen (Br. I, 313, 316ff., 336) — sie sollte, zugleich mit den Erfahrungen der Freundschaft, eine wertvolle Grundlage für den Verkehr des Dozenten mit der studentischen Jugend bilden. Der „Enthusiasmus für die Kanzel" (Br. III, 376) hatte stets zugenommen, trotzdem die Wirksamkeit in Berlin und Stolp

[1]) Urteile über seine Stimmung und Lage in Stolp z. B. Br. I, 382; III, 400. Bewerbung um Königsberg: Br. III, 324 ff.; Br. an Dohna S. 21 ff. Würzburg: Br. an Dohna S. 33 ff.; Br. III, 376 ff.; I, 389 ff. Katheder und Kanzel: Br. an Dohna S. 19 aus dem Jahr 1802; die Annahme des Rufs nach Würzburg ward ihm auch darum schwer, weil er sich nicht recht entschließen konnte, „von der Kanzel ganz Abschied zu nehmen". Br. an Dohna S. 34, vgl. aber Br. III, 387; Br. II, 44, Dez. 1805; Müller, Br. S. 281 vom Jahr 1806 beim Ruf nach Bremen; Br. IV, 176 vom Februar 1810; Urteil von W. Gaß in der Vorrede S. XI zum Briefwechsel zwischen Schleiermacher und J. Chr. Gaß. Freude über die Anstellung im Vaterland: Br. I, 394; er fühlte sich, allerdings im Gegensatz zu seinem Freunde Fr. Schlegel, „unabänderlich an Staat und Stand gefesselt", Br. III, 384.

eine engbegrenzte war.[1] Zehn Jahre lang schon hatte er gepredigt und, wie wir aus den erhaltenen Entwürfen einiger Jahre ersehen, mit außerordentlichem Fleiß bei der Vorbereitung. Im Jahr 1801 war eine erste Sammlung von Predigten erschienen.

Im Oktober 1804 trat Schleiermacher das Amt an. Doch wenn er auch alsbald seine Lehrtätigkeit eröffnete — auf das Predigtamt sollte er noch nahezu zwei Jahre warten und durch eine eigentümliche Verkettung von Umständen den ersten akademischen Gottesdienst erst in dem Augenblick halten, als der unglückliche Krieg zwischen Preußen und Napoleon unmittelbar bevorstand.

In Halle waren zwar schon von 1719 an von einzelnen Professoren der Theologie in der Schulkirche beim lutherischen Gymnasium besondere Gottesdienste für die Universitätsangehörigen gehalten worden, doch ohne ausdrücklichen Auftrag und ohne bestimmte Reihenfolge. 1781 und die folgenden Jahre predigte Niemeyer im Sommer alle drei Wochen vor einer zahlreichen Versammlung. Aber seit 1788 fanden diese Gottesdienste nicht mehr statt. Einen Ersatz bildeten wohl die zuerst von Semler, dann von Niemeyer am Sonntag von 11—12 Uhr gehaltenen religiösen Vorträge über ausgewählte Themata aus dem Gebiet der Moral und der Dogmatik.[2]

Dem neu ernannten Universitätsprediger, dem ersten reformierten Mitglied der bis dahin lutherischen Fakultät,

---

[1]) Vgl. den schönen Brief vom 1. April 1803 aus Stolp I, 362: „Seit den neun Jahren meiner Amtsführung ist mir mein Beruf immer lieber geworden, auch in seiner unscheinbaren Gestalt und seinem nachteiligen Verhältnis zum Geiste dieser Zeit; und ich glaube, wenn ich ihn jetzt aufgeben müßte, würde ich noch tiefer trauern, als um alles, was ich jetzt verloren habe. Es gehört dazu freilich, daß man sich über alles Kleine hinwegsetzt, rein auf die Hauptsache hinarbeitet und das Ideal des Verhältnisses im Auge hat."

[2]) W. Schrader, Geschichte der Friedrichs-Universität zu Halle 1894, I, S. 91, 338, 574. Bullmann, Denkwürdige Zeitperioden der Universität Halle 1833, S. 41. A. H. Niemeyer, Akadem. Predigten und Reden 1819, S. 81 (Predigt bei der Wiedereröffnung des akademischen Gottesdienstes am 6. Nov. 1806).

traten nun allerlei Schwierigkeiten entgegen, als er seine gottesdienstliche Gemeinde sammeln wollte. Endlose Verhandlungen über Zeit und Ort des Gottesdienstes, zuerst zwischen der Fakultät und den beiden Gemeinden, der lutherischen wie der reformierten, dann zwischen dem Magistrat, dem Garnisonskommando und der Universität schienen zu keinem Ziele zu kommen.[1]

Am Anfang war Schleiermacher ein kleiner Verzug nicht unlieb, um nicht sofort mit Arbeit überhäuft zu werden. Bald aber beschwerte er sich, trotz allen erfreulichen Erfolges seiner Lehrtätigkeit, mit steigender Ungeduld über die Verzögerungen und konnte es kaum mehr erwarten, bis er im eigenen Amt „von dem Heiligsten öffentlich reden durfte", Br. II, 11, 17, 18.

So suchte er inzwischen sein „sehnsüchtiges Verlangen nach einer Wirksamkeit auf der Kanzel" durch Gastpredigten in der reformierten Domkirche zu stillen und fand in kurzem in diesen vereinzelten Gottesdiensten eine andächtige und dankbare Gemeinde, die nicht zum geringsten Teil aus Studenten bestand.

Endlich, nach nahezu zwei Jahren, waren die Hindernisse überwunden und der erste akademische Gottesdienst konnte stattfinden, am 3. August 1806 — während schon beide Staaten, Frankreich und Preußen, den Krieg vorbereiteten, die Verhandlungen und Erwägungen in Preußen, ob Krieg oder Frieden, hin- und hergingen und unruhige Spannung sich der Gemüter bemächtigt hatte. In diesem Augenblick begann

[1]) Br. III, 395, 402; IV, 109; Br. II, 8, 11, 40, 44, 49, 54, 66. Schrader 575; Br. m. Gaß 3, 8, 13, 22, 32, 37, 40, 46. Müller, Br. 138, 182. Die Anstellungsurkunde vom 10. Mai 1804 sieht die Berufung als ein ausdrückliches Zeichen an, daß die Fakultät den Absichten des Königs auf eine immer größere Annäherung der leider jetzt nur in Nebendingen verschiedenen protestantischen Religionsparteien entgegenkomme. Br. III, 390; Br. an Dohna S. 39. Schrader II, 529. Verschiedene Kabinettsordres in bezug auf die Anstellung Schleiermachers: Deutsch-Evang. Blätter 1885, S. 415 ff. Im Januar 1806 wurde Schleiermacher zum ordentlichen Professor ernannt. Auch unter seinen theologischen Kollegen hatte Schleiermacher einen schweren Stand: Berührungspunkte hatte er eigentlich mit keinem.

Schleiermacher seine Tätigkeit als Universitätsprediger!

Zum Glück sind wir über seine Predigtwirksamkeit von 1804 bis 1808, namentlich über die in Halle und über ihren außerordentlichen Erfolg gut unterrichtet — durch die Berichte einiger treuer Zuhörer. Sie alle stehen unter dem starken Eindruck einer völlig neuen und mächtig ergreifenden Predigtweise. Es muß ihm in reichem Maße gelungen sein, was ihm als Ideal vorschwebte: „durch das Verhältnis der Kanzelvorträge zu den Vorlesungen den Studierenden das Verhältnis der Spekulation und der Frömmigkeit recht anschaulich zu machen und sie so von beiden Orten zugleich zu erleuchten und zu erwärmen" Br. II, 44.

Sein Freund und Kollege Steffens, der dänische Dichter Oehlenschläger, der nie eine Predigt Schleiermachers versäumte, seine Schüler Johannes Schulze, Karl von Raumer, Adolph Müller, Karl Thiel, Varnhagen von Ense — Philologen, Naturwissenschaftler, Mediziner gaben ihrer Bewunderung und Dankbarkeit für die religiöse Kraft seiner Worte und die nachhaltige Anregung ihres inneren Lebens einen den Leser auch heute noch überzeugenden Ausdruck. Besonders wertvoll sind die Briefe des Bremer Studenten der Medizin Adolph Müller, die er von Halle und Berlin aus in seine Heimat geschrieben hat und die in der Literatur über Schleiermacher bisher zu wenig beachtet wurden. Die Äußerungen über Schleiermachers Predigten, seine Persönlichkeit, seinen Verkehr mit Freunden und Studenten gehören zu den anziehendsten Teilen der Briefe. Müller kann nicht genug Worte finden, um seine Begeisterung zu schildern.

Oehlenschläger, Schriften II, 8; C. Varrentrapp, Johannes Schulze 1889, S. 40ff., K. von Raumers Leben 1866, S. 43 und K. von Raumer, Erinnerungen aus den Jahren 1813 und 1814, 1850, S. 7. In den zwanziger Jahren war Steffens infolge seiner veränderten religiösen und kirchlichen Ansichten nicht mehr mit Schleiermachers Predigten einverstanden, Br. IV, 328.

A. Müller, Briefe von der Universität, 1874. Über Müller urteilt Steffens V, 151 sehr günstig.

K. Thiel, Friedrich Schleiermacher, die Darstellung der

Idee eines sittlichen Ganzen im Menschenleben anstrebend, Berlin 1835. Diese „Rede an seine ältesten Schüler aus den Jahren 1804—1806 zu Halle von einem der ältesten unter ihnen“ hat Thiel in den Tagen nach Schleiermachers Beerdigung im Februar 1834 niedergeschrieben und sie seinem Studienfreunde Geh. Justizrat Heinrich Reinhard gewidmet, der Thiel zuerst mit Schleiermachers Schriften bekanntgemacht hatte: ein begeistertes Zeugnis für Schleiermachers Einfluß auf seine Schüler. Schade, daß das Büchlein mehr Urteile und Reflexionen als tatsächliche Angaben enthält. Thiel ist wohl der im Briefwechsel mit Gaß, S. 73, als Schüler Wolfs und Schleiermachers erwähnte Philologe. 1834 erschien eine Schulausgabe der Aeneis von K. Thiel.

Johannes Schulze hat selbst in den Jahren 1810 und 1811 Predigten veröffentlicht. Mir war nur das zweite Bändchen zugänglich: Reden über die christliche Religion. S. ist inhaltlich abhängig von Schleiermacher, das Wesen seiner Beredsamkeit hat er aber nicht verstanden. Vgl. das Urteil Varrentrapps S. 82.

Varnhagen v. Ense, Denkwürdigkeiten des eignen Lebens. 2. Aufl. I.

Schon eine der ersten Predigten Schleiermachers in Halle war patriotischen Inhalts. Es war die am 17. März 1805 gesprochene Gedächtnisrede auf die Königin-Witwe über Offenb. 14, 13 — eine Predigt, die durch die Umstände, unter denen sie gehalten wurde, Aufsehen erregte, von einigen Zuhörern scharf kritisiert und bis in die neueste Zeit nicht ohne einen gewissen Tadel erwähnt wurde.[1] Er hat sie nach einer Nachtwanderung auf den Petersberg, scheinbar ohne genügende Vorbereitung gesprochen. Sie ist nicht gedruckt und nur durch die Beschreibung von Steffens und Müller bekannt. Doch sollte allein die Schilderung Steffens' von jener Wanderung genügen, um Schleiermacher zu rechtfertigen. „Die Nacht ist mir auf immer unvergeßlich. Wir schlossen uns nie inniger, nie tiefer füreinander auf. Mir erschien Schleiermacher nie geistig größer, nie sittlich reiner. . . . . Die tiefe Religiosität seiner

---

[1]) Schrader I, 631: „Er bekundete seine Meisterschaft in etwas auffälliger Weise durch die nur halb vorbereitete Rede auf die Königin-Witwe.“ — Aus der Darstellung Steffens' geht deutlich hervor, daß die Predigt vorbereitet war. Übrigens war Schleiermacher doch nach einer zehnjährigen Tätigkeit als Prediger kein Anfänger mehr!

Sittlichkeit trat mir nie näher. Der Erlöser war in unsere Mitte getreten, wie er es versprochen hatte, wo zwei oder drei in seinem Namen versammelt sind. .... Schleiermacher, ein rüstiger Fußgänger, eilte voran. Kaum vermochten wir ihm zu folgen. Wir merkten, wie er in tiefes Nachdenken versunken war, und wir störten ihn nicht. .... Er bestieg die Kanzel. Ein jeder, der ihn gehört hat, weiß, wie sehr seine Persönlichkeit durch besonnenen Ernst von der Kanzel herab imponierte. Seine Rede zeigte die kunstreiche Anordnung aller Teile, die ihn als Redner so sehr auszeichnete. Der Inhalt war klar, der Gegenstand würdig behandelt. Bei äußerer Ruhe, ja scheinbarer Kälte des Vortrags machte er dennoch einen tiefen Eindruck, und ein jeder mußte die Kirche verlassen mit der Überzeugung von der Nichtigkeit aller irdischen Verhältnisse, auch der größten, seiner göttlichen Bestimmung gegenüber."[1]

Was ein Student damals von dem Freunde Schlegels und Novalis' erwartete, zeigt die Darstellung Müllers (Br. 175, 182):

„Einige meinten, er habe nicht genug moralische Betrachtungen gemacht, er habe seiner Stimme nicht genug Würde gegeben, und was es dergleichen mehr gibt. Mir genügte er sehr, ich fand die höchste Kunst und Einheit bei der größten Popularität darin, und was mir am besten gefiel, war, daß er sichtbar nicht nach der Gunst des Volkes haschte. Er hatte lauter Studenten und Honoratioren vor sich, da es eine akademische Gedächtnisfeier sein sollte, aber seine Sprache war weder gelehrter noch blütenreicher als sonst. Ich erwartete poetische Ansichten über Tod und neues Leben, ich träumte mir schon Ähnliches wie die unsterblichen Hymnen von Novalis; aber weit gefehlt, hielt er sich streng an seinen Gegenstand, schilderte Familienglück, sprach von dem Geschichtlichen und Persönlichen der verstorbenen Dame und verband das Ganze durch den Satz aus der Offenbarung Johannis: Selig sind, die in dem Herrn sterben usw."

Der Tag läßt sich jetzt genau feststellen. Die Königin Friederike, zweite Gemahlin Friedrich Wilhelms II., ist ge-

---

[1]) Steffens, Was ich erlebte, 1842, V, 145 ff. K. von Raumers Leben S. 51 ff.; Schleiermacher, Br. II, 17, 19; IV, 112?; Br. m. Gaß S. 22.

storben am 25. Februar, beigesetzt am 4. März. Die allgemein angeordnete Gedächtnisfeier fand am 17. März, am Sonntag Okuli, statt. Der Text war vorgeschrieben. Vgl. die Tagebuchblätter Fr. Delbrücks, Monum. Germ. Paed. XXXVI, S. 15 und 235. Müllers Angaben S. 175 über das Datum (25. Febr.) sind unrichtig. Die Predigt könnte frühestens am 3. März gehalten sein. Der 10. März kommt wegen des Geburtstages der Königin Luise nicht in Betracht. Der Brief II, 17 vom 12. März und der undatierte II, 17 erwähnen eine früher gehaltene Predigt. Vielleicht am 25. Febr. (Estomihi): dann wäre die Verwechslung Müllers erklärlich. Da die Bemerkung Müllers S. 182 sich nicht auf die im vorausgegangenen Brief an die Schwester erwähnte Gedächtnispredigt beziehen kann, so ist wahrscheinlich das Datum des Briefes No. 72, S. 180, falsch und muß 24. März heißen.

Über eine am 24. März am Sonntag Lätare 1805 gehaltene Predigt berichtet Müller (S. 182): „Noch nie habe ich jemand so ruhig und zugleich so innig sprechen gehört. Das Edelste und Göttlichste erschien in der größten Einfalt. Nichts von einer kanzelentweihenden Bigotterie, nichts von der Kanzelkoketterie, nichts von gesuchter Aufklärungssucht, die ruhigste, reinste Begeisterung.“

Von den Predigten aus der Zeit bis zum 3. August 1806 ist keine gedruckt. Im Mai und September 1805 schrieb er, daß er einigemal gepredigt habe, darunter auch einmal gegen den „irreligiösen und unsittlichen Schwindel“, den die Gallsche Schädellehre nach einigen Vorträgen Galls in Halle hervorgerufen hatte. Der Text dieser wohl Anfang August gehaltenen Predigt war 1. Kor. 12, 4—6 und schloß sich sehr nahe an eine der gedruckten Predigten an — wohl die vierte der ersten Sammlung. Sie stellte die „schlechte, materialistische und fatalistische Gesinnung dar, die mit jener Lehre verbunden war, und die Folgen für die Menschenkenntnis, die Erziehung und das Urteil über die Menschen“. Am 25. November 1805 predigte er mit lebhafter Einwirkung auf Steffens.[1] Im Januar 1806 schrieb Müller an seine Schwester (S. 278):

[1]) Briefw. m. Gaß S. 22, 28; Br. II, 35. 36; Müller, Br. 216. — Br. II, 42; IV, 124. Spalding an Schleiermacher: „Mit Enthusiasmus sprechen einige von seinen Predigten“ IV, 121.

„Wenn du sähest, wie ein christlicher Mann mit aller Lebendigkeit und heiliger Begeisterung sein Innerstes vor der Versammlung aufschließt, wenn du schautest, wie der größte Mann (ich meine Schleiermacher — in Wahrheit weiß ich ihm niemand an die Seite zu stellen) nicht durch schlaue auf den Effekt berechnete Worte, sondern durch die Rede, die frei und unwillkürlich aus der ersten hohen und klaren Idee fließt, seine Zuhörer, die Andächtigen, in seinen Himmel, in dem er immer lebt, trägt und leitet!"

Eine gewisse Entschädigung für die fehlenden Predigten aus den Jahren 1805 und 1806 scheint auf den ersten Blick eine Schrift zu bieten, die Schleiermacher in der Adventszeit 1805 in wenigen Wochen niedergeschrieben und alsbald veröffentlicht hat: die Weihnachtsfeier.

Ein religiöser Traktat von der Art der Reden wendet sie sich an den Kreis gebildeter Zeitgenossen, wie heute etwa eine Weihnachtsbetrachtung in einer unserer Zeitschriften. Man könnte annehmen, daß er ähnliche Gedanken damals in einer Weihnachtspredigt vorgetragen habe — wenn man nur mit Sicherheit wüßte, welche von den verschiedenen Ansichten, die die Personen des Dialogs vertreten, die Meinung des Verfassers wiedergeben! Doch das ist ja gerade die Tendenz der Schrift: sie will das Recht verschiedener religiöser Anschauungsweisen klarlegen, das Recht des Individualismus, wie ihn Schleiermacher verstanden hat. Vielleicht ist die Sache dann so, daß weder verschiedene Richtungen des Zeitalters, noch verschiedene Lebensepochen des Schreibers dargestellt sind, daß überhaupt keine der redenden Personen Schleiermachers Ansicht vollkommen, sondern jede nur ein Stück wiedergibt.

Das bestätigt sich, sobald man den literarischen Charakter der Schrift beachtet. Sie gehört, von diesem Gesichtspunkt aus betrachtet, in die Gruppe der Reden und Monologen. Seit dem Studium Platos beschäftigte Schleiermacher die ästhetische Form des Dialogs, und die Weihnachtsfeier ist ein Versuch dieser Art im Gegensatz zu den Monologen (den Dialog über das Anständige, Br. IV, 501 ff. hat er nicht selbst veröffentlicht), zugleich auch ein Versuch in der Erzählungsform (Br. II, 50, 62). Solange mir nur die S. W. I, 1, S. 467 ff. abgedruckte zweite Auflage von 1827 bekannt war, schien mir

die Schrift als Versuch eines Dialogs gänzlich mißlungen zu sein. Die Vergleichung mit der ersten Auflage änderte das Urteil. Ist auch die Figur des Kindes schon hier verzeichnet, so ist die Sprache doch klarer und einfacher. Schleiermacher hat später namentlich in den Reden Leonhards und Eduards den Inhalt so stark geändert, daß der Stil durch die Einschachtelungen und Abschwächungen sehr gelitten hat. Der Text der ersten Ausgabe gestattet daher auch nicht, in der Schrift das wichtigste Dokument der Wandlung Schleiermachers in seiner Schätzung der Person Jesu zu erblicken, wie das Mulert S. 51 kürzlich getan hat, dem, nach S. 81 zu schließen, die erste Ausgabe nicht zugänglich war.

Die Weihnachtsfeier ist ein poetisches Stimmungsbild aus der bewegten Zeit nach der endgültigen Trennung von Eleonore Grunow: Altes und Neues geht nebeneinander her, Rückblicke auf vergangene Lebenserfahrungen, Ausblicke in die Zukunft. Hier werden wir erinnert an Gedanken aus der Berliner Zeit mit Schlegel und Henriette Herz, an Novalis und noch weiter zurück an die Tage der Brüdergemeinde — ein anderes Mal glaubt man den Verfasser des „Christlichen Glaubens" zu hören.

Ein Wort aus der Weihnachtsfeier ist hier anzuführen, weil es uns zeigt, wie ernst Schleiermacher schon im Dezember 1805 die politische Lage seines Vaterlandes auffaßte.

„Wenn die andächtige, demütige Liebe", sprach Leonhard, „bei euch so recht vorhielte, wahrlich, ihr Frauen wäret die Heldinnen dieser Zeit, ihr lieben idealistischen Schwärmerinnen mit eurer Verachtung des Einzelnen und Wirklichen, und man sollte bedauern, daß eure Gemeinde nicht stärker ist und daß ihr nicht lauter tüchtige, schon waffenfähige, wehrhafte Söhne habt. Ihr müßtet die rechten christlichen Spartanerinnen sein. Aber wenn auch das nicht ist, sehet euch wohl vor; es können euch andere Prüfungen bereitet sein, daß ihr sie bestehet. Die Anstalten sind schon gemacht. Ein großes Schicksal geht unschlüssig auf und ab in unserer Nähe, mit Schritten, unter denen die Erde bebt, und wir wissen nicht, wie es uns mit ergreifen kann. Daß sich dann nur nicht das Wirkliche mit stolzer Übermacht für eure demütige Verachtung räche! — Lieber Freund, antwortete Ernst, die Frauen werden hierin wohl schwerlich hinter uns zurückstehen. Und die ganze Probe ist, wie mich dünkt, nicht viel. Was uns aus der



Ferne als ein großes Bild des Elendes erscheint, zerfällt in der Nähe in viele Kleinlichkeiten, das große Bild verschwindet, und was den Einzelnen trifft, sind immer nur einige von diesen Kleinigkeiten, erleichtert durch die Ähnlichkeit mit allem rund umher. Was uns bewegen muß in diesen Angelegenheiten, ist nicht das, was von Nähe und Ferne abhängt, aber gerade das, was nicht in das Gebiet der Frauen fällt."[1] —

Die Zeit, wo Schleiermacher das, was „ihn in diesen Angelegenheiten bewegte", im Gottesdienst zum Ausdruck bringen konnte, kam im Sommer 1806: es waren „in der Nähe keine Kleinigkeiten"!

Vom 3. August 1806 an, dem Geburtstag des Königs, dem neunten Sonntag nach Trinitatis, beginnt die Reihe seiner patriotischen Predigten. Mit wenigen Ausnahmen nehmen sie alle, soweit sie erhalten sind oder wir genauere Nachrichten besitzen, Rücksicht auf die Ereignisse der Zeit. Wie er innerhalb dieser Reihe immer kraftvoller und klarer das Bewußtsein um den Wert der vaterländischen Gemeinschaft zu stärken sucht und immer dringender zur Mitarbeit auffordert, je nach den wechselnden Stimmungen von Niedergeschlagenheit und Hoffnung, dabei nie die Grundlage der Frömmigkeit vergessend — das zu verfolgen ist von höchstem Interesse.

Mit wenigen Zügen seien die Hauptgedanken angedeutet: so viel als möglich wird der Zweckgedanke der einzelnen Predigt an den Schluß gestellt.

Vor der Antrittspredigt war ihm schon im November 1805 bange; er meinte, daß das besondere Talent, was zu

[1]) Nach dem Exemplar der Berliner Kgl. Bibliothek „Die Weihnachtsfeier. Ein Gespräch. Von Friedrich Schleiermacher. Halle 1806, bei Schimmelpfennig und Kompagnie", S. 55. (S. W. I, 1, S. 488 anderer Text!) Ich gebe den Titel darum genau an, weil die Ausgabe bibliographisch von Bedeutung ist: nach Br. m. Gaß S. 42 ließ Schleiermacher alle in Berlin und Halle ausgegebenen Exemplare anonym erscheinen: sie werden heute zu den höchsten Seltenheiten gehören! Eine anziehende Schilderung des Inhaltes der Schrift von H. Stephan in der Christlichen Welt 1901 No. 51 und 52.

einer solchen Gelegenheitsrede gehöre, ihm fehle und daß man gewöhnlich finde, er behandle sie zu kalt. Dies komme daher, weil er sich fürchte, sich der Wärme zu überlassen, indem sich dann ein gar zu weites Feld auftue und der repräsentative Charakter verloren gehe. Auch nachdem die Predigt gedruckt war, war er nicht mit ihr zufrieden. Das Drückende gerade in diesem Fall liege wohl für ihn darin, daß die Zuhörer nicht unbefangen seien, sondern jeder schon seine bestimmte Idee mitbringe, was vorzüglich gesagt und wie die Sache dargestellt werden solle (Br. m. Gaß S. 38; Br. II, 66).[1]

Die Zuhörer urteilten darüber anders: nach ihrem Zeugnis war der Eindruck geradezu überwältigend, „voll Kraft, Salbung und dankbaren Andenkens". Nach Schleiermachers Schätzung mögen wohl 700 Studenten in der Kirche gewesen sein, „mit einer bewundernswürdigen Ruhe und Anständigkeit".

„Man muß sich in die Stimmung von damals hineinversetzen, um die auffallende Neuerung und den gewagten Versuch zu verstehen. Es gehörte der ganze Ruf Schleiermachers dazu, um ein solches neues Predigtamt bei Ehren zu halten. Die Kirche war gepreßt voll, und eine angemessene Stille ehrte den Redner, der die herrschende Stimmung seiner bunten Gemeinde so gut kannte, daß er einen höheren Standpunkt, auf den er sie zu erheben wünschte, schon durch den Text andeutete .... In der Tat hatte die Sache guten Fortgang, und das religiöse Element, auf dessen Hervorrufung

---

[1]) Schleiermacher ist mit dieser Selbstkritik, wie ich glaube, im Recht. Seinen eigentlichen Festpredigten an den christlichen Festtagen (Pr. II, 5. und 6. Sammlung) fehlt das festlich ergreifende Moment. Sie enthalten Partien, die den Gedanken nahelegen, als hätte der Prediger absichtlich seine Empfindung zurückgedrängt. Das läßt sich im einzelnen nur bei einer Analyse jener Festpredigten begründen. Es sind auch unter ihnen verschiedene ausgezeichnete Werke; aber im ganzen gehören die Festpredigten, vom homiletischen Gesichtspunkt aus, nicht zu seinen besten. Über die Idee des Festes vgl. die Gespräche in der Weihnachtsfeier; aus späterer Zeit z. B. Pr. Th. S. W. I, 13, S. 70, 143, 733, 737.



Schleiermacher seine ganze Kraft richtete, gewann mehr und mehr Boden.“ So Varnhagen v. Ense (Denkwürdigkeiten I, 383).

Für Müller (Br. 331) war es die vorzüglichste Neuigkeit, daß Schleiermacher als akademischer Prediger auftrat, „nicht wenige herrliche Dinge sagend“; er werde künftighin nicht leicht eine versäumen.

Und Thiel war noch nach dreißig Jahren tief ergriffen in der Erinnerung an jenes Bekenntnis der Antrittspredigt. „Wir lauschten ihm jedes Wort ab und fanden nur zuviel, das uns zu behalten und in stillem Gemüt zu bewegen frommte“ (S. 60).

Der Text der Predigt ist Röm. 1, 16. Der Eingang stellt die Verbindung her zwischen dem doppelten Anlaß des Tages: der König wird am besten geehrt durch Dankbarkeit für eine empfangene Wohltat, wie dieser Gottesdienst eine solche ist. Indem wir die Absicht dieser Versammlungen darlegen, gedenken wir des Gebers. Der Text zeigt den Zweck jeder gemeinschaftlichen Gottesverehrung. Er ist in der Gegenwart besonders geeignet; er tritt der herrschenden Denkungsart entgegen: Text und Gottesdienst haben Bedeutung nur für die, die in ihrem Gemüt die Macht des Christentums empfinden. In welchem Sinn ist unsere Feier ein Bekenntnis zum Wort des Paulus?

Unser Staat, eingetreten in die Reihe der ersten Mächte Europas, nicht durch Überfluß äußerer Hilfsmittel, sondern nur durch die Macht der Gesinnung, will durch die Einrichtung eines akademischen Gottesdienstes keinen Zwang ausüben. Er gibt vielmehr nur zu erkennen, daß er auf die religiöse Gesinnung der Gemüter den höchsten Wert legt. Auch auf die der Gebildeten. Nicht daß sie nur ein Beispiel sind für das Volk, dem etwa allein die Religion notwendig sei: wir selbst sollen die beseligende Kraft der Religion erfahren, indem wir das Walten Gottes in der Natur und in der Geschichte der Menschheit und das Gefühl der Versöhnung und des Friedens besitzen. Der Staat wünscht, daß diesen Besitz diejenigen haben, denen er die Hebung und

Tröstung der Leidenden, die Pflege des Rechts, die Erziehung der Jugend anvertraut.[1]

Die Akademie erklärt gegenüber dem Wahn, als sei Frömmigkeit nur ein kärgliches Ersatzmittel für die Wissenschaft, daß Verstand und Gefühl, Weisheit und Frömmigkeit in einem schönen, heiligen Bunde stehen, und sie erwartet, daß auch für die Söhne der Wissenschaft gemeinschaftliche Darstellung frommer Gesinnung unentbehrliche Bedingung des geistigen Lebens ist.

Der Prediger endlich verhüllt nicht den Widerspruch zwischen Überzeugung und Lehre; er schließt sich auch nicht äußerlich an die Überlieferung an, sondern aus dem Innern geht sein Zeugnis hervor.

Dies ist das rechte Verhältnis zwischen Staat und Religion, zwischen Wissenschaft und Religion, zwischen Kirche und persönlicher Religion. So ist die **Feier** ein **Bekenntnis** zum **Pauluswort** und zugleich die würdigste Feier des Geburtsfestes unseres Königs.

Die Predigt ist am 3. August, am Geburtstag des Königs, der in jenem Jahr auf einen Sonntag fiel, gehalten, nicht am 4., wie Müller S. 331 schreibt; Br. II, 66; Bullmann S. 63 ff.; Jen. Allg. Literaturz. 1806, Intelligenzblatt S. 649. Sie erschien alsbald in einem Einzeldruck, den Schleiermacher am 15. September versandte Br. II, 66. Der Abdruck IV[1] No. 18 ist geradezu entstellt durch die zahllosen Nachlässigkeiten und Fehler der Interpunktion gegenüber dem Originaldruck, die IV[2] No. 2 allermeist vermieden hat. Schleiermacher war mit der gedruckten, vielfach umgearbeiteten Predigt nicht recht zufrieden. In der Tat hat die Form auch etwas Geschraubtes, namentlich in der Einleitung. Der Inhalt ist ausgezeichnet und für den, welcher Schleiermachers frühere und spätere Entwicklung kennt, von besonderem Interesse. Die Hauptgedanken seiner Reformschriften und patriotischen Predigten liegen hier vor. Vgl. Anhang No. 3.

Nur in bezug auf das Verhältnis von Kirche und Staat scheint die Predigt nicht ganz den Ansichten zu entsprechen,

---

[1]) Kabinettsordre Friedrich Wilhems III. vom 7. April 1804: „Auf die Wiederherstellung des akademischen Gottesdienstes in Halle lege ich den höchsten Wert", Deutsch-Evangel. Blätter 1885, 415 ff.

die er einerseits in den „Reden", anderseits in den „Zwei unvorgreiflichen Gutachten" 1804, S. W. I, 5, S. 73, und früher 1799 in den Briefen bei Gelegenheit der politisch-theologischen Aufgabe und des Sendschreibens jüdischer Hausväter, S. W. I, 5, 1, ausgesprochen hatte. Die Predigt zieht das Band zwischen Staat und Kirche enger als die Reden und weiter als die Gutachten. Ein direkter Widerspruch liegt dennoch nicht vor. Man muß beachten, daß es sich in der Predigt um Staat und Religion, nicht um Staat und Kirche handelt. Über den inneren Widerspruch in bezug auf diesen Gegenstand in anderen und späteren Schriften vgl. E. Foerster, Die Entstehung der preußischen Landeskirche I, 1905, S. 84.

Die nächste Predigt am 10. August, dem 10. Sonntag nach Trinitatis, Pr. I, 2, No. 1, über 1. Kor. 12, 4—6, behandelt in Anknüpfung an die erste die Grundlage der gemeinschaftlichen Erbauung, die auf der Verschiedenheit der **Gaben, Ämter und Kräfte des Geistes** und auf dem Besitz eines Geistes, eines Herrn, eines Gottes beruht. Die öffentlichen Verhältnisse werden nicht berührt. Die Predigt ist sehr doktrinär und offenbar beim Druck stark umgearbeitet. Vgl. Anhang No. 4.

Wie in einer Vorahnung der kommenden Ereignisse weist die dritte Predigt in dem einleitenden Gebet auf die Zusammenstimmung unserer kurzsichtigen Wünsche mit der unerforschlichen Kraft hin, die oft alles zu zertrümmern droht, was die Menschen für sich und das allgemeine Wohl geleistet haben. Sie wurde gehalten am 11. Sonntag nach Trinitatis, am 17. August: am 10. August hatte Preußen die Mobilmachung beschlossen.

Text: Joh. 15, 9, 14, 15. Der Mensch kann gegen Gott feindlich gesinnt, aber nicht eigentlich Gottes Feind sein. Seligkeit und Unseligkeit entspricht besser dem Gegensatz von Freundschaft und Knechtschaft.

Gottes Freund und Gottes Knecht.

Wie dem Knecht das Leben seines Herrn fremd bleibt, so werden solche, die nur dem sinnlichen Trieb nach Glückseligkeit folgen, Gott nicht verstehen, die Schönheit der natürlichen und sittlichen Welt nicht verstehen, das eine Gesetz der Sittlichkeit und Vernunft nicht verstehen: dann aber sind sie Knechte, unfrei und abhängig von ihrem

sinnlichen Trieb; rätselhaft bleiben ihnen die großen sittlichen Werke der Menschen und die Stimme der Wahrheit im Gewissen, seien sie Ungebildete oder Gebildete. Freundschaft aber beruht auf Ähnlichkeit der Gesinnung. Wer daher in den Geist der Führungen Gottes mit dem Menschengeschlecht eindringt, wer den Zweck jedes kleinen Dienstes versteht, wer auch in Zeiten der Zerrüttung, wo der stillsten, ruhigsten Wirksamkeit der Krieg angesagt ist, die Wege Gottes versteht: der ist ein Freund Gottes.

Wie ein Knecht nur die Macht des Herrn fühlt und aus Furcht handelt, auch bei der Hoffnung auf Lohn, so handelt der sinnlich gerichtete Mensch, auch der sittlich hochstehende, nur aus Furcht und Scham. Auch seine Opfer und Kasteiungen, seine Tugendübungen als Opfer sind nur Zeichen seiner Furcht. Freundschaft aber beginnt, wenn die Ängstlichkeit schwindet und es nichts Furchtbares gibt im Gesetz Christi. Anfänglich geht Liebe zu Gott und Liebe zum Sinnlichen nebeneinander her. Aber die Liebe wächst. Wer daher Gott auch in gewaltigen Zerstörungen als die Liebe erkennt, nicht nur im Erfreulichen; wer Gott allein liebt, in allem liebt und sich durch alles zu Gott führen läßt, der allein ist kein Knecht, sondern ein Freund Gottes und in dieser Freundschaft überwindet er alle Versuchungen. Wieviel **herrlicher** ist es, ein **Freund Gottes** zu sein, als sein **Knecht.** Laßt uns ihn lieben, dann sind wir seine Freunde!

Pr. I, 2, No. 2. Die Predigt bekämpft den Eudämonismus und seine Moral. Der Gedankenfortschritt des ersten Teils zum zweiten ist wegen der zahlreichen Antithesen nicht einfach. Auch ist es dem Prediger nicht wie in der Predigt No. 7 gelungen, die Gefahren der Aufeinanderfolge „negativ, positiv" ganz zu vermeiden: in jedem Teil ist die Gedankenfolge: Knechtschaft, Freundschaft, beide zuerst im wörtlichen, dann im übertragenen Sinn. Jeder Teil, namentlich der erste, ist nichts als eine Schlußformel. Ein Knecht versteht den Herrn nicht. Wer nur dem Sinnlichen huldigt, versteht Gott nicht: also ist er nur Knecht. Man beachte das Mittelglied! Wer nur aus Furcht handelt, ist ein Knecht. Wer Gott liebt, handelt nicht aus Furcht: also ist er kein Knecht, sondern Gottes Freund. Der inhaltliche Fortschritt von Teil I zu II ist: Ähnlichkeit der Gesinnung (Erkenntnis Gottes als

sittliches Gut), Liebe zu Gott. Der Begriff Freundschaft mit Gott wandelt sich um in den anderen: das Gute aus Liebe tun. Die Predigt hat einige lange und verwickelte Perioden, die in dieser Form sicher nicht vorgetragen waren. In der zweiten Auflage der zweiten Sammlung von 1820 hat Schleiermacher gegenüber der ersten von 1808 bei dieser und bei den meisten anderen Predigten zahlreiche stilistische Veränderungen vorgenommen (Pr. I[1] und I[2] haben nur die zweite veränderte Auflage). Vgl. Anhang No. 5a, 5b, 5c.

In den folgenden Predigten schlägt er kräftigere Töne an.

Die vierte Predigt am 24. August, am 12. Sonntag nach Trinitatis, zweite Sammlung No. 3, wendet sich gegen die stumpfe Gleichgültigkeit gegenüber dem öffentlichen Leben, die den Regierenden allein die Sorge für das öffentliche Wohl überläßt, gegen den Kosmopolitismus, der in allgemeinem Weltbürgersinn das ganze Geschlecht der Menschheit umfassen will oder nur ästhetische (internationale oder häusliche) Interessen hat (S. 230) und in der Vaterlandsliebe nur eine beschränkende Gesinnung sieht (Eph. 2, 19): „So seid ihr nicht mehr Gäste und Fremdlinge, sondern Bürger mit den Heiligen und Gottes Hausgenossen.“ Der Text redet von der Kirche; aber seine Bildersprache setzt die Wertschätzung des staatlichen Lebens voraus.

Wie meisterhaft die Einleitung! Berechtigte Klagen werden laut über den Mangel an Gemeinsinn, nicht bei Lasterhaften nur und Eigennützigen, sondern bei den Bessergesinnten. Nach ihnen ist der Staat nur da zum Schutz gegen außen und innen, eine kunstreiche Maschine, ein notwendiges Übel, und Interesse am Staat nur nötig für die Beamten und die Regierung, für alle anderen aber Weltbürgersinn die Pflicht. Aber das heißt die Sache mit ihren Fehlern wegwerfen. Vielmehr wäre die beste Vaterlandsliebe, den Staat von seinen Gebrechen zu heilen. Der Staat ist kein Übel, sondern ein köstliches Gut, wenn auch ein unvollkommenes; die Vaterlandsliebe trennt von den Fremden und einigt zugleich mit ihnen. Und das Christentum empfiehlt die Anhänglichkeit an die Nation. Weg also mit dem Weltbürgersinn!

Die bürgerlichen Vereinigungen auf nationaler Grundlage

ruhen auf der geselligen Natur des Menschen und auf den geheimnisvollen Eigentümlichkeiten der Lebensweise und der Sprache; sie gehören daher zu den wesentlichen, bleibendsten Ordnungen im Hause Gottes eben in ihrer Verschiedenheit: einen Weltstaat gibt es nicht. (Das ist die Voraussetzung, die durch die folgenden Ausführungen indirekt begründet und bewiesen wird.)

Wer diesen Gedanken von dem göttlichen Recht des Staates nicht teilt, erleidet einen zweifachen Schaden. Er zerstört sich das wahre, ihm als Pflicht und als Gut zukommende Verhältnis zu Gott und zu den Mitmenschen.

Erstens zu Gott: er verliert die rechte Einsicht in das Wesen des Hauses Gottes und versäumt seine Pflichten gegen dasselbe.

Wer sich unmutig vom Vaterland zurückzieht oder „flüchtig oben hinausfährt“, gleicht dem Fremdling. Der Fremdling erhält nur eine oberflächliche Kenntnis des Hauses: den alles beseelenden Geist des Hauses, wie der Hausvater das Haus in seiner Eigentümlichkeit ausgebildet, wie die Ordnungen des Hauses mit den Eigentümlichkeiten zusammenhängen, wie sie sich als notwendige ergeben — das sieht der Fremdling nicht. So auch im Vaterland. Wer ihm nicht den rechten Wert beilegt, bleibt immer ein Fremdling in diesem Gotteshaus. Denn er erkennt den großen Zusammenhang in der Geschichte der Menschen, die erhabenen Bildungen des göttlichen Geistes nicht. Er erkennt nicht, daß jedes Volk durch seine besondere Einrichtung und Lage eine besondere Seite des göttlichen Ebenbildes darstellen soll: er sieht nur Stückwerk und Einzelheiten.

Der Fremdling hat ferner keinen Anteil an den Geschäften des Hauses. Er wird gastfreundlich behandelt und leistet auch allerlei kleine Dienste, aber wesentliche Dienste mutet man ihm nicht zu. So auch die, welche sich nicht mit ganzer Seele ihrem Volk anschließen. Sie genießen die Annehmlichkeiten des geselligen Lebens, sie leisten kleine Dienste durch ihre Talente: aber auf alle großen Angelegenheiten sind sie ohne Einfluß. Vorübergehend ist die Wirkung des kurzsichtigen Weltbürgers. Er erniedrigt sich

selbst. Was bewirkt er mehr als froheren Genuß und feineres Gefühl im häuslichen Kreis? Große Männer dagegen, auch im Reich der Wissenschaften, waren nie die Weltbürger, sondern die von ganzem Herzen ihrem Vaterland und Volk anhingen. Das gilt von jedem, auch dem Geringsten, der ein Geschäft hat im Hause Gottes.

Das Weltbürgertum zerstört zweitens unser Verhältnis zu den Mitgenossen des Hauses.

Fremdlinge haben keine wirkliche Liebe und Treue im Haus. Sie genießen den Glanz der Fröhlichkeit: aber die heiligsten Augenblicke in der Familie, wo man sich der Liebe bewußt wird in Freud und Leid, bleiben ihnen verborgen. Fremdlinge sind wie Zugvögel: sie begnügen sich mit leichten Eindrücken. Wem es an bürgerlichem Sinn fehlt, bleibt ein Fremdling in der Liebe des Hauses; er bleibt ein Fremdling auf der ganzen Erde. Er hat Haus und Freundschaft, er hat das allgemein menschliche Gefühl: aber das mittlere Gebiet, das beide verbindet, fehlt ihm. Der Sache des Menschengeschlechts dienen ist schön; aber man kann das nur, wenn man vom Wert des eigenen Volkes überzeugt ist. Vaterlandsliebe mache kurzsichtig? Im Gegenteil, wer sein Volk liebt, erkennt auch den Beruf anderer Völker. Aber jener Weltbürger — er wird nur weichlich empfindsam gegen die Kleinigkeiten, die sich draußen ereignen. Und wiederum, was verliert er im Haus! Abgeschnitten vom Volkssinn — kleinlich dann die Tätigkeit des Mannes, matt die Freundschaft, eng die Stellung der Frau, verkehrt die Erziehung! Wie mächtig wirkt aber wahrer Volks- und Bürgersinn: was tut, was gibt nicht ein Volk, damit es seine Ehre rette!

Fremdlinge nehmen nicht teil an der Gemeinschaft wirklicher Hilfsleistungen. Der Mensch, von Natur gesellig, fühlt das Bedürfnis zum Anschluß an die Tätigkeit anderer. In der Familie und in der kirchlichen Gemeinschaft trägt jeder zur Erhaltung des Geistes bei, und jeder findet Unterstützung. Aber das häusliche Leben drängt zu einer weitergreifenden Tätigkeit, und die religiöse Gemeinschaft bewährt sich nur in wirklichen Hilfsleistungen: beide

führen zur dritten Vereinigung, zum Staat. Vom Hause aus entsteht der Bund des Rechts; die Kirche ist zunächst national. Die Kirche verlangt von ihren Gliedern, daß sie sich als Volksgenossen fühlen: hier kann man sich verständlich machen und Entwürfe durchführen; hier findet man ein entgegenkommendes gleiches Gefühl, den angestammten Sinn der Vorfahren, dieselben Gesetze und Einrichtungen. Das Gefühl für Ehre und Schande ist die Anknüpfung zum Bilden des Guten: denn jeder kennt besser das nationale Gute, als die allgemeinen Vorschriften der Vernunft. Nur der kann alle seine Pflichten erfüllen, der treu zu seinem Volke hält. Wie armselig der Einfluß des Fremdlings! Wie sehr also **erhöht** es die **Würde des Menschen** im Verhältnis zu Gott und zu den Brüdern, wenn er mit ganzer Seele an der **bürgerlichen Vereinigung** hängt, der er angehört!

Nicht Not, sondern Lust und Liebe, eine unzerstörbare Zusammenstimmung hält die Menschen fest. Darum müssen wir Gebildete um so mehr zeigen, daß mit der Bildung die Vaterlandsliebe nicht ab-, sondern zunimmt: wahrer Humanismus ist Vaterlandsliebe. Darum müssen wir Christen dem Beispiel von Christus und Paulus folgen und das Gewissen unseres Volkes sein: Christentum ist Vaterlandsliebe. Laßt uns also Gottes Hausgenossen und Bürger mit den Heiligen sein![1]

Pr. I, zweite Samml. No. 3: eine der besten der Sammlung nach Inhalt und Form und von hohem zeitgeschichtlichen Wert. Das Datum ist sichergestellt durch die Angabe in den noch vorhandenen Entwürfen, die Schleiermacher als

---

[1]) Vgl. dritte Samml. 1812 No. 3 = Pr. I[1], 421: „Wer nicht beachtet, daß die Forderungen des Christentums auch den gesamten geselligen Zustand umgestalten sollen, wird die Folgen erleben". Ferner die Abhandlung von den verschiedenen Methoden des Übersetzens vom Jahr 1813, S. W. III, 2, S. 236: „Die Weltbürgerschaft ist nicht die rechte, die in wichtigen Momenten die Vaterlandsliebe unterdrückt. Einem Land, einer Sprache muß der Mensch sich entschließen anzugehören, sonst schwebt er haltungslos in unerfreulicher Mitte". Äußerungen von Friedrich Perthes über Goethe 1804 und andererseits über Deutschland, das die Menscheit repräsentiere und nie bloß national gewesen sei: Fr. Perthes, Leben I, 3. Aufl., S. 147, 160.

erste Vorarbeit für den Druck niedergeschrieben hatte (vgl. Anhang No. 6a, 6b, 6c). Für die Textverwertung Schleiermachers in jener Zeit ist die Predigt nicht ohne Interesse: er nimmt das Bild des Textes allein zur Grundlage und behandelt das Wort von der kirchlichen Gemeinschaft als Beispiel für die bürgerliche. Der Rezensent in den Heidelberger Jahrbüchern 1809, II, 2, S. 28 meinte, die Predigt sei nur akkommodiert auf den Text: hätte der Verfasser ihr nur einen Grad von Klarheit und Evidenz mehr durch Veranschaulichung gegeben, so wäre die Predigt ein vollendetes Muster, wie man Patriotismus mit echter Religion verbinden soll.

Der Text der zweiten Auflage von 1820, den die Gesamtausgabe bietet, ist mehrfach verändert, aber nicht verbessert gegenüber der ersten. In der ersten steht z. B. meistens das Wort „Staat", wo später „bürgerliche Vereinigung" gesetzt ist. Die Gedankengruppe Pr. I^1, S. 226 unten gehört eigentlich noch in die Einleitung beziehungsweise vor das Thema, weil sie die Voraussetzung zu beiden Hauptteilen der Predigt ist: ich habe sie daher in der Inhaltsübersicht umgestellt.

Der Ausbruch des Krieges drohte; zahlreiche preußische Truppenteile zogen schon durch Halle — und noch dauerte das unselige Schwanken und Zögern der Regierung fort.

Die Kriegsunruhen brachten auch für den akademischen Gottesdienst eine Unterbrechung. Die Kirche wurde von dem Militärkommando für ein Magazin in Beschlag genommen. Schleiermachers Zuhörer unter den Studenten waren darüber sehr erzürnt und reichten Bittschriften mit 500—600 Unterschriften an den Prorektor und den kommandierenden General ein. Aus „Achtung gegen die Gesinnung der Studenten" wurde dann eine andere Kirche, die Ulrichskirche, für den Gottesdienst angewiesen.[1]

So hielt er wahrscheinlich nur noch eine Predigt im Sommersemester 1806, am 14. September, dem 15. Sonntag nach Trinitatis, „eine herrliche Predigt über die letzten Verse des Paulus im Brief an die Epheser. Das ganze Gleichnis dieses herrlichen Kapitels verwebte er in seine Predigt und wandte es auf seine Gemeinde an, aus der grade ausscheiden

---

[1]) Br. II, 66. Anschauliche Schilderung der Vorgänge bei Müller, Br. S. 333 und Varnhagen S. 391. Die Angaben Wittes, Das Leben Tholucks II, S. 281 und 525, sind danach zu berichtigen.

wollte, was, reif zum bürgerlichen Leben, sich zum letztenmal da erbaute“ (Müller). Es sollte zugleich die letzte Rede im akademischen Gottesdienst sein. Da er den Entwurf später nicht mehr in seinen Papieren vorfand, konnte er sie nicht in die zweite Sammlung einreihen.

Nicht am 11. Sept. (Witte a. a. O.); der 11. Sept. fiel im Jahr 1806 nicht auf einen Sonntag. Der Text war wohl Eph. 6, 10—17; Müller, Br. 333; Vorrede zur 1. Aufl. der zweiten Sammlung (vollständig nur in der Originalausgabe!); Schleiermachers Br. II, 66: hier ist das Datum falsch. Auch sonst sind die Datierungen der Briefe in den beiden ersten Bänden nicht immer zuverlässig. Zum Teil liegen Lesefehler des Herausgebers Jonas vor. So kann der Brief II, 69 an Reimer nicht am 25. Okt. 1806, sondern nur 1805 geschrieben sein. Schleiermacher erwähnt den Krieg nicht, redet aber von seinen Vorlesungen über Dogmatik, Ethik und über ein Publikum, das er am 25. Okt. vor 100 bis 200 Zuhörern begonnen habe. Dies kann unmöglich im Jahr 1806 gewesen sein, wo ja die Universität am 20. Oktober aufgelöst wurde. Es paßt dagegen sehr gut auf den Winter 1805. Ebensowenig kann Schleiermacher am 25. Okt. 1806 von dem Anfang der akademischen Predigten im nächsten Monat reden. Dilthey hat daher, wie ich nachträglich sehe, den Brief im chronologischen Verzeichnis des IV. Bandes unter die des Jahres 1805 eingeordnet, ohne jedoch auf den Fehler im II. Band aufmerksam zu machen.

In jenen Tagen, im August, schrieb Schleiermacher das Vorwort zur 2. Auflage der Reden und wohl auch die „Nachrede“ mit ihrer merkwürdigen Herausforderung an Napoleon. „Ich möchte herausfordern den Mächtigsten der Erde, ob er dieses nicht auch etwa durchsetzen wollte [nämlich die Aufhebung des Gegensatzes zwischen Katholizismus und Protestantismus], wie ihm alles ein Spiel ist, und ich möchte ihm dazu einräumen alle Kraft und alle List; aber ich weissage ihm, es wird ihm mißlingen, und er wird mit Schanden bestehen. Denn Deutschland ist immer noch da, und seine unsichtbare Kraft ist ungeschwächt, und zu seinem Beruf wird es sich wieder einstellen mit nicht geahnter Gewalt, würdig seiner alten Heroen und seiner vielgepriesenen Stammeskraft; denn es war vorzüglich bestimmt, diese Erscheinung zu entwickeln, und es wird mit Riesenkraft wieder

aufstehen, um sie zu behaupten! Hier habt ihr ein Zeichen, wenn ihr eines bedürft, und wenn dies Wunder geschieht, dann werdet ihr vielleicht glauben wollen an die lebendige Kraft der Religion und des Christentums. Aber selig sind die, durch welche es geschieht, und die, welche nicht sehen und doch glauben!"[1]

Schleiermacher gehörte zu den Patrioten, die dem Krieg mit Befriedigung über die Wendung der Dinge entgegensahen. Im Juni 1806 hatte er seiner Überzeugung von der Notwendigkeit des Krieges in einer hoffnungsvollen Weise Ausdruck gegeben, die erst im Jahr 1813 in Erfüllung ging. „Es steht ein Kampf bevor, früher oder später, dessen Gegenstand unsere Gesinnung, unsere Religion, unsere Geistesbildung nicht weniger sein werden als unsere äußere Freiheit, ein Kampf, den die Könige mit ihren gedungenen Heeren nicht kämpfen können, sondern die Völker mit ihren Königen gemeinsam kämpfen werden, der Volk und Fürsten auf eine schönere Weise, als es seit Jahrhunderten der Fall war, vereinigen wird und an den sich jeder, jeder, wie es die gemeinsame Sache erfordert, anschließen muß .... Mir steht schon die Krisis von ganz Deutschland, und Deutschland ist doch der Kern von Europa, vor Augen. Ich atme in Gewitterluft und wünsche, daß ein Sturm die Explosion schneller herbeiführe; denn an ein Vorüberziehen ist nicht mehr zu denken".[2]

Am Tage nach seiner letzten akademischen Predigt schrieb er, daß er sich auf den nun wohl doch unvermeidlichen Krieg gegen den Tyrannen freue und große Lust

---

[1]) Krit. Ausgabe von Pünjer, S. 303. In der Anmerkung zur Nachrede vom Jahr 1821 fügt er hinzu, daß dieser Satz die Gefühle genau ausdrücke, von denen er und andere im Jahr 1806 durchdrungen gewesen seien. Sie fürchteten, daß auch das letzte bedroht sei, da Napoleon im protestantischen Deutschland anders verfuhr als im katholischen und „unsere religiöse Gesinnung und unsere politische wesentlich zusammenhingen".

[2]) Den nationalen Enthusiasmus des Schleiermacherschen Kreises schildert Steffens V, 173. Vgl. die vorhin angeführte Stelle aus der „Weihnachtsfeier" vom Dezember 1805.

habe an der allgemeinen mutigen Stimmung der Truppen und des Volkes (Br. II, 64). Daneben aber beschlich ihn doch wieder eine stille Angst, ob nicht die erste Schlacht verloren gehen würde, und er beklagte sich, warum man den Kriegsschauplatz nicht in Feindesland verlegt habe (Br. II, 67, 80).

Inzwischen hatten sich gegen Ende September die Friedensverhandlungen zerschlagen. Am 1. Oktober stellte Preußen an Napoleon ein Ultimatum. Napoleon gab sich nicht die Mühe, es zu beantworten: der Krieg war unvermeidlich.

Über den **Krieg** redet daher Schleiermacher in einer wohl Anfang Oktober, jedenfalls noch vor der Schlacht bei Jena, gehaltenen Predigt. Er hat ihr die Überschrift gegeben „Daß überall Frieden ist im Reiche Gottes“ (zweite Sammlung No. 4 über 1. Kor. 14, 33).

Das alte Problem über die sittliche Berechtigung des Krieges wird ihm hier zur religiösen Frage. Da wir uns Gottes Wesen als ein immer sich gleichbleibendes denken müssen, und da sein Wesen Friede ist — wie kann Streit und Krieg etwas Göttliches sein?

Zwar in der Natur muß Wissenschaft und Leben im scheinbaren Streit immer noch Ordnung erkennen. Aber in der Geschichte? Ist in ihr, die doch die Offenbarung Gottes sein soll, noch etwas Göttliches? Herrscht da nicht ewiger Streit unter den Völkern, in der Wissenschaft, in der Kirche? Ist es aber ungöttlich, wenn ein Volk seine Selbständigkeit gegen verwegene Angriffe verteidigt? Soll unsere Ehrfurcht verschwinden vor den Helden der Wahrheit und des Rechts? Ist nicht Wahrheit hervorgegangen aus dem Streit? Wo liegt die Lösung?

Wie im stillen Heiligtum der Liebe, der Familie, innen kein Streit entstehen darf, wenn sie rein bleiben soll, so darf nie innerlich Streit sein, wo göttliches Wesen ist und sein soll. Wo Gott ist, ist Friede. Wo das Göttliche sich erst bildet, Streit. Und in allem, in der Verteidigung des Vaterlandes, im Kampf um den Fortschritt der Wissenschaft, in Kirche und Haus, ist der Streit dann nicht widergöttlich, wenn innerlich Ruhe, Frieden, Sicherheit herrscht, und man in diesem Gefühl für Gottes Ordnungen streitet. Streit

für die Wahrheit des Rechts, des Guten ist nie widergöttlich, wenn er aus dem inneren Frieden hervorgeht.

Ja noch mehr, er ist höchste Pflicht: wer den äußeren Streit da unterläßt, wo er dem Guten gilt, der bringt den inneren Frieden in Gefahr. Nie laßt uns den inneren Frieden aufopfern, um dem äußeren Streit zu entgehen, und nie laßt uns beim äußeren Streit den inneren Frieden verlieren: der wichtigste Streit ist der gegen uns selbst im Kampf um die Tugenden des Mannes. Gott **kämpft** immer gegen das Böse und bleibt der Gott des **Friedens.**[1]

So weist Schleiermacher beides zurück: die in weiten Volkskreisen herrschende Gleichgültigkeit gegen den Kampf, den Fürsten und Soldaten kämpfen, und nicht minder die Einbildung und den Hochmut, der nicht wahrer, sittlich begründeter Mut war. Vgl. Anhang No. 7.

Auch diese Predigt ist in der zweiten Auflage stark verändert. Für ihre Beurteilung und die der folgenden Predigt ist die Zeitbestimmung nicht unwichtig, aber auch nicht leicht, da die Briefe sich zu widersprechen scheinen. Nach dem Briefwechsel mit Gaß S. 57, ist die Predigt No. 5 der zweiten Sammlung am 23. November (dem 25. Sonntag nach Trinitatis) für den französischen Prediger Blanc gehalten. Damit stimmt die eine Angabe in der Vorrede zur zweiten Sammlung überein, die beim Abdruck der Vorrede in der zweiten Auflage dieser Sammlung ausgefallen ist und sich daher auch in der Gesamtausgabe von Reimer nicht findet: sie sei bald nach der französischen Besitznehmung gehalten. Aus dieser Bemerkung folgt für die vierte Predigt, daß sie noch vor der Okkupation gehalten wurde. Dem entspricht auch ihr Inhalt: nichts deutet auf die Tatsachen des Unglücks hin. Es ist wohl die von K. v. Raumer angeführte „Kriegspredigt vor der Schlacht bei Jena", Erinnerungen S. 7. Br. II, 79 schreibt er, er habe in dieser Zeit zweimal gepredigt, „vor 12 Tagen und heute": der Brief ist datiert vom 1. Dezember. Dieses Datum muß falsch sein. Der 1. Dezember war kein Sonntag. Da er aber an Gaß S. 57 schreibt, er werde am 7. Dezember predigen (am 2. Advent), so ist der eben genannte Br. II, 79

---

[1]) Predigt am Friedensfest, am 22. Okt. 1815, IV[1] No. 5 = IV[2] No. 8: „Äußerer Friede ist nur etwas wert, wenn der köstliche innere Friede da ist, das Gefühl von der Übereinstimmung mit dem göttlichen Willen". Vgl. Pr. II, 5 No. 5 und Dilthey, Denkmale S. 144 No. 186.

auf den 7. statt 1. Dezember festzusetzen. Der Text dieser nicht gedruckten Adventspredigt am 7. Dezember ergibt sich aus dem Manuskript der Entwürfe: Hebr. 2, 14. 15 „Die Erlösung von der Furcht des Todes". Nach der bestimmten Aussage Br. II, 79, daß er zweimal gepredigt habe, ist Br. II, 75, daß er am 16. November predigen werde, zu beurteilen: entweder das Datum 14. November ist auch hier falsch, oder die Predigt für Blanc war zuerst auf den 16. November festgesetzt und wurde dann auf den 23. November verschoben. Nach diesen Darlegungen wird, glaube ich, Diltheys Chronologie, Pr. Jahrb. 10, 250 ff., zu ändern sein.

Doch die so lang erwartete und ihn selbst so tief innerlich erhebende Wirksamkeit als akademischer Prediger — „die Vorträge sind kein geringer Zusatz zu meiner Glückseligkeit" (Br. II, 66) — wurde plötzlich und vollständig abgebrochen. Im ganzen hat er nur fünf akademische Predigten gehalten. Zwei Tage nach der Schlacht bei Jena drangen die ersten Franzosen in Halle ein. Schleiermacher und seine Freunde Steffens und Gaß mußten selbst die Schrecken des Krieges und der Plünderung erfahren.[1] Am 20. Oktober hob Napoleon die Universität auf; alle Studenten sollten die Stadt verlassen. „Die ewige Sehnsucht nach Kanzel und Katheder wurde nicht gestillt." Er war ohne Amt, ohne Beschäftigung, ohne Aussichten auf Wiederanstellung. „Wie zerrissen mein Herz ist, wenn ich an den Verlust meines Katheders und meiner Kanzel denke und wenn es mir bisweilen einfällt, das alles könnte zerstört sein, das kannst du dir denken" (Br. II, 72, 73, 78, 79, 80).

Aber gerade in diesen Tagen „allgemeiner schrecklicher Auflösung, wo man von allen Seiten in einen Abgrund von Niederträchtigkeit und Feigheit sah", wo nach Gneisenaus Wort „Kleinmut überall herrschte und das Zeitalter so kraftlos war, daß die Idee, mit Anstand zu fallen, für eine politische Exaltation galt", wo „die Sterbestunde des preußischen

[1]) Vgl. Niemeyer S. 82. Über die Plünderung: Steffens V, 192 Müller, Br. 340; Über den sog. ersten Brief des Paulus an den Timc theus (ein kritisches Sendschreiben an Gaß, das 1807 erschien) S. W. I, ' S. 223.

Ruhmes und der preußischen Freiheit geläutet wurde",[1] ebenda suchte Schleiermacher, wo immer sich Gelegenheit bot, vor der gottesdienstlichen Gemeinde ein Bekenntnis seines ungebeugten Glaubens und seiner unerschütterten Hoffnung auszusprechen.

Nun war die Zeit gekommen, wo sich seine Gedanken über die Wirkung der Predigt, die er früher in einer kleinen Landgemeinde ersehnt hatte, erfüllen konnten. „Das Predigen ist jetzt das einzige Mittel von persönlicher Wirkung auf den gemeinschaftlichen Sinn der Masse. Es ist freilich der Realität nach nur ein kleines, denn es wird wenig gewirkt; aber wenn einer redet, der die Sache nimmt und behandelt, wie sie sein soll und nicht, wie sie ist, und man sich dann nur zwei oder drei denken kann, die wirklich hören, so muß es doch eine schöne Wirkung sein" (Br. I, 338 vom Jahr 1802). So dankte er jetzt Gott, daß er predigen darf; er sieht es als eine große Wohltat Gottes an und möchte es öfter, als er Gelegenheit hat (Br. II, 75, 79; Br. m. Gaß S. 57).

Hatte er im Jahr vorher, als ihn jenes persönliche Unglück getroffen hatte, durch das „die Einheit seines Lebens zerrissen war" — der endgültige Bruch mit Eleonore Grunow —, hatte er damals auf dem Katheder und der Kanzel sich frei gefühlt von Schmerz, weil auf die „heiligen Stätten, die dem Beruf für das Ganze unmittelbar geweiht sind, der Schmerz des Einzelnen kein Anrecht hat" — so erkannte er jetzt, daß das gemeinsame Unglück der Nation der nächste und wichtigste Gegenstand der Predigt sein müsse.

Aber was wir nun von ihm hören, sind nicht Klagen und Vorwürfe; er tritt nicht auf als scheltender Bußprediger,

---

[1]) Br. II, 72. Gneisenau in seinen Memoiren, Delbrück I, 2. Aufl., S. 61. Karoline Sack in Berlin in ihrem Tagebuch (Pufahl S. 11). — „Betrachtungen am Grabe der preußischen Monarchie" lautet der Titel einer damals erschienenen Schrift, und der Minister Reden schrieb an Stein: „Von den Preußen ist nicht mehr die Rede, als wenn sie nicht in der Welt wären, und vielleicht ist dies in der Tat der Fall". Niemals findet sich bei Schleiermacher eine Äußerung wie die Sacks, daß die Möglichkeit des gänzlichen Ruins des Staates bevorstehe. Vgl. M. Lehmann, Freiherr vom Stein, II, 99. 196.

so eindringlich ernst seine Worte auch sind; er verfällt nicht in jenen übertreibenden, pathetischen Ton, der einem Berufsredner so naheliegt: die Briefe und Predigten dieser Zeit sind die schönsten Zeugnisse seines Vertrauens auf die göttliche Vorsehung und seiner Hoffnung auf die Zukunft des Vaterlandes, „der alte Schaden ist gewaltsam geöffnet, die Kur ist verzweifelt, aber die Hoffnung ist noch nicht aufzugeben, und ich wende die Augen nicht ab von Preußen .... Wir müssen eine Saat säen, die vielleicht erst spät aufgehen wird, die aber nur um so sorgfältiger will behandelt und gepflegt sein. ... Der Kampf wird noch viel tiefer eingreifen müssen, wenn wirklich Heil und Leben aus dieser allgemeinen Zerrüttung hervorgehen soll. An dieser schönen Hoffnung halte ich mich fest, und auch der Tod soll sie mir nicht entreißen, wenn ich ihre Erfüllung nicht selbst erleben sollte.... Ich bin gewiß, daß Deutschland in einer schönen Gestalt sich erheben wird. .... Die künftige Zeit wird Männer brauchen; Söhne, mutig, froh, besonnen, das Heilige tief ins Herz gegraben, werden ein köstliches Gut sein.“ [1]

Am 15. Dezember 1806 schrieb er an Thiel[2]: „Schlecht sind die Zeiten, und frisch und munter zu bleiben, ist schwer; aber man muß es doch dahin bringen. Drei kleine Kunstgriffe weiß ich dazu und sehr wohlfeile, die gar nicht übel sind. Was das Vaterland, ich meine Deutschland, betrifft, nur so weit hinauszusehen, als möglich ist; denn nur in der Ferne sieht man das klare, fröhliche Licht; die Schlechtigkeiten, welche um uns her vorgegangen sind, nur in Masse und in ihren allgemeinen wohlbekannten Ursachen zu betrachten, ohne zu sehr auf das Einzelne zu sehen; denn das macht am meisten Not und Ekel. Und endlich, lachen Sie nicht darüber, dem Magen die Augen nur auf vierzehn Tage voraus zu erlauben, sonst kommen die Sorgen der Nahrung und in denen sitzt der größte Teufel. Des letzteren wegen kann ich

---

[1]) Br. II, 38, 39, 46, 75, 78, 80, 68, 84; II, 83: „Ich fürchte, daß meine Amtsbrüder jetzt noch weniger so reden, wie sie sollten.“

[2]) Thiel S. 32. Der Brief fehlt in der Briefsammlung. Ebenda S. 37, 44, 47, 62 Stücke aus anderwärts gleichfalls nicht veröffentlichten Briefen verschiedener Jahre.

mich wohl rühmen; denn ich habe jetzt eben, ohnerachtet ich buchstäblich weiter als 14 Tage für meinen Magen keine Aussicht habe, einen abermaligen Ruf nach Bremen ausgeschlagen. Aber ich kann, da unser wackerer König doch so brav ist, keinen Frieden machen, mein Katheder nicht im Stiche lassen und denke lieber, daß die Steine Brot werden müssen, als daß ich eine Hand anlegen sollte, Halle zu zerstören oder dem Vaterlande auch nur den lindesten Schmerz zu machen. Es ist freilich hart, daß die Schüler vertrieben worden sind; allein, solange die Lehrer nur zusammenbleiben, sind doch die Wurzeln noch unversehrt, und das schöne Gewächs kann wieder grünen. . . . Lassen Sie sich also für das Leben der Wissenschaft noch nicht bange sein. Es ist zu tief gewurzelt, Anziehung und Mitteilung zu lebendig erregt, als daß ein solcher Weststurm alles ertöten sollte. Er wird sich gewiß bald brechen; denn eine solche lose Gewalt kann nicht lange währen, und dann wird auch äußerlich alles wieder schöner sich offenbaren. Das Unglück, was uns hier betroffen hat, hat auch in sich selbst etwas sehr Beruhigendes; denn wenn man den Ursachen recht nachforscht, hat es doch keine andere, als daß hier niemand eine Niederträchtigkeit begangen hat."

Diese Gesinnung ist der Grundzug der folgenden Predigten: „Wie ein treuer Magnet" (Br. II, 84) trachtet er nach dem Punkt zu zeigen, an dem man sich orientieren kann: jetzt gilt es, aus der Niedergeschlagenheit und Trostlosigkeit herauszuführen zum hoffenden Mut.

Am 23. November, am 25. Sonntag nach Trinitatis, predigte er über das Pauluswort Röm. 8, 28 (Denen, die Gott lieben usw.). **„Über die Benutzung öffentlicher Unglücksfälle."** Schon die Gebete, die er den Predigten jener Zeit beigab, sind in ihrer Innigkeit ergreifend: sie leiten den Hauptgedanken der Predigt ein oder lassen ihn ausklingen.

Hier im Gottesdienst mitten im Getümmel der Welt die Stätte der Ruhe: welch ein erhebendes Geschäft, durch die Macht der Wahrheit die Gemüter zum Göttlichen heraufzuziehen! Aber christliche Hoffnung ist es nicht, zu erwarten, daß wir irdisch wieder erhalten, was uns irdisch verloren

gegangen ist. Christlicher Trost ist vielmehr, daß Gott durch das Unglück alle menschlichen Kräfte sich zu eigen macht. Das Unglück lehrt uns die Fehler aller, die Grenzen der guten Eigenschaften aller erkennen. An dem Unglück sind nicht allein Feldherrn und Regierende schuld: Ungeschick, Verzagtheit, Eitelkeit, Feigheit finden wir auch im stillen Tun der Einzelnen! Das Unglück lehrt uns weiter, wie trotz allem noch gute Seiten, Gewandtheit, Entschlossenheit, Gemeinsinn vorhanden sind.[1]

Das Unglück lehrt uns Gott tiefer erkennen. Gott ist es, der neue Strenge und Ernst in unsere öffentlichen Angelegenheiten bringt. Wir werden besser sehen, daß „Gott noch liebt das Volk der Deutschen". Göttliche Macht ist in den äußerlich Großen und Gewaltigen nur dann, wenn das Gute in ihnen wohnt. Das Gute wohnt aber ebenso im Schwachen. Wenn alles Schlechte verschwindet und wir uns zeigen als das Volk, das Freiheit des Geistes und die Rechte des Gewissens beschützt, so stehen wir trotz allem da als großes Beispiel unter den Völkern.

---

[1]) Br. II, 104, Sommer 1807: „Diese zerstörende Zeit ist doch wieder auf vielfache Art eine solche, die nähere Verbindung stiftet unter denen, welche sich angehören, und eine Zeit, wo sich jede innere Tüchtigkeit und jede Kraft der Liebe mehr als sonst offenbaren kann." Br. II, 196, Dezember 1808: „Es ist eine herrliche Gabe Gottes, in einer Zeit zu leben wie diese: alles Schöne wird tiefer gefühlt, und man kann es größer und herrlicher darstellen." Eine ähnliche Stimmung bei Friedrich Perthes, Leben I[3], S. 165. „Man kann sehr zufrieden sein mit dem Volk; Gott sende nur einen Geist, der die Gemüter binde und entlaste. Nein, Deutschland geht nicht unter, und die Deutschen sterben nicht als ein tatenloses Volk." Worauf Smend a. a. O. S. 11 seine Behauptung gründet, daß Schleiermacher die Anerkennung des Guten gerade bei den Geringen im Volke gefunden habe, weiß ich nicht. Schleiermacher hat sicher die „Geringen" nicht ausgenommen. Aber Feigheit und Gleichgültigkeit waren in der ersten Zeit nach dem Unglück 1806 in allen Schichten der Bevölkerung zu finden. Die Patrioten, mit denen Schleiermacher in Halle und Berlin verkehrte, gehörten doch gewiß zu den Gebildeten. Nach O. Hintze (Hist. Zeitschr. 94, S. 441) war die Idee eines Volksaufstandes im Jahr 1808 verfehlt: ausgehend von einer kleinen Gruppe begeisterter hochstehender Männer, konnte sie im preußischen Volk nur auf geringen Anklang rechnen.

Nie also werde verdunkelt die Liebe Gottes in unsern Herzen, dann dienen uns die Unglücksfälle zum Besten!

No. 5 der zweiten Sammlung. Es ist die einzige Predigt der Sammlung, die den Text dem Eingang vorausstellt. Sollte er nicht ursprünglich nach der ersten Gedankengruppe gestanden haben? Die Einleitung ist sehr weit ausgedehnt. Übrigens müssen wir im Auge behalten, daß Schleiermacher die Predigten der zweiten Sammlung erst im Herbst und Winter 1807 auf 1808 für den Druck ausgearbeitet hat (Br. m. Gaß S. 67). Es kann daher die Stimmung der späteren Zeit beim Rückblick auf das Jahr 1806 den Ton der Predigten beeinflußt haben. Die Stelle am Schluß des ersten Teils von den Beispielen schneller Entschlossenheit und Tatkraft bezieht sich wohl auf den Zug Blüchers nach der Schlacht bei Jena. Von den Veränderungen der zweiten Auflage aus dem Jahr 1820 sei als charakteristisch nur die eine hier genannt, daß in der Einleitung fast an allen Stellen, wo in der ersten Auflage „Religion“ steht, jetzt „Christentum“ eingesetzt ist! Vgl. H. Blair, Predigten V, S. 97 ff.

Mit überschwenglichem Enthusiasmus redet der Student Müller von dem Lehrer, Prediger und Freund Schleiermacher. Durch alle Übertreibungen jugendlicher Begeisterung hindurch empfindet man doch den gewaltigen Eindruck, den die anregende Persönlichkeit Schleiermachers hervorrief. Als Müller hörte, daß Schleiermacher in eine Predigerstelle nach Bremen berufen werden sollte, schrieb er im Dezember 1806 in seine Heimat (Br. 348):

„Ich kann nicht daran glauben, daß dieser güldene, güldene Mann, der höchste, den die jetzige Zeit hervorzubringen vermochte, künftig in einer Stadt wohnen soll mit mir und zu einer Zeit, wo ich mich ihm durch unablässigen Umgang mit seinen Schriften und seinem Geiste ganz hinzugeben gedenke, sobald ich Muße dazu finde. Es mag nun aber kommen, wie es will, seine herrliche Sonne soll mir nimmer wieder verloren gehen, und wenn ich auch nicht als sein naher Planet mich um ihn schwingen kann, so fahre ich doch gewiß in größeren Ellipsen um ihn, und meine träge Masse wurzelt in seinem beweglichen, ewigen Lichte. Wenn ihr ihn nicht erhaltet und doch wissen wollt, wie in ihm der Gott wohnt und

wie die Zunge gelöst ist, um dies kundzutun für einzelne und viele, so lest seine Schriften und vorzüglich seine Predigten, von denen eine neue Ausgabe herausgekommen ist; und daß kein Wort nachlässig der Aufmerksamkeit entfalle." —

Es nahte die Jahreswende. Ein trauriger Rückblick im Gedanken an den Verlust teurer Angehöriger und die Zerstörung des Wohlstandes, an die Zerrüttung des Staates und den Verlust der Selbständigkeit, an die Störungen des kirchlichen Lebens! Wie anders der Anfang des Jahres! Allein damals bei aller Ruhe im häuslichen Leben: Verwöhnung, Aufwand, Selbstsucht, innere Unzufriedenheit — jetzt, trotz der großen Verluste: Streben nach dem wahren Gehalt des Familienkreises, Stärkung von Liebe und Treue. Damals bei allem Glanz Preußens in Europa und bei allem Ansehen unserer Staatsverfassung: Gleichgültigkeit gegen das Ganze, Mißtrauen der Stände gegeneinander — jetzt, bei aller Erschütterung des Gemeinwesens, des Heers, der Hochschule, der Regierung: die Zeichen der Genesung, Liebe zum Vaterland und Eintracht. Damals bei allem Erfreulichen in unserer Gottesverehrung: Erschlaffung und weichliche Stimmung im religiösen Leben — jetzt: Ahnung des Verständnisses von Gottes Gedanken in der Weltregierung, Anschluß der gottgesinnten Gemüter,[1] daher:

---

[1]) Br. II, 83, Dezember 1806: „Die Masse des Volkes ist nicht so irreligiös, als sie nach außen erscheint." Smend hat a. a. O. S. 7 die Stelle der Predigt nicht verstanden. Schleiermacher hat im ersten und zweiten Teil das Schema a) damals günstig, b) damals ungünstig, c) jetzt ungünstig, d) jetzt günstig. Im dritten Teil a) damals günstig, b) jetzt ungünstig, c) damals ungünstig, d) jetzt günstig. Er sagt ausdrücklich, damals habe jene weichliche Stimmung geherrscht, und es ist daher nicht richtig, daß Schleiermacher den früheren Zustand (geringeren Besuch des Gottesdienstes) vorgezogen habe.

Ebenso stellt es Schleiermacher I², S. 268 durchaus nicht als törichten Dünkel dar, wenn Preußen früher glaubte, ein entscheidendes Wort zu besitzen (Smend S. 7). Die Predigt No. 7 hat er auch nicht in Berlin, sondern in Halle gehalten. Anmerkung 12 bei Smend, S. 9 wird der Stelle S. 264 nicht gerecht. Wenn Smend weiter S. 18 sagt: Nüchterner kann man das Unglück des Vaterlandes nicht beurteilen als Schleiermacher am letzten Sonntag des Jahres 1806 — so trifft diese Charakteristik auf die Predigt nicht zu: Schleiermacher will ja gerade erheben.

Unsere gegenwärtige Zeit ist nicht schlechter als die frühere. Am Sonntag nach Weihnachten, den 28. Dezember 1806, zweite Sammlung No. 6 über Pred. Salom. 7, 11.

Der Neujahrstag 1807 richtet den Blick in die Zukunft: Was wir fürchten sollen und was nicht! Text: Matth. 10, 28: Fürchtet euch nicht vor denen, welche nur den Leib und nicht die Seele töten können. Fürchtet euch aber vielmehr vor dem, der Leib und Seele verderben mag in die Hölle!

Welche Empfindungen sonst am Anfang eines Jahres und heute! Aber Wünsche sind nicht der fromme Teil unserer Empfindungen. Jetzt müssen wir auf den ernsten Gehalt des Lebens hinsehen und die Seele für einen neuen Zeitraum stählen. Was Jesus seinen Jüngern vorhält — das Leben ein Kampf — gilt auch uns.

Was sollen wir nicht fürchten? Jede irdische Macht. Ihr Wesen und ihre Grenzen sind im Wort Jesu beschrieben. Was kann irdische Macht uns bringen als im schlimmsten Fall den Tod, den Verlust des äußeren Lebens? Die Seele des Lebens: den göttlichen Geist; die Seele des Eigentums: unser Talent; die Seele der Gemeinschaft: unsere Liebe; die Seele des Berufs: die Liebe zum Ganzen — das kann sie nicht nehmen!

Welch eine Torheit dann, sie zu fürchten! Die Furcht vor der irdischen Macht tötet die Seele jedes Lebens und damit zugleich den Leib! Welche Verkehrtheit, zu glauben, daß der Mut nur die Fertigkeit eines besonderen Standes sei![1]

In der bewegten Klage S. 269, daß Preußen ein Gegenstand des Mitleides und der Schadenfreude geworden sei, sieht Smend eine „Wendung abgeklärtester Sachlichkeit"!

[1]) Vgl. schon „Grundlinien einer Kritik" usw., S. W. III, 1, S. 296. Als 1813 der Gegensatz zwischen Heer und Volk ausgeglichen werden sollte, trat Schleiermacher eifrig für Landwehr und Landsturm ein. Daher Pr. IV¹ No. 4 = IV² No. 7 vom 28. März 1813: „Unter allen Spaltungen, die unsere Kräfte lähmten und unsere Fortschritte hinderten, war keine unseliger als die zwischen dem Soldaten und dem Bürger, ruhend auf der eingewurzelten Meinung, als ob derjenige, der sich mit dem Gewerbe des Friedens beschäftigt, weder Sinn noch Geschick haben könne, in den Zeiten der Gefahr sein Eigentum und das gemeinsame Vaterland zu verteidigen. Daher die Vorzüge des Soldatenstandes,

Wer die irdische Macht fürchtet, erfährt den zerstörenden Einfluß der Furcht in seinem ganzen Leben, in seinem Handeln und Denken. Im Handeln: jeder Beruf bringt uns in Versuchung, aus Sorge für das leibliche Dasein den Gesetzen des geistigen Daseins zuwiderzuhandeln; im häuslichen Leben ist die Furcht Quelle aller Übel. Die Furcht führt zur Häufung von Pflichtversäumnissen, zur Feigheit, endlich zur Fühllosigkeit: ein armes und unwürdiges Dasein!

Im Denken, in unserer Weltanschauung. Schon die leiblichen Sinne werden durch die Furcht gestört. Noch schlimmer ergeht es den geistigen Sinnen: die Furcht trübt den Blick, sie vergrößert alles, sie erzeugt engherzige Wünsche, trostlose Hoffnungen: man versteht die Führungen des Höchsten nicht mehr. Kein äußeres Glück, kein Umschwung der Verhältnisse aber wäre uns sicher, wenn die Furcht bliebe. Der Segen der Furchtlosigkeit vor der irdischen Macht aber liegt darin, daß wir überall das Innere ungeschwächt erhalten und gewinnen bei allem äußeren Verlust. Der Welt zum Trotz, heiter und mutig, fühlen wir neue, göttliche Kraft in uns!

Doch dies genügt nicht. Wie erlangen wir diese Furchtlosigkeit? Es gibt noch eine Furchtlosigkeit: die der Verzweiflung. Das göttlich gerichtete Gemüt sucht eine andere: jene, die durch die Furcht Gottes entsteht.

Furcht Gottes aber ist nicht Furcht vor seinen Strafen, sondern die Furcht seine Liebe zu verlieren. Diese Furcht ist für unser sittliches Handeln in besonderen Zeiten wie heute notwendiger als je. Denn woher die Verschuldungen im einzelnen und großen? Nicht von böser Gesinnung, sondern von dem Mangel an Furcht Gottes. Wer sich aber fürch-

---

daher der Übermut des Soldaten, der den Mut für eine ihm ausschließend eigene Tugend hielt.... Jetzt soll nur noch ein Unterschied bestehen zwischen den Künstlern des Kriegs und den Bürgern, die zu den Waffen greifen. Aber der Mut soll allen zugemutet werden.“ — In einer Akademierede vom 10. Aug. 1820 erklärte Schleiermacher beide Extreme, sowohl das reine Söldnersystem als die Verteidigung durch alle Staatsbürger für falsch; jenes beruhe auf einem Mangel an politischer Entwicklung und Gesinnung S. W. III, 3, S. 252 ff.



tet, das Mißfallen Gottes sich zuzuziehen, der wird den leisesten Ruf des Gewissens verstehen; er wird nie Unwürdiges tun oder leiden, um irdischen Verlust zu vermeiden; er wird sich nie vom Strudel der Leidenschaften berauschen lassen; er wird stets das Auge auf den Vater der Liebe heften. So führt Furcht vor dem Herrn und Furchtlosigkeit vor allem anderen zu jener den Kindern der Welt unbegreiflichen Schönheit des Lebens, in der die heiligste Pflichttreue sich verbindet mit dem ruhigsten Frohsinn, der ohne Seufzer fahren läßt, was vergänglich ist!

Doch der Segen dieser Furcht Gottes zeigt sich ebenso in unserer Weltanschauung. Wir sind zurzeit statt des Handelns auf müßiges Zuschauen angewiesen. Wie viele unweise Reden und tadelnde Worte finden wir da, wo die Furcht Gottes fehlt. Wie verschwindet da unter den verwirrenden Gestalten des Augenblicks das Bild Gottes, das wir doch schauen in der Regierung der Welt und den Aussprüchen des Gewissens. Wie groß aber der Segen: von seiner Furcht geleitet wird unser Denken ebenso rein und gesegnet sein wie unser Handeln. Wir werden ihn sehen und in seinem Sinn handeln. Unser Denken und Tun wird sich mit ihm einigen. Und das ist Seligkeit. Wie erhalten wir diesen Zustand?

Fürchtet den Herrn und sonst nichts! Das ist der beste Neujahrswunsch.[1]

„Es wurden die Väter gepriesen
Als mutige Löwen im Streit,
Die Weichlinge nannten sie Riesen,
Ihr Schwerthieb schlug tief und schlug weit,

---

[1]) Vgl. G. Menken, Betrachtungen über das Ev. Matthäi (1821 erschienen), Schriften I, S. 326: „Erwäget das Entsetzliche, das euer harrt, wenn ihr, von Menschenfurcht bewogen und betrogen, aus sklavischer Todesfurcht, aus sklavischer Liebe des irdischen Lebens, dem Willen und Befehl Gottes untreu werden und Gottes Wahrheit und Sache verleugnen und verlassen könntet. Einem Diener seines Wollens soll nichts furchtbar sein als nur allein Gott, und die Furcht Gottes ist darum etwas so Seliges, weil sie allein die Menschenfurcht überwindet und von jeder anderen Furcht erlöset. Auch für die heiligsten Menschen können Verhältnisse eintreten, wo viel mehr die Furcht Gottes sie stärken muß als die Betrachtung seiner Liebe."

Ihr Speer fuhr durch Roß und durch Reiter,
Durch Panzer und Schild, wie der Blitz;
Sie fürchteten Gott und nichts weiter!
Und hielten nur Tugend für Witz."

So Ernst Moritz Arndt im Jahr 1812 (Gedichte 1860, S. 210; Ausgabe von 1818, II, No. 26); Geist der Zeit, III, S. 282 (geschrieben im Februar 1813): „Wir werden wieder zu den Sternen schauen und mit den alten Germanen sprechen: wir fürchten nichts als Gott." Dazu Bismarcks Wort.

Unsere Predigt (No. 7 der zweiten Sammlung) ist ihrem religiösen Gehalt nach die größte der Sammlung. Es ist die Predigt, welche Stein zwei Jahre später am Neujahrstag 1809 im Kreise der Seinigen gelesen hat, und die ihm wenige Tage nachher auf seiner Flucht vor Napoleon zum besonderen Trost gereichte (M. Lehmann, Freiherr vom Stein, III, S. 17).

Die Predigt ist ein Siegeshymnus auf den unzerstörbaren Mut des christlichen Gewissens, auf die Schönheit christlicher Weltanschauung mit ihren Folgen für das sittliche Handeln, auf den Idealismus des geistigen Lebens gegenüber der rohen irdischen Macht. Dieser Idealismus hat die irdische Macht Napoleons, die nur das Äußere, nicht die „Seele des Lebens" töten konnte, besiegt. Die Predigt zeigt zugleich die besonderen Eigentümlichkeiten der Schleiermacherschen Beredsamkeit. Der erste negative Teil ist die Voraussetzung des zweiten. Alles ist auf das Finalthema hin geordnet. Begriffsbestimmung, Beweis aus dem Gegenteil, Beweis aus den guten Folgen führen den Gedankengang weiter. Einleitung und Schluß ergänzen sich vortrefflich. Der Schluß ist der Höhepunkt.

In derselben Zeit, am 12. Jan. 1807 (Br. II, 132) schrieb er an Fr. von Raumer, daß er zwar befürchte, das alte Deutschland müsse noch mehr zertrümmert werden, damit ein neues entstehen könnte. Aber an eine dauernde Herrschaft Napoleons über Preußen glaube er nicht. Über den Entschluß, gegen Napoleon rücksichtslos aufzutreten, wenn der Protestantismus bedroht werde, vgl. Br. II, 75f. vom November 1806. Über das Gebet für den König: Unvorgr. Gutachten S. W. I, 5, S. 117ff.; Über die neue Liturgie usw. 1816, S. W. I, 5, S. 199; Pr. Theol. I, 13, S. 195.

Die nächste Predigt ist wahrscheinlich am 2. Sonntag nach Epiphanias, am 17. Januar 1807. gehalten. Text: Die Hochzeit zu Kana (Joh. 2, 1—11). Sie ist merkwürdig durch ihre Textverwertung; in der 2. Auflage hat sie Schleiermacher sehr stark verändert (2. Samml. No. 8).

Annehmlichkeiten des Lebens sind nicht das höchste Ziel des Menschen. Der Glückseligkeitslehre des Eudämonismus steht gegenüber die Liebe zum Guten als die edle Seite der menschlichen Natur. Auch heute noch ist Christus in den Guten zu finden. Auch heute sollen die Guten die Mängel der anderen bemerken und auf Änderung vertrauen. Auch heute sollen wir uns durch nichts von der Hoffnung abbringen lassen. Auch heute wirkt der Herr mit äußeren Mitteln Neues, was bald als besser erscheint wie das Alte. Die Veränderung geht auch jetzt von den Glaubenden aus. Unter der Leitung Gottes gewinnt statt des Gemeinen das Edlere in der menschlichen Gesellschaft die Herrschaft.

Welche Wirkung diese Predigten hervorgebracht haben, bezeugt wieder Müller am 7. März 1807 (Br. S. 359):

„Schleiermacher predigt ziemlich häufig; man wundert sich über seine Kühnheit, mit den eindringlichsten Worten die Zuhörer an ihr Vaterland und ihren König zu erinnern, und jeden, der fähig ist das alte Glück des Landes zu befördern, im Guten zu bekräftigen. Er schließt dergleichen jedesmal in sein Schlußgebet ein und weiß dabei so eindringend zu reden, daß mancher davon entflammt wird, und manches Auge seine Rührung nicht verbirgt. Wie kühn dies ist, öffentlich mit Liebe fürs Vaterland unter das Volk zu sprechen, brauche ich wohl nicht zu erwähnen, da Euch ja die feindlichen Einschränkungen bekannt sind auch in dieser Hinsicht.“[1]

Schon im Dezember 1806 faßte Schleiermacher den Plan, diese Predigten drucken zu lassen. Er schrieb an seinen Freund Reimer (Br. II, 82):

---

[1]) Thiel (S. 27) im Rückblick auf seine Hallenser Studienzeit: „Was Schleiermacher für deutsches und preußisches Vaterland war, darüber kann unter uns kaum die Frage sein, die wir wohl wissen, durch wie gehaltreiche Auseinandersetzungen, in wie warmer Sprache er das vaterländische Blut in unseren Adern zu bewegen wußte, nur von den Tugenden und aus dem Gewissen unseres Staates redend, hohe Verpflichtungen, große Vorsätze in uns aufrief, so daß jener Halleschen Tage nicht wert wäre, wer dessen nicht gedenken und nicht von dieser Seite gern den herrlichen Weisen, wie er dachte und wie er tat, betrachten möchte.“

„Die Predigten, die sich auf die gegenwärtige Zeit beziehen, ließe ich gerne drucken, weil ich sie wirklich für ein gutes Wort halte. Ich wollte auch gerne dafür stehen und meinen Namen darauf setzen; allein gedruckt können sie wohl schwerlich werden in einer Stadt, die in französischem Besitz ist . . und so werde ich es wohl aufgeben müssen. Nötig und wünschenswerter schiene mir es mehr als je, zumal ich höre, wie schlechte Gesinnung in Berlin herrscht."

In Halle predigte er, soviel wir wissen, noch zweimal, am Karfreitag, den 27. März, über Joh. 12, 24 und am Ostersonntag, den 29. März, von dem „verklärten Leben Christi auf Erden". Beide Predigten sind nicht gedruckt. Im Manuskript der Entwürfe finden sich in einer Randbemerkung, die offenbar der erste Versuch einer Anordnung der 2. Sammlung war, noch zwei weitere Texte und Themata angegeben. Da er an Gaß am 6. April schreibt, er habe einigemal für einen kranken Pfarrer gepredigt, so könnten sie noch in Halle gehalten sein. Über Joh. 20, 21—23: „Übereinstimmung mit dem Urteil Gottes" und über Joh. 21, 18, 19: „Fortschritte des Wortes Gottes". Einige Gedanken der Karfreitagspredigt teilt Müller mit:

„Die Herrlichkeit des Todes besteht darin, daß aus ihm ein wahres und ungetrübtes Leben quillt; alles was ein Mensch gestaltet hat und geschaffen, steht erst dann rein und ungetrübt da, wenn er durch sein Hinscheiden sich dafür verbürgt hat, mit dem alles Verkennen aufhört. Da keinem eine reine Absicht, und sei sie auch noch so wenig herausgekommen, und sei sie auch noch so sehr in der Gegenwart entstellt, verloren gehen kann, sondern irgendwo wird sie in ein treues Gemüt aufgenommen werden, und wenn dies aus der lebendigen Erinnerung sich vernehmen läßt, so wird die mächtige Gegenrede verstummen müssen. Denn Sterben ist der Gehalt mit einem Siegel bezeichnet; was sterblich an der Erscheinung gewesen ist, wird sich in die Welt verlieren. — Es war eine Predigt, deren unendliche Herrlichkeit nicht durch Worte bezeichnet werden kann. Ich kann dir nur versichern, daß jeder, der nicht so kalt und steinern dort stand, wie die Pfeiler, die das Gewölbe tragen, alles Menschliche sich hat auf-

regen lassen müssen durch den herrlichen Gebrauch der Worte und ihren tiefen mächtigen Sinn." [1]

Nachdem Schleiermacher den Winter und das Frühjahr 1807 noch in Halle zugebracht hatte, unter mancherlei Entbehrungen und durch den Tod seines Freundes von Willich in tiefe Trauer versetzt, entschloß er sich zum Sommer nach Berlin zu gehen, um dort als Privatgelehrter Vorlesungen, zunächst über Geschichte der Philosophie, zu halten. Einen wiederholten Ruf als Prediger nach Bremen hatte er ausgeschlagen, „so lang noch ein Schein von Hoffnung war, dem Vaterland zu dienen". In Berlin lebte er unter den bescheidensten Verhältnissen; mit Halle hatte er jeden Anspruch auf Gehalt und Stellung aufgegeben; in unsicherer Ferne eröffnete sich ihm allmählich die Aussicht, an die neu zu gründende Universität in Berlin berufen zu werden. „Hier kann ich auch noch predigen, ohne gepreßtes Herz, und das mit einiger Muße und der täglichen Nahrung ist alles, was ich eigentlich bedarf". [2]

Die erste Predigt in Berlin hielt er am 14. Juni, am 3. Sonntag nach Trin. über Röm. 14, 23, zweite Sammlung Nr. 9.

Die Überschrift „Was nicht aus dem Glauben kommt, ist Sünde," lautet zu allgemein und deutet zu wenig die letzte Absicht der Predigt an.

In sich selbst fest gegründet zu sein, ist in diesen Zeiten der Verwirrung und Zerrüttung ein schöner Besitz. Das nicht leicht zu bestimmende Wesen des christlichen Glaubens aber besteht in der Überzeugung von der Wahrheit des göttlichen Gesetzes in uns, in der Gewißheit, daß Gott in der Welt ebenso mächtig ist wie in uns selbst, in dem Vertrauen, daß Gott auch das Böse in uns vernichtet. Was aus diesem Glauben hervorgeht, ist gottwohlgefällig.

Was dagegen diesem Glauben nicht entspricht, nicht aus ihm hervorgeht, ist nicht gottwohlgefällig, also Sünde.

---

[1]) Müller S. 363. Die Predigt ist nicht gedruckt; Varnhagen S. 386: „Eine gewaltig fortreißende Predigt"; Schleiermacher, Br. II, S. 90.

[2]) Br. IV, 133, 135; II, 95, 106. Ruf nach Bremen auch bei Müller mehrfach erwähnt, z. B. 192, 199, 279, 342, 348, 350. Schon Thiel sah in der Ablehnung des Rufs ein Zeugnis für seine Anhänglichkeit an die Heimat (S. 29).

Dahin gehört die Unsicherheit (der Zweifel) darüber, was Recht ist oder Unrecht. Sie wird in unserem Leben auftreten, als Durchgangspunkt; aber sie kann, als Kampf des Lichtes mit der Finsternis, nicht zur falschen Entscheidung führen; sie soll nicht im Augenblick der Entscheidung zum Abbrechen der Überlegung oder zur Verzögerung der Entscheidung führen. Dies ist Sünde (und widerspricht dem Glauben). Auch der Zweifel, ob man das als recht Erkannte sofort tun oder hinausschieben soll, widerspricht dem Glauben.

Dahin gehört ferner die Übereilung, die bei der Wahl zwischen dem Guten, das rauh und hart erscheint, und dem Schlechten, das lieblich und anmutig erscheint, rasch nach der falschen Seite entscheidet — ebenso die Übereilung, die sich fortreißen läßt von der allgemeinen Bewegung der Massen. Das Christentum beurteilt also die einzelnen Handlungen nur in ihrem Zusammenhang mit dem Innern des Menschen. Wer seiner Sache sicher sein will, muß Glauben haben. Daher: Wahre Frömmigkeit ist nötig!

Das Datum ist bekannt durch das Heft der Entwürfe und Müller, Br. S. 382. Die Predigt ist im zweiten Teil sehr abstrakt; auch ist der Zusammenhang zwischen dem ersten und dem zweiten Teil nicht klar genug hervorgehoben. Bei der ersten Gruppe des zweiten Teils fehlt das Mittelglied: daß diese Unentschiedenheit nicht aus dem Glauben kommt; dieser Teil ist daher auch in der 2. Auflage umgearbeitet, ohne daß dadurch der Gedankengang klarer geworden ist. Der Begriff „Sünde" ist nicht erklärt; er stammt aus dem Text, ist aber eigentlich hier überflüssig. Denn der positive Satz der Predigt lautet: Charakterfestigkeit bei der Entscheidung ist nur möglich beim „Glauben".

Wann Schleiermacher die beiden folgenden Predigten No. 10 und 11 der 2. Sammlung gehalten hat, ist unsicher. Vom Oktober bis Dezember 1807 war er wieder in Halle, um dort seine Angelegenheiten zu ordnen. Gepredigt hat er jedoch dort nicht. Die Universität war zwar wiederhergestellt und Niemeyer eröffnete den Universitätsgottesdienst wieder;[1]

---

[1]) Niemeyer, Akadem. Predigten, Halle 1819, S. 81. Text: Luk. 11, 28. „Unser Gottesdienst ein freier Verein wohlgesinnter Menschen, um über die höchsten Zwecke des Lebens nachzudenken und für sie zu

allein Schleiermacher konnte sich nicht mehr dazu entschließen, die Kanzel in Halle zu betreten, seitdem das Kirchengebet für den König und die Königin von Westfalen vorgeschrieben war. Er wollte das Vaterland da suchen, wo Deutsche regieren (Br. II, 105; IV, 132).

Die beiden Predigten 10 und 11 sind daher wohl im Sommer 1807 in Berlin gehalten worden.[1] Jedenfalls fällt Nr. 10, die große Predigt über 1. Kor. 7, 29—30, in die Zeit nach dem Tilsiter Frieden (7. bis 9. Juli 1807), der Preußen die Stellung einer Großmacht genommen und es zu einem Vasallenstaat Napoleons gemacht hatte. Die Fremden beherrschten das Land. Die königliche Familie befand sich an den äußersten Grenzen des Landes. Die harten Friedensbedingungen hatten alle eitlen Hoffnungen vernichtet. Langsam begannen die Reformen des Staats. Aber ohne große Opferwilligkeit und ohne Ausdauer waren sie nicht durchzusetzen.

Dies ist die geschichtliche Voraussetzung für die Gedanken der zehnten Predigt.

Der allgemeine Wunsch nach Ruhe ist berechtigt, wenn er ein Wunsch nach Ausübung einer Tätigkeit ist; er ist falsch, wenn er nur aus Klage über die Erschöpfung hervorgeht. Die Scheu vor dem Ernst der Arbeit ist gefährlich: nicht Ruhe ist die erste Bürger- und Christenpflicht, sondern Kampf, und ein **heilsamer Rat** ist es, **zu haben als hätte man nicht.**

Das zeigt sich zuerst in unserm Verhältnis zur äußern Lage. Es widerspricht durchaus den Grundsätzen des Glaubens, wenn sich der Christ von den Geschäften der Welt zurückzieht. Der Gebrauch der Welt gibt Gelegenheit, aus den Herzen edle Tugenden zu entwickeln. Aber schlimme Folgen

---

begeistern. Freiheit ist das Kennzeichen der Religion Jesu. Ihr Wert besteht in ihrer bildenden Kraft und in ihrer Erziehung zum Guten." Eine trockene Moralrede ohne jeden höheren Schwung — welch ein Rückschritt gegen jene Predigt Schleiermachers vom 3. Aug. 1806!

[1]) Müller schreibt am 1. Aug. 1807, er habe neulich Schleiermacher predigen gehört. Ludwig von Gerlach erzählt, daß er als zwölfjähriger Knabe eine Predigt von Schleiermacher in der Parochialkirche gehört habe, die einen tiefen Eindruck machte. Das muß eine der Predigten 9—12 der zweiten Sammlung gewesen sein. E. L. von Gerlach, Aufzeichnungen, herausgegeben von J. von Gerlach, 1903, I, S. 21.

des Weltgebrauchs stellen sich zu leicht ein: man sieht ihn als den höchsten Lebenszweck an. Stellen die Gottlosen die Verhältnisse aber so auf die Spitze, daß wir um des Guten willen auf Irdisches verzichten müssen — daß wir dann die Täuschung einsehen! Dann Treue gegen das Gesetz des Lebens! Wer festhängend an den Gütern der Welt um ihretwillen die Ruhe nicht preisgibt, macht sich abhängig von ihnen, er zerstört die Sicherheit dieser Güter und sich selbst. Wer aber das Vergängliche preisgibt, ist Herr auf der Erde und göttlicher Verwalter des Irdischen.

Deutlicher tritt uns dies entgegen in den Stimmungen des Gemüts. Nicht Empfindungslosigkeit verlangt Paulus. Nur schlimme Folgen sollen sich nicht zeigen; sie treten nicht hervor in dem Maß, sondern in der Art der Empfindung. Mitleid und Mitfreude mit anderen haben ihr Maß in sich: Freude am Herrn, göttliche Traurigkeit kann nie genug vorhanden sein. Sie führen in die Tätigkeit des wahren Lebens ein und arten nie in Übermaß aus. Beide Empfindungen sind nicht beschränkt auf Ruhe und Einsamkeit. Je mehr wir in allem das Reich Gottes und die Kraft der Natur lieben, desto mehr Freude am Herrn. Freude am Herrn ist in jeder Freude, die an sich nicht strafbar ist. Alles Leid wandelt sich in Leid über die Sünde. Ist in einem Leid kein Leid über die Sünde, so tilgen wir es für uns: es ist überhaupt kein Leid. Achten wir darauf, daß wir uns in Freud und Leid nicht dem Sinnlichen zuwenden: sonst verlieren wir den Zusammenhang mit Gott.

Und endlich — das Wichtigste! — in den heiligen Verbindungen der Liebe. In gewöhnlichen Zeiten wird kein Rat weniger begriffen. In Zeiten der Not heißt es: Glücklich, wer kein Haus hat. Das ist nicht natürlich. Sollten wir das Schönste entbehren? Im Gegenteil, die Frauen helfen uns im Kampf des Lebens. „Ein Weib haben als hätte man es nicht" heißt: Nie vom Weg der Pflicht abweichen aus Schonung gegen das geliebteste Wesen. Herrscht aber zu große Anhänglichkeit an das Äußere, entstehen Bedenklichkeiten, ob das große Gut des Opfers wert sei — dann ist die Zeit da zur Selbstbesinnung. Das mag die Welt ein hartes Verfahren



nennen: es ist das einzige Mittel, unsere Lieben sich selbst wieder zu geben, wenn sie in Gefahr sind, sich zu verlieren. Dann haben wir die Freude erst recht: sie ist uns neu gegeschenkt.

Nur wer sich jetzt über das Vergängliche der äußeren Lage zu erheben versteht und der Stimme der Wahrheit und des Rechts folgt; nur wer in allen Stimmungen des Leids und der Freude das Sinnliche ablegt und den Zusammenhang mit Gott herstellt; nur wer in den schönsten Verbindungen der Liebe nie vom heiligen Wege der Pflicht abweicht, auch nicht aus verweichlichter Liebe und Schonung gegen das geliebteste Wesen — der allein befolgt den heilsamen Rat des Apostels, zu haben als hätte man nicht.

Das ist die Gesinnung heldenmütiger Seelen aller Zeiten und Völker: was verloren ist, kann wieder gewonnen werden nur durch diesen Sinn!

Wir schließen hier einige briefliche Äußerungen an. Im Herbst 1807 schrieb er (Br. II, 105):

„Unser unverschuldeter Friede ist noch unsicherer als der Krieg gewesen ist. Nur den Vorsatz habe ich, meinem unmittelbaren Vaterland Preußen solange nachzugehen, als es besteht und dieses Vorsatzes nicht ganz unwürdig wird. Sollte es dem Unglück ganz erliegen, so will ich, solange ich kann, das deutsche Vaterland da suchen, wo ein Protestant leben kann und wo Deutsche regieren; dabei tun zu können, was meines Berufs ist, wird mir doch nie ganz fehlen. So muß sich trösten, wer die Waffen nicht führen kann. Ach lassen Sie doch Ihre Knaben recht kräftig werden, recht fest, trotzig, waffenlustig, liebevoll und fromm."

Nach seiner Verlobung schrieb er an die Braut im Aug. 1808 (Br. II, 113): „Es ist erfreulich, daß unser Schicksal recht verwebt ist in das des Vaterlandes, und sollte es geschehen, daß ich mitten in diesen Verwirrungen befangen bin, so sei nur recht guten Mutes und denke, daß das Vaterland, Du und die Kinder meine Losung sind." Vor dem Antritt einer Reise mit politischen Aufträgen nach Königsberg, August 1808 (Br. II, 122): „Ich gehe keinen anderen Weg als den meines Berufs, und was kann es Schöneres geben, als daß ich den

Zustand der Dinge, auf dem das Glück unseres Lebens beruhen muß, selbst kann herbeiführen helfen.“ Von Königsberg aus im September 1808 (Br. II, 133): „Ich fühle mich gerade in dem Zusammentreffen dieser äußeren Lage mit unserem Verein auf eine so lebendige Weise glücklich, daß ich es gar nicht aussprechen kann.“ Oktober 1808 (Br. II, 150): „Mein Leben in der Wissenschaft und in der Kirche und im Staat soll gar nicht von Deinem Leben ausgeschlossen sein, sondern du sollst den innigsten Anteil daran nehmen.“

Nach der Entlassung Steins schrieb er im Dezember 1808 einen bekümmerten Brief an seine Braut, Br. II, 181: „Es drückt mich vieles recht schwer, nicht in meinen nächsten Verhältnissen, sondern in den allgemeinen Angelegenheiten. Unser guter König hat sich überraschen lassen von einer elenden Partei und sich zu einem Schritt verführen, der alles aus dem sicheren Gang, in den es eingeleitet war, wieder herausbringt. Es stehen zwar immer noch treffliche Männer an der Spitze; aber wer weiß, wie lange sie sich werden halten können gegen die schlechten, die den König verstrickt haben, und so kann es sein, daß das Vaterland zum zweitenmal an den Rand des Verderbens geführt wird, wenn nicht die letzteren es durch Maßregeln zu retten suchen, welche immer noch sehr mißlich bleiben. . . . Alle meine Arbeiten sind mir gestört. . . . Kanzel und Katheder sind die einzigen Orte, wo ich ordentlich tue, was sich gehört. . . . Aber trotz aller Trübsal werden uns Mut, Lust und ein glückliches Bewußtsein nicht verlassen.“

Die Antwort der Braut, Br. II, 184: „Ich habe Sinn für Deine Schmerzen, für Deine heiligen Sorgen, die Dich mir noch werter machten, wenn es möglich wäre. Alles was Dein großes Herz bewegt, wie fern es auch uns Frauen liegt, dem ersten Anschein nach — ich kann es mit Dir fühlen, mit Dir trauern um das Vaterland, teilen Deinen Mut, Deine Sehnsucht, daß Du mitwirken könntest zu seiner Errettung.“

Im August 1808 las sie die Predigt vom heilsamen Rat Br. II, 126: „Ich wußte nicht vorher, was sie enthalte und wie sehr sie vielleicht bald auf meinen Zustand anwendbar sein könne. Ich bin recht gestärkt und habe gefühlt, daß meine Liebe zu Dir die rechte ist, und daß, wenn es mir



auch mein ganzes Glück und mein Leben kosten könne, ich doch nicht wünschen würde, daß Du anders tätest, als wie dein heiliger Eifer dich treibt."

So hat der Prediger in schöner Übereinstimmung mit seiner Braut den heilsamen Rat „zu haben, als hätte man nicht", zu befolgen gesucht — er ist ihm auch späterhin treu geblieben: seine Gedanken über die Stellung von Mann und Frau in einer christlichen Ehe, auch ihr Verhältnis zum öffentlichen Leben, hat er 1818 in einer einzigartigen Weise zusammengefaßt: in der ersten Predigt über die Ehe, Pr. I, 4, No. 1. Vgl. Br. II, 211.

Beim Rückblick auf das Jahr 1808, am 31. Dezember, Br. II, 196: „Niemals kann ich dahin kommen, am Vaterland zu verweifeln. Ich glaube zu fest daran, ich weiß es zu bestimmt, daß es ein auserwähltes Werkzeug und Volk Gottes ist. Möglich, daß alle unsere Bemühungen vergeblich sind und daß vor der Hand harte und drückende Zeiten eintreten — aber das Vaterland wird gewiß herrlich daraus hervorgehen in kurzem. . . . Ja, auch wenn vom reinen Genuß der Liebe die Rede ist, will ich dich lieber in diese Verhältnisse hineinführen, als in irgend ein verborgenes idyllisches Leben: denn was kann die Liebe mehr verherrlichen, als wenn man so alles, was es Großes gibt in der Welt, mit hineinzieht in ihr Gebiet. Darum laß uns frisch und selig allem entgegengehen, was da kommen kann!"

Aus dieser Stimmung sind die eben besprochene Predigt und die folgenden der Jahre 1807—1809 zu verstehen.

Die elfte Predigt der zweiten Sammlung über Röm. 12, 21: Laß dich nicht vom Bösen überwinden, sondern überwinde das Böse mit Gutem, fordert zur **Beharrlichkeit gegen das** uns bedrängende **Böse** auf.

Ist unser Mut niedergeschlagen, unsere Besonnenheit verwirrt, unsere Lebensfreude getrübt: das Böse trägt die Schuld, und nur Ausdauer im Kampf gegen das Böse führt zum Sieg in allen Entbehrungen. Statt zu wünschen und zu berechnen, laßt uns aufschlagen das Buch der Vergangenheit, um die Gesetze der göttlichen Regierung daraus kennen zu lernen. Nur eine Quelle wahrer Heiterkeit gibt es: innige

Vereinigung unbeschränkten Vertrauens mit grenzenloser Ergebung.

Diese Predigt könnte wegen des Textes in die Epiphanienzeit 1808, unmittelbar vor die letzte, gehören. Der Text ist ein Teil der Perikope auf den dritten Sonntag nach Epiphanias, und Schleiermacher schließt sich gern an die Perikopen an, obwohl er ja als Reformierter keineswegs an sie gebunden war. Aber auf eben diesen dritten Sonntag nach Epiphanias fällt die letzte Predigt der zweiten Sammlung, und die Predigt über Röm. 12, 21 ist, ähnlich wie No. 9, mehr eine Abhandlung als eine Rede und ihre Sprache so schwerfällig, daß die Ausarbeitung wohl nicht alsbald nach dem Vortrag erfolgt ist. Auch hier hat er in der zweiten Auflage zahlreiche Veränderungen, und zwar diesmal nur Verbesserungen, vorgenommen. Smend a. a. O. S. 9 gibt an, daß sich die Stelle I[2] S. 342 auf das Verhalten von Berliner Bürgern nach der Schlacht bei Friedland (14. Juni) beziehe. Die Zeit vom Oktober bis Dezember 1807 ist ausgeschlossen, weil Schleiermacher damals in Halle war. Vgl. Anhang No. 8.

Und nun schlägt die Schlußpredigt der zweiten Sammlung, am 24. Januar 1808, „das Buch der Vergangenheit“ auf:

Liebe zum Großen in unserm Vaterland ist Fortschritt auf Grund des Bleibenden, was der große König geschaffen hat. Den Geist seiner Herrschaft laßt uns festhalten!

Die chronologische Reihenfolge der Predigten vom 3. August 1806 bis zum 24. Januar 1808 sei hier übersichtlich wiederholt.

Halle.

IV[1] No. 18 = IV[2] No. 2.	Am 9. S. n. Trin., den 3. August 1806;
I, 2, No. 1.	Am 10. S. n. Trin., den 10. August 1806;
I, 2, No. 2.	Am 11. S. n. Trin., den 17. August 1806;
I, 2, No. 3.	Am 12. S. n. Trin., den 24. August 1806;
— (Semesterschlußrede).	Am 15. S. n. Trin., den 14. Sept. 1806;
I, 2, No. 4.	Anfang Oktober 1806;
I, 2, No. 5.	Am 25. S. n. Trin., den 23. Novbr. 1806;
— (Hebr. 2, 14, 15).	Am 2. Advent, den 7. Dezbr. 1806;
I, 2, No. 6.	Am S. n. Weihn., den 28. Dezbr. 1806;
I, 2, No. 7.	Am Neujahrstag 1807;
I, 2, No. 8.	Am 2. S. n. Ep., den 17. Januar 1807;

— (Joh. 12, 24.) Am Karfreitag, den 27. März 1807;
— Am Ostertag, den 29. März 1807;
(Joh. 20, 21—23.) Osterzeit 1807?
(Joh. 21, 18, 19.) Osterzeit 1807?

Berlin.

I, 2, No. 9. Am 3. S. n. Trin., den 14. Juni 1807;
I, 2, No. 10. } Nach dem 9. Juli, im Sommer 1807;
I, 2, No. 11. }
I, 2, No. 12. Am 3. S. n. Epiph., den 24. Januar 1808.

Von den Predigten, die Schleiermacher vom 24. Januar 1808 bis zum Antritt seines Amtes an der Dreifaltigkeitskirche im Mai 1809 gehalten hat, besitzen wir keine, außer der von ihm selbst veröffentlichten vom Januar 1809.

An Invokavit 1808 [?] predigte er über Luk. 22, 47—54, Entwurf veröffentlicht von Zimmer, Zeitschr. f. d. prakt. Theol. IV, 378.

Am Karfreitag, den 15. April, predigte er vor einer zahlreichen Gemeinde, Bericht von Stägemann bei Rühl, Aus der Franzosenzeit 1904, S. 80, 81.

Nach der Rückkehr von Rügen, wo er sich verlobt hatte, reiste Schleiermacher mit politischen Aufträgen nach Königsberg. Hier predigte er am 4. September, 12. n. Trin., Br. II, 128, Stägemann S. 114.

In Berlin am 16. Oktober, 18. n. Trin., Br. II, 148, 151; im November, wahrscheinlich am 13., 22. n. Trin., Br. II, 162 (der Brief ist begonnen am 9. November, geschlossen wohl am 13. November) „mit großem Feuer, so daß ich mit mir selbst zufrieden war, was nicht immer der Fall ist.“

Am 1. Advent, den 27. Nov., über Luk. 1, 46 ff.: „Recht zu meiner Zufriedenheit, obwohl ich nur die Morgenstunde zur Vorbereitung hatte. Oft geht es dann am besten, wenn nur nichts vorhanden ist, was mich stört.“ Am nächsten Tag wurde er von Davout vorgeladen. Seiner Braut stellte er die Verwarnung als „spaßhafte Szene“ dar. Das Ganze sei nichts gewesen, als daß Davout ihn und einige andere als hitzige Köpfe und Unruhstifter bezeichnet habe. Er selbst habe noch den Dolmetscher abgeben müssen und verdanke die Ehre der Vorladung wahrscheinlich einem dummen Gerücht über seine Predigten (Br. II, 173, 175; IV, 164; Brief an den Vater des Mediziners Müller, Br. 510; an Schmalz S. W. III, 1, S. 673).

Am ersten Weihnachtstag Br. II, 190. Wohl am 1. Sonn-

tag n. Ep., den 8. Januar 1809, über Luk. 2, 41—52, „Segen einer frühen Frömmigkeit“, Br. II, 201.

Dann folgt IV[1] No. 1 = IV[2] No. 3, entweder am 15. oder 22. Januar gehalten. Am 21. Jan. (Br. II, 209) hielt er Vorbereitung zur Abendmahlsfeier, aber die Vorrede zur Predigt ist schon am 22. Januar geschrieben.

Im Winter 1808 auf 1809 hielt er Vorlesungen über die Theorie des Staats, die ihn als etwas Neues besonders interessierte, Br. IV, 167; II, 151; II, 176 (Art seines Vortrags).

Die allein erhaltene Predigt aus dieser Zeit ist die Predigt vom Januar 1809 über Röm. 13, 1—5.

Die Überschrift „Über das rechte Verhältnis des Christen zu seiner Obrigkeit“ entspricht dem Inhalt und Zweck der Predigt nicht. Sie wurde unmittelbar vor der Einführung der neuen Städteordnung gehalten, die Schleiermacher in der „Vorerinnerung“ als große bürgerliche Feier bezeichnet. Durch die Städteordnung erhielt die Bürgerschaft der Städte die Verwaltung des Gemeinwesens; für die Weckung des Gemeinsinns und tätiger Mitarbeit des Bürgertums am allgemeinen Wohl war sie von höchster Bedeutung.

Die Predigt hat daher die Tendenz, auf den Wert der neuen Ordnung aufmerksam zu machen und zur Mitarbeit aufzufordern. Das Thema lautet eigentlich: „Über die Notwendigkeit einer **allgemeinen Beteiligung am öffentlichen Leben.**“

Es ist eine weitverbreitete Meinung, daß Frömmigkeit und Dienst für das Vaterland nichts miteinander zu tun haben. Manche großen Patrioten standen in keiner Beziehung zum Geist der Frömmigkeit — manche Frommen haben sich nichts um weltliche Dinge bekümmert. Aber diesen einzelnen Beispielen gegenüber muß das höchste Ziel bleiben: echte Frömmigkeit ist der Boden der Bürgertugend und muß zum tätigen Dienst am Vaterland führen.

Es widerspricht dem Christentum, nur um der Strafe willen untertan zu sein, d. h. eben dem Staat gegenüber sich gleichgültig zu verhalten und nur zu gehorchen, um ein Übel zu vermeiden. Denn das Wesen der Frömmigkeit ist Selbstständigkeit und fester Mut — wer aber nicht aus Lust und Liebe sich am bürgerlichen Leben beteiligt, der verliert

diesen Geist. Frömmigkeit ist Liebe — Mangel an Liebe haben die, welche für nichts Interesse haben, was über ihr persönliches Dasein hinausgeht. Der große Wert des häuslichen Lebens kann nie das Leben dessen ausfüllen, der auch nur denken kann den Gedanken „Vaterland". Frömmigkeit ist Freiheit — Furcht vor dem Gesetz harmoniert nicht mit wahrer Frömmigkeit, mit Freiheit des Gewissens. Dieses köstlichsten Gutes wegen haben die Hugenotten ihr Teuerstes verlassen. Frömmigkeit ist Wahrheit und Aufrichtigkeit — wo aber keine Einigkeit zwischen Obrigkeit und Untertanen herrscht, da entsteht Heuchelei, wie sie nur sein kann bei einem heimlichen Krieg des Volkes gegen die Obrigkeit oder unter einem Tyrannen![1]

Dagegen ist für den Frommen die politische Mitarbeit natürlich; denn ist sie vor Gott recht und der menschlichen Natur angemessen. Um des Gewissens willen untertan sein, d. h. mitarbeiten, heißt: überzeugt sein, daß beide Teile einander angehören, daß der einzelne sonst seine Bestimmung nicht erreicht und daß im natürlichen Lauf der Dinge sich keine Obrigkeit wesentlich entfernt von dem Geist des Volkes.[2] Diese Pflicht ist keine nur innerliche; sie äußert

[1]) „Wenn uns endlich die gewünschte Stunde der Wiedervereinigung wieder schlägt, wo alles Liebende sich aufs engste verbindet, alles Vermißte zurückkehrt, und es strömt lauter aus als jemals das Jauchzen der Freude eines wahrhaft seinen Herrscher liebenden Volkes; wenn es da einige geben könnte ohne wahre Teilnahme — wiewohl es nicht möglich ist —, sie sollten, noch ehe die Stunde schlägt, diese Gegend räumen und dies Land, und sich andere Beherrscher suchen und andere Gesetze und ein anderes Volk!" IV¹, S. 8. — Der König kehrte erst im Dezember 1809 nach Berlin zurück.

[2]) Br. II, 191 (1808): „Die Taten der Menschen im Staat sind doch immer gemeinschaftlich, und mit Unrecht wird etwas Großes dem Einzelnen auf die Rechnung geschrieben." Vgl. ferner die Stellen im zweiten Abschnitt bei der Predigt über Friedrich den Großen. Noch 1831 benutzte er die Erzählung vom Tode des Herodes (Apg. 12) zu einer längeren Ausführung über diese Frage. Der Text widerlege schon durch sein Dasein in der Bibel diejenigen Christen, die sich vom öffentlichen Leben zurückziehen wollen. In der Gegenwart seien die gesellschaftlichen Angelegenheiten der Menschen etwas Gemeinsames; es sei nicht mehr der Beruf einer gewissen Klasse von Menschen, allein die allgemeinen Angelegenheiten zu pflegen; Pr. III¹, S. 405.

sich in eigener Wirksamkeit gegen außen: der Christ macht die Sache der Obrigkeit zu seiner eignen, wirkt bei anderen, daß sie mit ganzem Herzen bei der allgemeinen Sache sind, sucht die Anordnungen zu verstehen, wird auch da, wo er sie mißbilligen muß, Vertrauen und Einsicht in das Wohlmeinen der Regierung hegen, und da, wo er die bessere Einsicht hat, sie der Obrigkeit darbringen. Frömmigkeit und Treue gehe Hand in Hand und bilde uns mehr und mehr zu einem Volk, das zugetan sei seinem Herrscher, einträchtig unter sich, sicher und stark in der Kraft jeder guten Gesinnung!

In derselben Zeit, am 11. Februar 1809, schreibt er an seinen Freund Brinckmann (Br. IV, 168): „Nur die Regierung, die aber auch unfehlbar, wird Bonaparte auf dem Kontinent stürzen, welche aus freien Stücken sich selbst regeneriert und inniger mit ihrem Volke einigt; die hiesige geht jetzt auf dem geraden Weg zu diesem Ziel: was kann uns alles, auch das vortreffliche Arbeiten nach Innen helfen, wenn nicht zugleich das Richtige geschieht, um die äußere Existenz und Unabhängigkeit zu sichern."

Die Predigt über die Obrigkeit erschien alsbald als Einzeldruck: IV[1] No. 1 = IV[2] No. 3. Vorrede vom 22. Januar 1809. Sie wird also am ersten oder zweiten Sonntag n. Epiph. gehalten sein. Er hat sie „so treu als ihm möglich war wiedergegeben". Daher die größere Einfachheit gegenüber No. 11 der zweiten Sammlung. Eine Besprechung in den Heidelberger Jahrbüchern 1809, II, 2, 232, rühmt sie als ein ganz hervorragendes rednerisches Meisterstück: die Religion schaffe sich offenbar in Schleiermacher einen neuen Stil der Redekunst. Dem heutigen Leser aber wird sie hauptsächlich um ihres Gedankeninhalts willen großartig erscheinen. Die Entlassung Steins war ja nicht lange vorher erfolgt, und Schleiermacher hatte ihm zu seiner Verfolgung gratuliert, „es ist die größte Ehre für einen Privatmann, für einen Feind der großen Nation erklärt zu werden", Br. II, 210. Zu der Stelle über die Kritik an der Obrigkeit vgl. dritte Sammlung No. 10 (1812), I, 520: „Wir wollen es weder ihnen noch andern verbergen, daß nach unserer Überzeugung sie es sind, welche das Verderben des Volkes bereiten, daß wir wissen, wie leere Worte es sind, wenn sie die Namen Gottesfurcht, Recht und Wahrheit im Munde führen."



II.

Berlin 1809—1818.

1809—1811.

Das einheitliche Bild, das uns die Predigten aus den Jahren 1806 bis 1809 zeigen, verändert sich von dem Zeitpunkte an, wo Schleiermacher das Amt eines Geistlichen an der Dreifaltigkeitskirche angetreten hat. Zwar ließ er es auch jetzt, wie wir sehen werden, an Andeutungen der politischen Lage und an Anwendungen auf die Zeitverhältnisse nicht fehlen. Aber er hielt es doch von da an für nötig, auf die gottesdienstlichen Bedürfnisse seiner Gemeinde und auf die Aufgabe einer regelmäßig wiederkehrenden Sonntagspredigt die gebührende Rücksicht zu nehmen.[1] Er hat daher nur bei bestimmten Gelegenheiten den Gedankeninhalt und den Zweck der Predigt ausschließlich mit patriotischen Stimmungen verbunden. Dazu kommt für uns heute noch die teilweise sehr lückenhafte und ungenaue Überlieferung: mit Ausnahme des Jahres 1812 hat er aus dieser Zeit nur wenige Predigten selbst veröffentlicht.

Mit erhöhtem Interesse beteiligte sich Schleiermacher am

---

[1]) Anders Schweizer S. 9: Mit der Anstellung an der Dreifaltigkeitsgemeinde sei die Pflicht, sich einer Gemeinde anzupassen, wie seinerzeit bei der Charité, weggefallen, und Schleiermacher habe sich nun eine Gemeinde frei bilden können. Daran ist so viel richtig, daß er seine Predigtweise nicht von Grund aus veränderte. Aber wie er auch andere Methoden als gleichberechtigt ansah, so beweist der Unterschied der dritten und zweiten Sammlung, daß er sehr wohl den Zweck einer eigentlichen Gemeindepredigt beachtete.

politischen Leben in den wechselvollen Jahren der Stein-Hardenbergschen Reformzeit.

In Berlin trat er in den Kreis jener bedeutenden Männer ein, die Staat, Heer und Volk für den Kampf um die Wiederherstellung Preußens vorzubereiten suchten. Wo er nur immer konnte, übernahm er Aufträge und entwarf Pläne politischer und kirchlicher Art. „Bis in die Gegenstände der inneren Verwaltung" vertiefte er sich, um dem Grafen Dohna Ratschläge geben zu können, Br. II, 210. Diese direkte patriotische und politische Wirksamkeit Schleiermachers hat W. Dilthey geschildert und insbesondere eine Reihe seiner bis dahin unverständlichen Briefe erklärt.[1]

Das Auf- und Niedergehen der Hoffnung auf Volkserhebungen und auf die Teilnahme am Krieg Österreichs mit Napoleon, auf die Entschlüsse des Königs und der Regierung spiegelt sich in den Briefen wieder. „Die wichtigsten Privatsachen verschwinden gegen die Teilnahme an den öffentlichen Angelegenheiten" (Br. IV, 167). Nach dem Sturze Steins „durch eine elende Intrigue" war er im Februar 1809 überzeugt, daß der „mögliche Sieg der verknöcherten Gegenpartei nicht vollständig werden könne, da von allen Seiten geschehe, was man kann, um den guten Samen zu erhalten" (IV, 167). In den bevorstehenden Erschütterungen glaubte er sich die höchste und seligste Ruhe zu bewahren. „In wenigen Monaten ist entweder alles gewonnen oder alles verloren, je nachdem sich die Regierung entschließen wird. Ich weiß aber, daß ich alles getan habe und immer tun werde, was in meinen Kräften steht, um das Bessere herbeizuführen, und darum bin ich ganz gelassen", 1. Febr. 1809 (Br. II, 220). Auch unter mancherlei Verleumdungen und Mißverständnissen ging er ruhig seinen Weg weiter (Br. II, 239).

Im April 1809 kam der Krieg zum Ausbruch: Preußen

---

[1]) Preuß. Jahrb. 1862, S. 258 ff. Im Jahre 1809 gründete Friedrich Perthes eine Zeitschrift zur Verbindung aller deutschgesinnten Männer, das „Deutsche Museum". In ihr war eine besondere Rubrik „Kanzelredner" vorgemerkt. Schleiermacher sagte seine Mitarbeit zu. Sie erschien aber nur vom Frühjahr 1810 bis zum Ende des Jahres; Fr. Perthes Leben I³, S. 184 ff.; 187, 193; Steig a. a. O. S. 467.

hielt sich zurück — zum großen Bedauern vieler Patrioten, auch Schleiermachers. Doch war es ihm nun möglich, seine Braut heimzuführen. Im Mai verheiratete er sich. Er hatte nun erreicht, was er sich früher gewünscht hatte: „Wissenschaft und Kirche, Staat und Hauswesen — weiter gibt es nichts für den Menschen auf der Welt und ich gehörte zu den wenigen Glücklichen, die alles genossen hätten" (Br. II, 191).

Im November 1809 erhielt er die Nachricht, daß die Errichtung der Universität in Berlin nach vielen Schwierigkeiten gesichert sei und daß er eine Stelle an ihr erhalten werde (Br. IV, 169, 170). Schleiermacher las schon im Winter 1809 bis 1810 über christliche Sittenlehre und Hermeneutik, im Sommer 1810 Geschichte der Philosophie und Erklärung der Apostelgeschichte. Die wirkliche Eröffnung der Universität fand im Oktober 1810 statt (Br. m. Gaß S. 78).[1]

So war denn die alte, von ihm schmerzlich vermißte Vereinigung des akademischen Lehrberufs mit dem Predigtamt wiederhergestellt, obgleich die Einrichtung eines akademischen Gottesdienstes nicht zustande kam. Wilhelm von Humboldt hatte im Mai 1809 es als unumgänglich notwendig bezeichnet, daß für die studentische Jugend, die nicht ohne religiöse Einwirkung bleiben dürfe, ein besonderer Gottesdienst hergestellt werden müsse. Im Mai 1810 reichte Schleiermacher, wohl auf Humboldts Veranlassung, einen Entwurf zur Errichtung eines Universitätsgottesdienstes ein, in dem er Bedeutung, Zweck und Form desselben eingehend auseinandersetzte, mit ähnlichen Begründungen wie in der akademischen Antrittspredigt in Halle. Bei den wissenschaftlich gebildeten Klassen sei in erster Linie der religiöse Sinn zu wecken, um den scheinbaren Zwiespalt zwischen Religion und wissenschaftlichem Leben aufzuheben. Daneben denkt er sich den Universitätsgottesdienst als eine „Normalanstalt", in der wünschenswerte Verbesserungen des Kultus, besonders des

[1]) R. Köpke, Die Gründung der K. Friedrich Wilhelms-Universität zu Berlin, 1860, S. 90. Schleiermachers Schrift „Gelegentliche Gedanken über Universitäten in deutschem Sinn. Nebst einem Anhang über eine neu zu errichtende" war 1808 erschienen (S. W. III, 1, S. 535).

musikalischen Teiles, als Vorbild zur Darstellung gebracht werden könnten. Der Gottesdienst soll natürlich ein unierter sein, auch im Ritual der Abendmahlsfeier. Wie vordem in Halle, so erhoben jetzt in Berlin die Gemeinden, die ihre Kirchen zur Verfügung stellen sollten, Schwierigkeiten, und die Sache unterblieb damals: Schleiermacher hätte die Leitung gern selbst übernommen, doch glaubte er, daß es besser sei, den Gottesdienst einem lutherischen Theologen ausschließlich zu übertragen, wenn man von einer Trennung der Konfessionen nicht absehen wolle.[1]

Die Gottesdienste, die er als Pfarrer der Dreifaltigkeitsgemeinde hielt, wurden doch zu einer Art von akademischen Versammlungen: viele Studenten, und zwar nicht nur Theologen, gehörten bald zu seinen treuesten Zuhörern. Wenn er damals in der Kurzen Darstellung des theologischen Studiums (im Dezember 1810 vollendet, Br. m. Gaß S. 87) es als die Idee eines Kirchenfürsten hinstellte, daß er religiöses Interesse und wissenschaftlichen Geist im höchsten Grad und in möglichstem Gleichgewicht zur Theorie und Ausübung vereine (Einl. § 9), so hat er damit ein Bild seiner eigenen Persönlichkeit und Wirksamkeit gezeichnet.

Gleichzeitig beteiligte er sich, von 1808 an, mit Vorschlägen verschiedener Art an der Erneuerung des kirchlichen Lebens, besonders an der Neugestaltung der Verfassung, und diese praktische Reformarbeit begleitete ihn weiter durch die Zeiten der Kämpfe um Liturgie und Union.[2]

---

[1]) Br. Gebhardt, W. v. Humboldt als Staatsmann I, 1896, S. 181, 217; Köpke S. 86 und die Vorschläge Schleiermachers auf S. 214 ff.; Br. m. Gaß S. 104.

[2]) Der erste Kirchenverfassungsentwurf, den Richter in der Zeitschr. für Kirchenrecht I, 326 veröffentlichte, ist sicher nicht in der mitgeteilten Form in allen Teilen von Schleiermacher. Die Widersprüche mit seinen früheren und späteren Ideen sind zu groß. Die Handschrift scheint nicht mehr vorhanden zu sein. Daß er damals einen Entwurf verfertigte, ist durch Br. IV, 173 erwiesen. Aber entweder ist die Vorlage Richters überhaupt nur auf Grund der Schleiermacherschen Pläne niedergeschrieben, oder sie stellt, wenn Schleiermacher sie selbst niedergeschrieben hat, ein Kompromiß dar zwischen ihm und der Regierung. Das letztere nimmt Dilthey Br. IV, 173 Anm. an. Jedenfalls ist sie zur

Der Wiener Friede vom 14. Oktober 1809, der Österreichs Kraft völlig lähmte, rief bei den preußischen Patrioten einen niederschmetternden Eindruck hervor. Neue Drohungen und Forderungen Napoleons führten die Entlassung Scharnhorsts herbei. „Unser Preußen kommt mir vor wie eine schwimmende Insel, die gerade ebensogut versinken als fest werden kann. Die Hoffnung zu einer zweckmäßigen Regeneration unseres Staates, zu der wirklich vieles sehr schön eingeleitet war, sinkt immer mehr, und indem man das wenige, was wirklich aufgebaut ist, einzeln wieder untergräbt, ist früher oder später ein plötzlicher Zusammenbruch sehr wahrscheinlich" (Br. IV, 172 am 17. Dez. 1809).

Was nun die Predigttätigkeit dieser Jahre betrifft, so sind zunächst über das Jahr **1809** nur spärliche Nachrichten vorhanden. Nach jener oben besprochenen Predigt über die Obrigkeit (im Januar) predigte er am 19. Februar (Invokavit) am Anfang der Passionszeit, „in der er immer vorzüglich gern und mit besonderer Andacht sprach", in der Dreifaltigkeitskirche (Br. II, 223); ebenso am Karfreitag (Br. II, 236), am Osterfest (Br. II, 234) und am 16. April (Misericord. Dom., Br. II, 241). In dem Heft der Entwürfe von 1796 findet sich bei einer Predigt über Hebr. 13, 9 die Bemerkung, daß sie mit einigen Abänderungen seine Gastpredigt in der Dreifaltigkeitskirche geworden sei. Wann diese stattgefunden hat, ist nicht angegeben. Jedenfalls trat er sein Amt erst am 11. Juni, am 1. Sonntag n. Trin. an.[1]

In das Jahr **1810** gehört zunächst, nach der Bemerkung Sydows Pr. VII, S. XIX, die von Schleiermacher im „Magazin von Fest-, Gelegenheits- und anderen Predigten" N. F. II,

---

Kritik der Ansichten Schleiermachers nicht so direkt zu verwenden, wie dies E. Foerster, Die Entstehung der preußischen Landeskirche I, S. 159 ff., getan hat.

[1]) Der König hatte ihm die Stelle schon 1808 verliehen, S. Lommatzsch, Geschichte der Dreifaltigkeitskirche zu Berlin, 1889, S. 16. In Pipers Ev. Kalender 1859, S. 201 behauptet Sack, daß Schleiermacher die Antrittspredigt über 1. Kor. 2, 2 gehalten hat. Egelhaaf S. 50 fügt ohne Begründung hinzu: „an einem Sonntag in der Passionszeit" — wohl nur eine Vermutung im Anschluß an die Textangabe Sacks.

1824, S. 282, veröffentlichte Predigt über Matth. 4, 1—11, abgedruckt IV¹ No. 29 = IV² No. 33. Sie wurde gehalten am Sonntag Invokavit, am 11. März. (Vgl. die Einleitung der Predigt mit der Erinnerung an die Sonntagsepistel: Sydows Datierung auf den 4. Februar kann nicht richtig sein.)

Weiter fallen in dieses Jahr die Nachschriften Matthissons, die Sydow im VII. Band als dritte Sammlung veröffentlicht hat. Davon gehören wohl die beiden „gedrängten Auszüge" S. 575 ff. schon in die Epiphanienzeit. Die Reihe beginnt bei Sydow mit Karfreitag 1810 und umfaßt — ohne die eben genannten Auszüge am Schluß — 21 Predigten bis zum ersten Weihnachtstag 1810.

Von Himmelfahrt bis zum Schluß des Kirchenjahrs wählte Schleiermacher mit wenigen Ausnahmen Texte aus der Apostelgeschichte. Zwischen hinein fallen die beiden Gedächtnispredigten auf die Königin Luise, die er selbst herausgab, und im September hörte Gottfried Körner in Dresden eine „tief erbauliche" Predigt Schleiermachers (E. Peschel und E. Wildenow, Th. Körner und die Seinen I, 1898, S. 242; Br. IV, 180).

Für das Jahr 1810 erhalten wir demnach folgende Reihe:

Epiphanienzeit: Joh. 1, 35—44. VII, S. 575;
" Joh. 2, 13—17. VII, S. 579;
Invokavit, d. 11. März, Matth. 4, 1—11. IV¹ No. 29 = IV² No. 33;

Karfreitag, d. 20. April, Joh. 19, 30;
Bußtag, d. 16. Mai, Pred. 3, 11—13;
Himmelfahrt, d. 31. Mai, Mark. 16, 19;
Exaudi, d. 3. Juni, Matth. 28, 16—20;
Pfingsten I, d. 10. Juni, Apg. 2, 1—42;
Pfingsten II, d. 11. Juni, Nachm., 1. Thess. 5, 19—21;
Trinitatis, den 17. Juni, Apg. 2, 43;
1. S. n. Trin., d. 24. Juni, Apg. 2, 44. 45;
} VII, 3. Sammlung, No. 1—8.

5. S. n. Trin., d. 22. Juli, Apg. 6, 15. IV¹ No. 2 = IV² No. 4;
7. S. n. Trin., d. 5. Aug., Jes. 55, 8 u. 9. IV¹ No. 3 = IV² No. 5;

9. n. Trin., d. 19. Aug., Apg. 9, 3—22;
10. n. Trin., d. 26. Aug., Apg. 10, 4—6;
11. n. Trin., d. 2. Sept., Apg. 11, 15—17;
Erntedankfest, d. 30. Sept., Gal. 6, 7 u. 8;



16. n. Trin., d. 7. Okt., Apg. 13, 6—11;	VII, 3. Sammlung, No. 9—21.
17. n. Trin., d. 14. Okt.. Apg. 14, 20—22;	
19. n. Trin., d. 28. Okt., Apg. 15, 1—12;	
21. n. Trin., d. 11. Nov., Apg. 16, 35—37;	
22. n. Trin., d. 18. Nov., Apg. 17, 22—31;	
23. n. Trin., d. 25. Nov., Apg. 19, 13—17;	
1. Advent, d. 2. Dez., Offenb. 22, 10—13;	
2. Advent, d. 9. Dez., Luk. 1, 44—55 u. 67;	
Weihnachten, Phil. 2, 6—7.	

Vom Herbst 1810 an bieten die Briefe August Twestens (G. Heinrici, D. A. Twesten, nach Tagebüchern und Briefen, 1889) einige ergänzende Nachrichten. So hörte er Schleiermacher am 4. November, am 20. Sonntag n. Trin.: „Er redet einfach, ungeschminkt, aber schön, klar und stark; jedoch nicht, wie mir schien, für die Fassungskraft des gemeinen Mannes" (Heinrici S. 50). Ist die Angabe Pr. VII S. 491 richtig und hat Schleiermacher demnach abwechselnd vor- und nachmittags gepredigt, so war diese Predigt am 4. November, ebenso wie VII, dritte Sammlung No. 17 eine Nachmittagspredigt, und No. 14, 15, 16, 18 Vormittagspredigten. Später hat Schleiermacher für die Nachmittags- beziehungsweise Frühpredigten gern fortlaufende Serienpredigten über größere Abschnitte biblischer Bücher gehalten, ohne Zusammenhang mit den Predigten der Hauptgottesdienste. Auch VII, No. 17 und 18 hörte Twesten und bemerkt S. 69 zu No. 18: „Eigentlich gibt es nur bei den Herrnhutern eine wirklich christliche Gemeinde; aber man muß den Mut nicht sinken lassen." Zur Weihnachtspredigt VII No. 21 vgl. Br. II, 249; Br. m. Gaß S. 86; Müller, Br. 507.

Aus dem Jahre 1811 ist nur eine Predigt vorhanden, und nur in einem Auszug, vom Karfreitag den 12. April, IV^1 No. 57 = IV^2 No. 6, zuerst gedruckt in Löfflers „Magazin für Prediger" VI, 1, S. 204 (1811). Wahrscheinlich liegt eine Nachschrift von derselben Hand zugrunde, von der VII, S. 575 ff. herrührt. Sydow hatte im Jahr 1836 bei der Herausgabe des VII. Bandes im ganzen 60 Nachschriften aus den Jahren 1810—1812. Von ihnen hat er nur 23 veröffentlicht. Wo sind die übrigen geblieben?

Twesten hat Schleiermacher gehört am 3. März (Invokavit), am 31. März (Judika), am ersten Ostertag, den 14. April, am zweiten Pfingsttag, den 3. Juni über Gal. 6, 8 („treffliche

Predigt"), S. 146, 162, 172, 199. Im September predigte Schleiermacher auf einer Reise mit patriotischen Aufträgen in der reformierten Kirche zu Breslau, wahrscheinlich am 16. Sonntag n. Trin., am 29. September (Br. II, 264; A. Pick, Aus der Zeit der Not, S. 83).

Sehen wir uns nun den Inhalt der Predigten aus den Jahren 1810 und 1811 etwas näher an!

Die Predigt am Sonntag Invokavit 1810 (IV^1 No. 29 = IV^2 No. 33) behandelt die Erzählung von der Versuchung Christi als Beispielserzählung für die gegenwärtigen Zustände.

Nicht Erwartung außerordentlicher göttlicher Hilfe geziemt dem Christen in Zeiten der Not: ihre Folgen sind nur gesteigerte Selbstgefälligkeit oder tiefe Niedergeschlagenheit. Christus weist uns auf den Willen Gottes: immer, auch im Zustand bitterer Entbehrung, können wir Gott verherrlichen.

Nicht prunkhafte Taten, auch nicht Prunken und Lautwerden mit Not und Schmerz um Aufsehen zu erregen, ziemt dem Christen; freilich auch nicht feigherzige Beschränkung — sondern einfache Erfüllung unseres Berufes.

Nicht Überwindung der Welt, indem man sich in eine innere Gemeinschaft mit dem Bösen einläßt, ziemt dem Christen, sondern Überwinden des Bösen mit Gutem unter Reinhalten des Gewissens.

Nicht zurückziehen sollen wir uns von den weltlichen Geschäften, aber in die Kirche sollen wir weltliche Gewalt nicht einmischen: wer eine Stelle in der Welt bekleidet, ist darum noch nicht geschickt, auf die Gemüter im christlichen Geist zu wirken, und seine Ordnungen soll man nicht darum annehmen, weil er in der Welt viel zu gebieten hat (Andeutung der kirchlichen Reformpläne der Staatsregierung!) Mit der Kraft des Vorbildes Christi gehen wir den Leiden entgegen.

Die Nachschrift dieser Predigt lag Sydow noch vor: er hat sie leider nicht mit den anderen abgedruckt. Vergleichen wir die Predigt mit den Nachschriften im VII. Band, so ergibt sich allerdings, daß Schleiermacher sie vor dem Druck im Magazin noch erweitert hat. Sie ist also nicht mit Sicherheit für das Jahr 1810 zu verwenden. (Die Stelle über die

Einmischung der weltlichen Gewalt in das kirchliche Leben kann sich ebensogut auf die Verhältnisse im liturgischen Streit beziehen.) Doch scheint mir der Inhalt im wesentlichen unverändert geblieben zu sein. Vgl. die Ansicht über das Vorbild Christi mit II, 5 No. 2. Jedenfalls hat er sie nicht so stark umgearbeitet, daß sie den „literarischen" Predigten gleichzusetzen ist. Dem widerspricht Diktion und Gedankenfolge. Zum Inhalt vgl. die erste Ausgabe der kurzen Darstellung S. 81 ff. und unseren Anhang No. 9.

Von den übrigen Predigten des Jahres 1810 werden hier nur diejenigen genauer besprochen, die sich auf das öffentliche Leben beziehen. Schleiermacher hat zum erstenmal in jenem Sommer ein biblisches Buch im Zusammenhang zugrunde gelegt, wohl weil er gleichzeitig die Apostelgeschichte in Vorlesungen erklärte. Unterbrochen hat er die Serie bei bestimmten Gelegenheiten und Festen.

Die Nachschriften sind, wie schon Sydow im Vorwort bemerkt, sehr ungleichmäßig. Man kann ja aus ihnen, wie aus solchen der späteren Zeit, den Schluß ziehen, daß Schleiermacher in Wirklichkeit viel einfacher, klarer und gewandter gesprochen hat, als es nach den von ihm selbst für den Druck veränderten literarischen Predigten erscheint. Doch lassen die Nachschriften von 1810 die eigentümliche Art der Gedankenentwicklung, wie sie Schleiermacher auch im Vortrag liebte, nicht immer erkennen, wenn sie auch nach Sydows Urteil im ganzen den Eindruck unverfälscht wiedergeben. Wortgetreu sind sie nicht (wohl auch nicht die Gebete?). Die Überschriften rühren vom Nachschreiber oder vom Herausgeber her; dieser hat leider, auch am Text, „nichts Wesentliches, aber hie und da einiges Wenige" geändert. Es sind dies die ersten erhaltenen Nachschriften; die im VII. Band aus früherer Zeit mitgeteilten Predigten sind nach den Manuskripten Schleiermachers abgedruckt.

Die Auszüge aus den beiden Predigten über Joh. 1 und 2, VII, 575 ff. stellen dar, daß Männer von ganz entgegengesetzter Geistesbildung und Gemütsverfassung zusammenarbeiten sollen, der eine auf größerem Schauplatz, ein anderer im häuslichen Kreise, einer den anderen ergänzend, jeder für die Gegenwart arbeitend, jeder weniger auf Äußeres als auf das Innere sehend. Christus ist unser Vorbild bei Reformen: nicht zerstören, sondern umbilden ist die bewußte Tat des geistdurchdrungenen Menschen; nicht soll man Kirch-

liches und Bürgerliches vermischen; nicht soll man das öffentliche Handeln den Beamten überlassen, sondern der Geist des Erlösers, der frei war von aller Feigherzigkeit, soll übergehen in die Denkart der Christen, daß jeder seine Stimme erhebe für das angefangene Werk: die Geißeln, die noch heute schrecken, sind Furcht und Scham.[1]

Die beiden Predigten enthalten Mahnungen zur Einigkeit in der Reformarbeit, bei der die verschiedensten Richtungen nebeneinander bestehen können. Doppelt nötig in jener Zeit, wo die Reformtätigkeit auf allen Gebieten, wo sie eingesetzt, Gegner gefunden hatte, ehrliche und überzeugte Vertreter der Tradition neben ehrgeizigen und selbstsüchtigen Strebern. Dazu noch die Gleichgültigkeit des Bürgertums und der Bureaukratismus der Beamten.

Am Karfreitag 1810, VII, 3 No. 1 über Joh. 19, 30: Christus ist uns Vorbild des erhabensten Todes, des Todes eines Märtyrers, der sein Werk vollendet hat. Das große Werk der geistigen Schöpfung dauert noch fort: laßt uns vollenden unseren Lebensberuf, und keiner denke so gering von sich, als ob mit ihm selbst verginge, wozu er dagewesen ist.[2]

Der Bußtag fordert uns auf, unseren gegenwärtigen Zustand inbezug auf die heiligen Verhältnisse des öffentlichen Lebens, auf die teure Verbindung als Bürger eines Volkes zu betrachten, Pred. Salom. 3, 11—13. Ansprüche auf Fröhlichkeit gründen sich nicht auf Genuß, sondern auf Arbeit, und zwar nicht im leichten Spiel der Kräfte, sondern Arbeit

---

[1]) Denkschrift Altensteins vom September 1807: „Der Staat soll im Innern eine Revolution so bewirken, daß alle wohltätigen Folgen einer solchen eintreten, ohne daß es mit so schmerzlichen Zuckungen, wie es bei einer selbst sich bildenden Revolution der Fall ist, bewirkt wird", (Ed. Spranger, Altensteins Denkschrift von 1807 und ihre Beziehungen zur Philosophie, Forschungen zur Brandenburgischen und Preußischen Geschichte XVIII, 1905, S. 471 ff., 479). Ähnlich Hardenbergs Denkschrift, Ranke, S. W. 48, S. 365.

[2]) Für die Entwicklung der Christologie Schleiermachers ist die Predigt wertvoll, wenn man sie mit Predigten aus der späteren Zeit vergleicht, z. B. mit II, 5, No. 2, wo das Unzureichende des Beispiels Christi behauptet wird. Vgl. auch die Predigt von 1808, Zeitschr. f. d. pr. Theol. IV, 378.

mit Widerstand, ohne Aussicht auf gewissen Erfolg! Das allgemeine Unglück zeigt die allgemeine Verschuldung; fröhlich inbezug auf die Vergangenheit können wir nur sein, wenn reine Liebe zum allgemeinen Bund der Gesellschaft uns jetzt aufgeht, wenn die Lehre der Vergangenheit nicht verloren geht für die Zukunft und wir in Selbstverleugnung an das Werk Gottes herantreten; Vertrauen auf Gott kann kein Sturm des Lebens, kein Schicksal erschüttern: freudiger Mut zur Arbeit sei der Entschluß dieses Tages (vgl. das ausgezeichnete Gebet am Schluß S. 400).[1]

Die Predigt am Himmelfahrtstag über Mark. 16, 19 und act. 1, 10 und 11 ist, theologisch betrachtet, von höchstem Interesse. Aber die Nachschrift ist ohne Zusammenhang und nicht ganz zuverlässig: der Hörer hat die Predigt offenbar nicht recht verstanden.

Wenn wir die großen Gedanken des Textes von ihren sinnlichen, zeitlichen Spuren entkleiden, so ist die Erhöhung Christi uns ein Zeichen, daß die menschliche Natur ganz umgebildet wird zum göttlichen Werkzeug: das Erdengeschlecht steht da, den Fuß in Ungewittern und verwickelt in Kampf und Schwierigkeiten, aber das ewige Haupt in Sonnenstrahlen: auch in uns ist sein Geist kräftig. Es ist ferner seine Wiederkunft nichts anderes als die sinnliche Erscheinung seines Bildes und seiner Lehre; sein Gesetz ist der einzige Maßstab für menschliche Tugenden, und immer, wo er sich in seiner (wir würden heute sagen „geschichtlichen") sinnlichen Erscheinung zeigt, richtet er uns. (Die Tendenz der Predigt wird durch das Gebet S. 410 klar.)[2]

---

[1]) Schon in den „Unvorgreiflichen Gutachten" von 1804, S. W. I, 5, S. 124 hatte Schleiermacher den Bußtag als eine Feier bezeichnet, wodurch die bürgerliche Gewalt anerkenne, wie wichtig wahre Religiosität für das gemeine Beste sei. Bußtage seien daher für eine besonders feierliche Art der religiösen Betrachtung bürgerlicher Verhältnisse und Tugenden bestimmt. Pr. Theol. (aus den zwanziger Jahren), S. W. I, 13, S. 154, ungenauer.

[2]) Eine Darstellung der Eschatologie Schleiermachers, für die seine Totenfestpredigten besonders in Betracht kommen, fehlt bisher noch. Für die Art, wie Schleiermacher die bildlichen Ausdrücke verwendet, bietet die eben genannte Predigt mancherlei Material.

Die folgenden Predigten No. 4 bis 7 enthalten keine Gedanken, die in unseren Zusammenhang hereinführen. Auch sie fassen die Texte als Beispielserzählungen auf. No. 5 bis 7 zeigen die Anschauungen Schleiermachers in jener Zeit über den Gottesdienst (S. 423, 429 Polemik gegen die Aufklärung). Die Nachschrift No. 5 enthält auf S. 420, 421, 422 mehrere Widersprüche und Mißverständnisse.

Die Predigt No. 8 über act. 2, 44 und 45 stellt in bewunderungswürdiger Textverwertung die wahre Gütergemeinschaft der Christen dar: sie besteht als gemeinsamer Geist der Gesinnung und äußert sich im Dienst der Gemeinschaft. In diese geistige Gemeinschaft aller Kräfte im Opfer müssen wir zurückkehren, wenn wir das Vaterland retten wollen.

Für die folgenden Sonntage fehlen die Nachschriften. Wahrscheinlich war Matthisson verreist, da Schleiermacher im Juli seine Vorlesungen aussetzte (Br. m. Gaß S. 78).

Am 19. Juli wurde das preußische Volk durch den Tod der Königin Luise in tiefe Trauer versetzt.

Am folgenden Sonntag hielt Schleiermacher eine seiner herrlichsten Predigten über die **Verklärung des Christen in der Nähe des Todes.** Die Textwahl act. 6, 15 rechtfertigte er durch den Hinweis auf den Zyklus von Vorträgen über die Apostelgeschichte.

Es ist etwas Großes um den Märtyrertod. Aber jeder von uns stirbt ihn als Streiter Christi heute noch. Tief gebeugt wollen wir heute den Tod in seiner edleren Gestalt betrachten, nicht den Moment des sinnlichen Todes, nicht den des Übergangs in die Ewigkeit, sondern den Christen im Angesicht des Todes. „Sie sahen alle auf ihn und sahen sein Angesicht wie eines Engels Angesicht.“

Gemeinhin verkannt und unschuldig verleumdet zieht der Christ seines Wegs. Auch heute noch wird jeder, der mutig für das Rechte und den Fortschritt eintritt und die Verblendung des hemmenden Rückschrittes aufdeckt, verleumdet. Keine Tugend ist davor sicher, vorab in Zeiten großer Umwälzungen. Aber aus dem Angesicht des Christen leuchtet

hervor der Glanz der Wahrheit, die Überzeugung, das Rechte getan zu haben: und so ist er verklärt.

Überwunden von siegreichen Feinden ist der Christ. Nie hört der Kampf auf, alle göttlichen Ordnungen haben ihre Feinde und den Widerstand der Gleichgiltigkeit; selten ist der Sieg auf Seite des Christen. Aber bei aller Hemmung seines Strebens leuchtet aus seinem Angesicht der Glanz des Glaubens an den Fortschritt und Sieg des Guten: und so ist er verklärt.

Es scheidet von seinem besonderen und allgemeinen Beruf der Christ, ohne sein Ziel erreicht zu haben, in banger Sorge um die Seinen, treu in seiner Beharrlichkeit. Aber aus seinem Angesicht leuchtet das Feuer der himmlischen Liebe, eins in Gott mit den Seinen: und so ist er im Tode verklärt.

Laßt uns folgen diesem seinem Beispiel!

Gedruckt zusammen mit der eigentlichen Gedächtnispredigt im August 1810; darnach IV[1] No. 2 und 3 = IV[2] No. 4 und 5. Eine ausgezeichnete Predigt. Völlig eins ist hier Inhalt und Form; klar die Entwicklung bis zum Schluß hin, der die Disposition erst inhaltlich angibt; überaus fein der Takt, mit dem jeder direkte Hinweis auf die Königin vermieden wird und sie mit Stephanus zugleich als Vorbild der Christen erscheint; mustergiltig der Satz- und Periodenbau, der Wechsel zwischen Darlegung und Aufforderung, die Steigerung vom Text zur Gegenwart, vom Speziellen zum Allgemeingiltigen!

An Gaß (Br. S. 78) schrieb Schleiermacher am 1. Sept., die Predigten seien nicht wert, daß er sie ihm eigens zuschicke. Die Anspielungen in der ersten Predigt seien, wie ihm scheine, von niemand verstanden worden. Gaß, der die Predigten mittlerweile gekauft hatte, erwiderte, daß die Bemerkung über den Wert der Predigten wohl nicht ernst gemeint sei; er habe sie mit steigendem Interesse und wiederholt gelesen. Worin die „Anspielungen“ bestehen, wage ich nicht zu entscheiden. Vielleicht wollte Schleiermacher im Brief an Gaß nur sagen, daß man seine Anspielungen auf das Leben der Königin nicht alle verstanden habe. Daß er auf die damals schon beginnenden Verdächtigungen gegen seine eigene Person angespielt habe, halte ich für ausgeschlossen. Über den allgemeinen Eindruck des Ereignisses vgl. R. Steig, Kleists Berliner Kämpfe S. 29ff., 257, 260.

Vierzehn Tage später, am 5. August, hielt Schleiermacher die Gedächtnispredigt über den vorgeschriebenen Text, Jes. 58, 8 und 9: **Unsere und Gottes Gedanken.**

Die Eigentümlichkeit dieser Predigt wird durch nichts deutlicher als durch eine Gegenüberstellung der Predigten, die andere Berliner Geistliche über denselben Text gesprochen haben.[1] Ehrenberg: Unser Bestreben sei es, unsre Gedanken mit Gottes Gedanken in Übereinstimmung zu bringen, indem wir uns demutsvoll unterwerfen, das Andenken der Königin hochhalten, dem König und dem Vaterland größere Liebe weihen. Ribbeck: Wir unterwerfen uns demütig unter Gottes Schickung; wir halten fest an der Hoffnung auf die Zukunft; Gottes Ratschlüsse sind heilsam. Hanstein: Demütige Unterwerfung ist unsere Pflicht, gottvertrauende Zuversicht unser Trost. — Abgesehen von einzelnen starken Übertreibungen sind diese Predigten nicht schlecht, ohne sich jedoch über die nächstliegenden Gedanken zu erheben. Sobald man aber Schleiermachers Predigt nach ihnen liest, verschwinden sie völlig vor der Macht und Originalität seines Geistes.

Wir suchen hier nicht nur Hemmung der Tränen, sondern Kraft des geistigen Lebens. Das geschieht durch Einigung unserer Gedanken mit denen Gottes. Aber nicht dadurch, daß wir Gegenwart und Zukunft, Erwartung und Ausgang entgegensetzen, nicht durch demutsvolle Unterwerfung allein, sondern indem wir den Gegensatz zwischen göttlichem und ungöttlichem Sinn beachten. Wir müssen unsere Trauer und das Andenken an die Königin christlich gestalten.

Wir sehen nicht auf das Äußere, bewundern auch nicht die seltenen Erscheinungen, wo Inneres und Äußeres,

---

[1]) Zum Angedenken der Königin Luise von Preußen, Berlin 1810. Die Schrift enthält Nachrichten über die letzten Tage, den Tod, das Begräbnis und alle sich daran anschließenden Feierlichkeiten, ferner eine vortreffliche Trostschrift von F. S. G. Sack, und drei Predigten Berliner Pfarrer, des Hofpredigers Ehrenberg, die dieser in Gegenwart des Königs und seines Hauses gehalten hat, des Propstes Ribbeck und des Propstes Hanstein. Gaß spricht sein Mißfallen über diese Predigten aus; auch in Breslau seien bei der Todesfeier erbärmliche Dinge von den Kanzeln gehört worden. Hermes habe das Konzept vorlegen müssen, sei indessen mit einem Verweis davongekommen, Br. m. Gaß 81.

körperliche Anmut und Gaben des Geistes in schönem Einklang verbunden sind, sondern wie der Wert des Lebens vor Gott nur im innersten Selbst des Menschen ruht, so sind wir dankbar für die Hoheit der Gesinnung und das edle Gemüt der Königin.

Wir lieben nicht darum, weil uns Gutes geschehen ist, weil Taten gelingen, weil die Königin sich uns huldreich erwiesen hat, sondern recht verehren wird sie nur der, welcher ihren reinen Sinn für das Wahre und Schöne erkannt hat.

Wir halten ihr Andenken nicht hoch wegen der Erfolge ihrer Wirksamkeit — sie sind nie allein der Menschen Werk, und auch die Königin war nicht Herrin ihrer Taten: der Erfolg stand nicht in ihrer Hand, so begeisternd ihr Bild als köstliche Fahne den Kämpfern voranging — sondern der Schauplatz für die Taten des Gemütes ist die stille Wirksamkeit auf die Gemüter. Diesem ihrem innersten Heiligtum gelte unsere Verehrung. Wir einigen unsere Gedanken mit Gottes Gedanken, indem wir auf das Innere des Lebens sehen bei ihr und bei uns!

Um die Schilderung der Persönlichkeit der Königin, die Schleiermacher hier gibt, richtig zu würdigen, mag man vor allem ihre Briefe lesen, besonders den vom Mai 1809 nach dem Einzug Napoleons in Wien, abgedruckt z. B. bei A. Lonke, Königin Luise von Preußen, 1904, S. 293; hier auch eine auf eingehenden Studien ruhende Untersuchung über den Anteil der Königin an der preußischen Politik seit 1805. Schleiermacher sagt in der Predigt mit Recht, daß der Erfolg nicht immer in der Hand der Königin gewesen sei. (Die Stelle unmittelbar vorher bezieht sich auf die Tage in Tilsit mit Napoleon.) Wie jetzt genauer bekannt ist, hatte sie wenigstens kurz vor ihrem Tod noch einen großen Erfolg in der inneren Politik: die Gefahr der Abtretung Schlesiens an Napoleon im Frühjahr 1810 wurde wesentlich durch ihr Verdienst abgewendet; sie hat durch ihre feste und mutige Haltung auch die Regierung wieder gestärkt, und Anfang Juni wurde Hardenberg an die Spitze der preußischen Regierung und Verwaltung berufen, vgl. Bailleu, Königin Luise und die preußische Politik im Jahre 1810, Korrespondenzblatt des Gesamtvereins der deutschen Geschichts- und Altertumsvereine, 1903, S. 70. Ob die Andeutung der Verleumdungen gegen die Königin sich auf die Schmähungen Napoleons im Jahre 1806

bezieht — die dieser übrigens nach Tilsit nie mehr wiederholt hat, — oder auf solche, die in Berlin 1810 von ihren Gegnern ausgingen, wie Wehrenpfennig S. 925f. meint, mag dahingestellt sein.

Nach dieser Unterbrechung kehrte Schleiermacher wieder zur Apostelgeschichte zurück. No. 9, act. 9, 3—22, am 9. Sonntag nach Trin., den 19. August: An der Bekehrung des Paulus haben wir ein Beispiel, wie der Glaube entsteht, nämlich durch die Kraft der Wahrheit in unserm Gemüt, durch die Macht der Wahrheit in der Gemeinde, durch die Kraft der Wahrheit zum Kampf.

No. 10, act. 10, 4—6, am 21. August: Auch fromme Werke solcher, die noch nicht Christen sind, haben ihren Wert in der Sehnsucht nach Wahrheit, ihren Lohn in der Erfüllung jener Sehnsucht. No. 11, act. 11, 15—17, am 2. September: Wie wir die Mitteilung geistiger Gaben beginnen und vollenden sollen.

No. 12, die Predigt am Erntefest, den 30. September, über Gal. 6, 7—8, zeigt die ewige Ordnung Gottes, daß nämlich die Arbeit an der Erde nur in geistigem Sinn eine göttliche ist. Wer nur das Gebiet seiner Macht ausdehnen will (Napoleon!), wer nur den Genuß vermehrt, denkt fleischlich; wer ein Bewahrer des Rechts und des Guten ist, denkt geistlich. Wer die Ausbildung der menschlichen Kräfte, die Entstehung der geselligen Verhältnisse der Menschen nur auf Not und Begierde zurückführt, denkt fleischlich und wirkt fleischlich: bei diesem Sinn wird das Vaterland in Not und Gefahr nur Eigennutz und frechen Verrat erfahren. Wer aber die Arbeit an der Erde als Geschäft Gottes ansieht, bewirkt hilfreiche Unterstützung aller Stände, unerschütterliche Liebe am väterlichen Besitz, Treue gegen Vaterland und Gesetz. Teilen wir Bewohner der Städte den Landleuten als Gegengeschenk für ihre irdischen Gaben die geistigen Güter der Freiheit, Wahrheit, Bruderliebe mit!

No. 13, über act. 13, 6—11, am 7. Oktober: Der Christ hat ein Recht, die Strafe auszuüben, wo in Eigennutz dem Guten widerstanden wird, vor allem im Kreise seines Berufes, und er wird das tun, indem er das Böse nie be-

schönigt, das Laster aber entlarvt, auf offene und mutige Weise.

No. 14, am 17. Sonntag nach Trin., den 14. Oktober über act. 14, 20—22: Die Geistesbedürfnisse der Christen. No. 15, am 28. Oktober über act. 15, 1—12: Die christliche Wahrheit wird immer wieder durch menschliche Zusätze entstellt, namentlich durch gesetzliche Vorschriften auch für die einfachsten Gebräuche der Christen; demgegenüber besteht die Freiheit, der Geist und das Bleibende, nämlich das Bild des Erlösers.

No. 16, über act. 16, 35—37, am 11. November: Das Christentum will seine Bekenner durchaus nicht unfähig machen zur tapferen Gegenwehr gegen das Böse. Bei aller Achtung gegen die Obrigkeit ist es die heiligste Pflicht des Menschen, der Gerechtigkeit zu dienen. Die äußere Macht selbst ruht auf der zusammengeleiteten Wirksamkeit einzelner Kräfte derer, welche das Recht für das höchste Gut achten und sich im Kampf um das Recht alles gefallen lassen: fiat iustitia — dann gerade wird die Welt nicht untergehen. Alles Persönliche muß freilich bei der Verteidigung des Rechts zurücktreten; dann hat jeder die Pflicht auch gegen die Obrigkeit seine Stimme zu erheben, wenn jene das Recht verletzt und für ein wohlerworbenes Recht mit Unerschrockenheit zu kämpfen: nur alles im Dienste Gottes!

No. 17, über act. 17, 22—31, am 18. November: Was alle frommen Menschen mit den Christen gemeinsam haben. No. 18, über act. 19, 13—17, am 25. November: Der Mißbrauch des Namens Jesu zeigt sich bei Heuchlern, Mietlingen und bei allen, die die Religion zur Erhaltung äußerer Güter mißbrauchen und die Wahrheiten der Religion als Schrecken hinstellen: dieser Frevel bestraft sich auch noch jetzt. No. 19, über Offenb. 22, 10—13, am 1. Advent, den 2. Dezember: Geist und Zweck unserer Gottesdienste.

No. 20, am 2. Advent, den 9. Dezember, über Luk. 1, 41 ff. Für alle auf eine herrlichere Zukunft Wartenden ist es notwendig, fest zu glauben an dieselbe, nicht untätig zu sein, sondern die Kräfte auf das Heil des künftigen Geschlechts, unsrer Jugend, zu verwenden; zu hoffen, daß alles verschwindet, was gegen die ewigen Wahrheiten und die

Gesetze der Vernunft streitet, ohne Unterschied der äußeren Stellung; zu arbeiten mit der Kraft der Liebe für das Reich Gottes. Dann gestaltet sich die Gesellschaft der Menschen fest, und die christliche Treue ist ihre beste Stütze.[1]

Die Passionszeit 1811 verwendete Schleiermacher dazu, die Gesinnung des Christen in der Zeit der Not darzustellen. Es war für ihn selbst eine Zeit des Leidens: durch heftige Magenkrämpfe war Monate hindurch seine Tätigkeit gehemmt (Br. II, 251, m. Gaß 94), und in seiner Stellung in der Unterrichtsabteilung erfuhr er Mißtrauen und Zurücksetzung statt Anerkennung (Br. II, 251). Dazu die Klage über die verworrenen politischen Zustände. „Der gegenwärtige Zeitpunkt ist höchst interessant, aber auch höchst bedenklich, und es ist schrecklich, daß man fast nur auf die allgemeine Schlaffheit das Vertrauen gründen kann, daß der Zeitpunkt nicht die traurigsten und augenblicklich verderblichsten Resultate geben wird“, 14. Jan. 1811 (Br. II, 250).

Am 3. März, am Sonntag Invokavit 1811: Durch Überdenken der Zukunft soll man sich im voraus für ein künftiges Unglück Ruhe und Besonnenheit erwerben (Twesten 146 „eine sehr schöne Predigt“). Der Text war wohl ein ähnlicher wie II, 6, No. 9: Welchen Wert die Vorhersage des Leidens Christi für uns hat.

Am Sonntag Judika: Über den Gehorsam gegen Gott auch im Leiden. Durch Leiden wird der eigentliche Wert des Daseins nicht verringert. Auf diese Ansicht kann man sich jederzeit vorbereiten, indem man sich daran gewöhnt, jedes Gut und jeden Genuß nur darum zu schätzen, weil sie uns zur Erreichung unserer Bestimmung förderlich sein können (Twesten 162 „eine herrliche Predigt“).[2]

---

[1]) Die letzte Predigt No. 21 über Phil. 2, 6—7 am ersten Weihnachtstag „Über die Vereinigung des Göttlichen und Menschlichen in Christo“ zeigt schon die ganze Schwierigkeit der Schleiermacherschen Ansicht über Christus.

[2]) Twesten bemerkt dazu: „Durch solche Vorträge wird auch in mir die Lust erweckt, als praktischer Theologe an der Darstellung der reinen Idee des Christentums unter den Menschen zu arbeiten“.

Am Karfreitag über Joh. 10, 17 und 18; IV, No. 57: Christus ist uns ein Beispiel, daß auch wir die Kraft haben, um des Guten willen das Leben zu lassen. Wer sich einem Beruf weiht und seinem Leben eine bestimmte Richtung gegeben hat, muß stets entschlossen sein, auch das Leben lieber fahren zu lassen, als von jener Richtung abzuweichen: das erhebt ihn über das Irdische. Wer alle seine Kräfte an seinen Beruf setzt und für ihn das Leben preisgibt, beruhigt sich über das Unbedeutende seiner Werke. Wer stark genug ist, den Inbegriff der irdischen Güter dahinzugeben, ist erhaben über den Verdacht der Unlauterkeit seiner Gesinnungen (vgl. die Predigt I, 2, No. 7).

Über die Predigt am Ostersonntag, den 14. April 1811, berichtet Twesten (S. 172):

„Ich hörte eine schöne Predigt von Schleiermacher, wie wir auch Zeugen der Auferstehung Christi werden müßten. So wie den Aposteln Christus tot gewesen sei und wieder auferstanden und sie erst da ihren Meister ganz gefaßt hätten, so gäbe es auch für uns eine Zeit, wo Christus noch auf Erden wandle, wo wir ihn zwar kennten, aber doch das eigentliche Wesen seiner Lehre nicht ergriffen hätten; eine andere Zeit, wo er uns bei den Zerstreuungen des Lebens oder dem Drucke der Leiden gleichsam tot wäre; es müsse aber auch die Zeit kommen, wo er uns herrlicher denn je wieder auferstände, indem wir eigentlich eindrängen in den göttlichen Geist seiner Religion. So wie Jesu Jünger aus seiner Auferstehung die Überzeugung geschöpft hätten, daß Christus zum Heile aller Menschen in die Welt gesandt wäre, so müßten auch wir, wenn seine Religion und Kirche vielleicht tot zu sein schiene, auf ihre herrliche Auferstehung hoffen; so wie aber jene durch dieselbe von allem sinnlichen Hoffen und Vertrauen auf das Geistige geführt werden, so müßten auch wir nicht die Erhaltung und Wiederbelebung der Religion von dem Sinnlichen und Äußern abhängig glauben; dies könne nur die Form des Innern sein, innerlich müßten wir sie weiter verbreiten und künftigen Generationen das Kleinod zu erhalten suchen, das wir empfangen hätten“ (vgl. Pr. II, sechste Sammlung No. 15 vom Jahre 1833).

1812.

Die Jahre 1811 und 1812 brachten dem Patrioten Schleiermacher Enttäuschungen mancherlei Art. Napoleon hatte die Rüstungen zum Krieg gegen Rußland begonnen, und für Preußen erhob sich die schwere Frage der Entscheidung, wem es sich anschließen sollte. Die unsichere Haltung der Regierung veranlaßte ihn zu einem Schreiben an Stein am 1. Juli 1811, in dem er sich bitter beklagte über den äußerlichen, nur auf finanzielle Tendenzen gerichteten Gang der Verwaltung, über die erbärmlichsten persönlichen Rücksichten, die nur zur Entzweiung führten (Br. IV, 182). Den neuen Finanzvorschlägen Hardenbergs setzten viele einen hartnäckigen Widerstand entgegen. Schleiermacher befürchtete im September 1811 — die Verhandlungen mit Rußland und Frankreich hatten noch keine Entscheidung gebracht —, daß es nur nach den schrecklichsten Verwüstungen und Umwälzungen besser werde; um sie glücklich zu bestehen, müsse man recht auf den Geist wirken (Br. II, 252).

Und doch sah er mutig der Zukunft entgegen: wahre Zerstörung könne sie nicht bringen (Br. II, 257). Wie in den Monologen tröstete er sich und andere mit dem eignen Leben, das alles Wahre und Schöne in jedem edlen Gemüt lebe und eigen gestalte. Das Schönste, was einer dem anderen leisten könne, sei, dieses Leben heller zu gestalten. Aber es könnten Zeiten kommen, wo man das, was man in sich trägt, auf andere Weise als im ruhigen Leben darstellen müsse (Br. II, 264; Br. m. Gaß 103).

Im Februar wurde die Frage entschieden: Preußen hatte das Bündnis mit Frankreich geschlossen. Das preußische Heer zog mit in den Feldzug gegen Rußland. Mit Gneisenau und Scharnhorst verließen eine Reihe von Offizieren den Dienst des Vaterlandes, um nicht an der Seite des alten Feindes kämpfen zu müssen.

Briefe aus dieser Zeit sind nur wenige erhalten. Dagegen sind wir über die Predigten des Jahres 1812 verhältnismäßig gut unterrichtet.

August Pischon, von 1810—1815 Schleiermachers Hilfs-

prediger, übergab ihm am 21. November 1812 als Geburtstagsgeschenk zwölf „sehr sauber nachgeschriebene Predigten, so daß sie leicht zu drucken wären“ (Br. IV, 189). Sie bilden den Grundstock der dritten, 1814 erschienenen Sammlung, die nach dem Vorwort nur Predigten von 1812 enthält. Dazu kamen noch die Nachschriften eines Theologiestudierenden, von Mauderode, der — bis 1806 Offizier — unter Schleiermachers Einfluß sich dem Studium gewidmet hatte (auf ihn bezieht sich wohl der Brief IV, 188). Nach dem Bericht des Generals von Hüser, der mit Mauderode eng befreundet war, ist die treue Bewahrung und Wiedergabe der Predigten Schleiermachers aus dieser Periode besonders der unermüdlichen Aufmerksamkeit dieses talentvollen, hochbegabten jungen Mannes, seinem sorgfältigen, verständnisvollen Eindringen in die eigentümliche Gedankenrichtung des verehrten Meisters zu danken. Wenn in den Denkwürdigkeiten aus dem Leben des Generals von Hüser (1877 S. 92) aber behauptet wird, daß die Predigten sämtlich nach den von Mauderode und dessen Braut während des Vortrags nachgeschriebenen und von Schleiermacher durchgesehenen Manuskripten gedruckt wurden, so kann dies nach der Vorrede zur dritten Sammlung nicht ganz richtig sein. Mauderode starb schon 1813 im Feldzug (vgl. Br. II, 280; Hüsers Denkwürdigkeiten S. 130; K. H. Sack, Wert und Reiz der Theologie, Berlin 1814, S. 138 ff., 144). Immerhin ist möglich, daß die letzten Predigten der zweiten Sammlung (aus den Jahren 1808 und 1809) und die Einzeldrucke aus 1810 nach diesen Nachschriften hergestellt wurden.

Allein die Predigten der dritten Sammlung sind mit noch größerer Vorsicht als einzelne der zweiten für das Jahr, in dem sie gehalten waren, als Quelle zu gebrauchen. Schleiermacher erklärt im Vorwort seinem Hilfsprediger Pischon, der ihm die Nachschriften überreicht hatte, daß dieser zwar Inhalt und Ton im ganzen wiedererkennen, daß er aber mehr Veränderungen finden werde, als er vielleicht erwarte, und zwar Veränderungen von der Art, daß ihm die Versicherung wirklich unmöglich sei, die Predigten seien so, wie er sie gehalten habe. Das hänge nicht bloß mit seiner Ansicht zusammen, daß eine gedruckte Predigt anders

lauten dürfe und müsse als eine gesprochene, sondern auch damit, daß er glaube, manches besser und einleuchtender darstellen zu können.

Wenn man sich nun an andere Versicherungen Schleiermachers bei den „Reden" und Predigtsammlungen erinnert, wo er von unbedeutenden Veränderungen redet, die tatsächlich viel weitgreifender sind, als sie es ihm zu sein schienen, so wird man aus einem so nachdrücklich ausgesprochenen Zugeständnis hier mit Sicherheit schließen dürfen, daß die Stimmung des Jahres 1813, in dem er die dritte Sammlung verbreitete, ihn beeinflußte (Br. II, 267, 272, 277, 284, 287, 295, 300). Aus welchen Gründen Schenkel (Schleiermacher S. 384) die Predigt No. 10 in die Zeit des entscheidenden Augenblicks, Egelhaaf S. 201 in die Zeit nach der Niederlage Napoleons in Rußland verlegen, geben beide nicht an. Aber sie paßt ihrem Inhalt nach teilweise besser in diese Zeit wie in den Sommer oder Herbst 1812. Übrigens hat Schleiermacher auch bei dieser dritten Sammlung in der zweiten Auflage vom Jahre 1821 in einzelnen Predigten vieles geändert, z. B. bei No. 11. Die Gesamtausgabe Pr. I, 3 hat nur die zweite Auflage von 1821!

Im Vorwort zur zweiten Auflage der ersten Sammlung, geschrieben 1806, sagt er, er habe an der ersten Auflage nur wenig und nur im einzelnen geändert. Der heutige Leser, der die zweite Auflage mit der ersten vergleicht, kommt zu einem anderen Resultat. In der Gesamtausgabe steht natürlich nur die dritte Auflage von 1816; die erste Ausgabe ist sehr selten und auf keiner unserer größeren Bibliotheken. Noch in der dritten Auflage 1816 hat Schleiermacher geändert. Das Verhältnis von „Reden" und Predigten von 1801 darf man nur nach der ersten Ausgabe untersuchen, was bisher niemand beachtet hat. Bedeutsame Änderungen sind z. B. die, daß der Begriff „Religion" der ersten Auflage später durch „Glaube", „Frömmigkeit", „Christentum" „kirchlich" ersetzt wird. H. Mulert hat im ersten Band seiner „Schleiermacherstudien" von Seite 52 an nur die zweite Auflage der „Kurzen Darstellung" von 1830 verwendet und zitiert, während die erste Ausgabe von 1810 einen teilweise völlig anderen Text bietet. Die Ausgabe von 1830 ist ein Kommentar Schleiermachers zu seinem Text von 1810; aber nicht ein historischer Kommentar, der seine Auf-

fassung von 1810 erklärt, sondern der seine spätere mit jener früheren verbindet.

Wir können aber noch einige in anderen Sammlungen enthaltene Predigten auf das Jahr 1812 datieren.

Aus den Nachschriften Pischons und Mauderodes hat Schleiermacher die Festpredigten ausgeschaltet und sie für eine besondere Sammlung von Festpredigten vorbehalten (Vorwort S. V).

Im Jahr 1814 (Br. IV, 201, Br. m. Gaß 119) hatte er sechs, 1816 acht fertig ausgearbeitet (Br. IV, 214). Der erste Teil der Festpredigten (= fünfte Sammlung) erschien 1826; der zweite Teil (= siebente Sammlung, in der Reimerschen Gesamtausgabe sechste Sammlung) 1833. In diese Bände sind einige der Predigten aus dem Jahre 1812 aufgenommen. Das erscheint zunächst wegen des langen Zwischenraumes auffallend. Allein die obengenannte Predigt IV[1] No. 29 von 1810 hat er ebenfalls erst 1824 drucken lassen, und im Vorwort zur fünften Sammlung erklärt er, daß die Ungleichheit der einzelnen Vorträge ihren Grund in der Entstehungszeit aus „sehr verschiedenen Jahrgängen" hätte. Nicht leicht ist es dagegen, die einzelnen Predigten zu bestimmen, die in die Jahre 1810 bis 1812 gehören. Bei der Bedeutung, die gerade die Festpredigten für Schleiermachers Christologie haben, ist die Frage der Entstehung nicht unwichtig Er hat gewiß später bei der Drucklegung dies und jenes auch an den 1816 „fertigen" Festpredigten noch geändert, wie er schon 1814 bei den Nachschriften Pischons zahlreiche Änderungen getroffen hatte (Vorwort zur ersten Auflage, S. IV). Jedenfalls darf man für die Beurteilung der späteren Anschauungen Schleiermachers die Festpredigten nicht ohne Vorsicht und Einschränkung verwenden.[1]

---

[1]) Eine gute, aber rein systematische Zusammenstellung der Gedanken Schleiermachers in den Festpredigten der beiden Sammlungen gibt P. Kölbing, Zeitschr. f. Theol. u. Kirche III, 277. Eine historisch-kritische Untersuchung hätte weiter den Zusammenhang mit der Glaubenslehre und die Entwicklung von Schleiermachers Anschauungen innerhalb der anderen Festpredigten und Predigten überhaupt darzustellen. Vgl. Rienäcker, Über das Verhältnis zwischen Schleiermachers Predigten

Indem ich die Chronologie der mit Sicherheit in die spätere Zeit fallenden Festpredigten hier übergehe, gebe ich nur die an, welche, soviel ich sehe, auf die Niederschriften aus den Jahren 1810 bis 1812 zurückgehen und ihrem Hauptinhalt nach 1814 fertig ausgearbeitet waren.

In der Passionszeit pflegte Schleiermacher eine bestimmte Seite des Leidens Jesu in zusammenhängenden Themen zu behandeln. So im Jahr 1812 das Leiden Jesu durch die Sünde während seines Lebens; dritte Sammlung No. 4: das Leiden Jesu unter dem Vorurteil der Menschen, No. 5: unter den ungöttlichen Neigungen seiner Jünger, No. 6: unter der Sünde des Wankelmuts. Derselbe Gedanke findet sich nun in der Einleitung zu Pr. II, 6, No. 12 (= siebente Sammlung No. 12), S. 430, 434, 435. Thema: Das Leiden Jesu unter der Sünde und Unwissenheit.

In eine vor 1823 gehaltene Serie von Predigten über die sieben Worte Jesu am Kreuz (II, 5 No. 8; II, 6 No. 10; IV[1] No. 23 = IV[2] No. 27; II, 5 No. 9; II, 5 No. 10) kann die Predigt II, 6 No. 12 nicht gehören, da sie nach der Überschrift und Einleitung an einem Karfreitag als letzte Passionspredigt gehalten wurde, während die in jener Serie fehlende Predigt über denselben Text, Luk. 23, 33, 34 — das erste Wort Jesu — natürlich den Anfang bildete. Behält man bei der Lektüre der Predigt diese Datierung im Auge, so lassen sich deutlich einige spätere Einschiebungen erkennen, z. B. sofort in der Einleitung, S. 431 oben.

In der dritten Sammlung knüpft die achte Predigt, am Sonntag Exaudi, in der Einleitung an eine vorher gehaltene Himmelfahrtspredigt an, in der Schleiermacher nachgewiesen hatte, daß die großen Verheißungen Jesu, vorzüglich die seiner geistigen Nähe und Gegenwart auch an uns könnten

---

und seiner Dogmatik, Theol. Studien und Kritiken 1831, S. 240 und K. H. Sack, Schleiermachers christliche Festpredigten, ebenda S. 350. Die inhaltlich vortreffliche Zusammenstellung der Gedanken Schleiermachers über das Wunder von S. Lommatzsch, Schleiermachers Lehre vom Wunder usw., 1872, leidet doch an dem Fehler, daß L. „auf die historische Entwicklung nur gelegentlich aufmerksam macht, die Doktrin der Predigten im ganzen als eine innere Einheit ansieht" (S. 128).

in Erfüllung gehen. Die Himmelfahrtspredigt No. 19 des zweiten Teils der Festpredigten (Pr. II[1] S. 519) behandelt das Thema: die Verheißungen des Erlösers bei seinem Scheiden. Beziehungen zwischen den beiden Predigten in Einzelheiten: II S. 525 und I S. 478; II S. 531 und I S. 491. Die Predigt im zweiten Band enthält S. 527 eine Gedankengruppe über die Kennzeichen der Guten und Bösen und über die Scheidung derselben, die in das Jahr 1812 sehr gut paßt. Sollte man aber Anstoß nehmen an der Stellung des Textes vor der ganzen Predigt, den Schleiermacher 1812 regelmäßig zwischen die Einleitung und das Thema setzte, während er später häufiger den Text vorausstellte, so zeigt eine Analyse der Einleitungen von II, 6 No. 12 und II, 6 No. 19, daß in beiden Predigten der Ausgangspunkt nicht der Text ist und dieser sehr wohl dazwischengeschoben werden kann, S. 521 oben und S. 431 Zeile 20 von unten. Nach dem „Eingang“ wurde ein „Kanzelvers“ gesungen, dann folgte die Textverlesung.[1]

Beziehungen sind ferner vorhanden, wenn auch nicht so deutlich, zwischen I, 3, No. 7, aus der Zeit zwischen Ostern und Himmelfahrt („An dem neulichen Osterfest richteten wir unsere Betrachtung auf das letzte verklärte Leben desselben unter seinen Jüngern, und wie auch wir könnten in diese Ähnlichkeit gekleidet werden“) und dem Thema der Osterpredigt II, 5, No. 12, die Ähnlichkeit unseres jetzigen Lebens mit dem Leben Jesu nach der Auferstehung. Vgl. S. 177, 182.

Für das Jahr 1812 ergibt sich demnach folgende Reihe: In der Epiphanienzeit I, 3, No. 1, 2 und 3; in der Passion I, 3, No. 4, 5, 6 und wahrscheinlich II, 6, No. 12; Ostern: wahrscheinlich II, 5, No. 12; Osterzeit I, 3, No. 7; Himmelfahrt wahrscheinlich II, 6, No. 19; Exaudi I, 3, No. 8; in der Trinitatiszeit predigte er nach I, 3. No. 9, S. 492 über Worte Jesu: I, 3, No. 9 bis 13; die einzelnen Sonntage sind nicht mehr fest-

---

[1]) Schleiermachers Ansicht über diese Stellung des Textes: Über die neue Liturgie in Potsdam, 1816, S. W. I, 5, S. 208, 212 f.; Pr. Theol. S. W. I, 13, S. 808 (vom Jahr 1828: „Ob die ganze Einleitungsmasse ein Ungeteiltes ist, wenn der Text vorangeht, oder ob die Einleitung des Themas aus dem Text durch ihn von der allgemeinen Einleitung gesondert wird, gilt hier völlig gleich“; S. 833 (aus 1833).

zustellen (No. 10—13, Texte aus dem Lukasevangelium). Advent und Weihnachten fehlen. In die Adventszeit gehört noch eine von K. Thiel (Schleiermacher, Die Darstellung der Idee usw. 1835, S. 34) erwähnte Predigt über das Thema „Christus der König". Thiel setzt sie zwar auf den Neujahrstag 1813. Allein das Thema und vor allem die von Schleiermacher zitierte Liederstrophe „Ihr hohen Potentaten Nehmt dieses Kindlein an usw." (aus dem Adventslied von Schirmer „Nun jauchzet all ihr Frommen") weisen auf den ersten Advent. Die Predigt hinterließ bei dem Berichterstatter einen unauslöschlichen Eindruck. Schleiermacher habe die christlichen Herrscher Europas zur Unterwerfung unter den König aller Könige aufgefordert. „Alles, was Göttliches und Heiliges in ihm war, schien ihm zu entströmen, und der Nachdruck, mit dem er ganz gegen seine Gewohnheit in einen Liedervers ausbrach, teilte sich allen mit."

Einige bisher in der Schleiermacherliteratur nicht bemerkte Zeugnisse v. Hüsers über die Predigtweise Schleiermachers in dieser Zeit seien hier angeschlossen. Der Herausgeber der Biographie sagt auf Grund der Mitteilungen v. Hüsers (S. 67, 124):

„Eine noch viel wesentlichere Förderung jedoch sollte ihm aus den Predigten Schleiermachers erwachsen, dessen Kirche er zum erstenmal ohne besondere Absicht, von da an jedoch eine lange Reihe von Jahren, sobald sein Aufenthalt in Berlin nicht unterbrochen war, fast regelmäßig besuchte. Von dem gewaltigen Eindruck, den der berühmte Kanzelredner auf die damalige empfängliche Jugend hervorbrachte, von der innern Umwälzung, die seine Predigten schufen, können wir Nachlebenden uns keinen hinreichenden Begriff bilden, nicht allein, weil uns die Vorbedingungen jener Zeit und ihrer religiösen Anschauungen und Bedürfnisse fehlen, sondern auch weil, wie v. Hüser oft betonte, wir durch das gedruckte Wort kaum eine annähernde Vorstellung von der lebensvollen, lebenweckenden Macht des mündlichen Vortrages jener Predigten besitzen. Schleiermacher hatte die nicht allen gleichgearteten Denkern eigentümliche Gabe, durch die Art seiner Rede den Gedanken gleichsam von seiner strengen Schwere zu befreien, und die

geschlossene Logik und sichere Durchführung seines oft langen und anscheinend verwickelten Periodenbaus brachte beim persönlichen Vortrage überwiegend den Eindruck verständlicher Einfachheit hervor. Hüser hat Gelegenheit gehabt, mit schlichten Handwerkern, die zu Schleiermachers Zuhörern gehörten, über dessen Predigten zu sprechen und zu erfahren, daß ihnen der Hauptgedanke stets vollkommen faßbar und die philosophische Behandlung desselben keineswegs störend war. Entgegenstehenden Urteilen gegenüber pflegte er deshalb auch immerdar eine Lanze für die leichte Verständlichkeit sowohl, als für die praktische Anwendbarkeit der Schleiermacherschen Reden zu brechen. Empfand er doch an sich selbst einen von denselben ausgehenden Segen, der ihm ein ganzes Leben hindurch verbleiben sollte."[1]

Die erste Predigt des Jahres 1812 über Joh. 1, 35—51 behandelt den „wahrhaft großen Stil" des Verfahrens, wie Jesus und die Jünger ihre ernsten geselligen Verhältnisse angeknüpft haben, als Vorbild für die Gegenwart. Einfach, schlicht, menschlich war die Art; keine weichliche Zärtlichkeit, sondern frische Zuversicht, Vertrauen und reine Gesinnung, die beim „Anfang jedes wichtigen Unternehmens" die Grundlage bildet. Dabei soll man weder in der Kirche, noch im Gemeinwesen den Streit verschiedener Denkungsarten fürchten: auf ihm ruht jeder Verein.[2]

Die zweite Predigt, über Joh. 4, 4—26, preist es als besonderen Vorzug der Zeit, daß Verschiedenheiten des Berufs verschwinden vor dem allgemeinen Beruf, die gemeinsamen Güter

---

[1]) von Hüser selbst schrieb in seinem Tagebuch vom Februar 1834 nach dem Tode Schleiermachers: „Wieviel ist er der Welt, wieviel auch mir gewesen. Wie kann ich ihm genugsam danken, was er an meiner Seele gewirkt hat. Wenn ich vor der Bekanntschaft mit ihm und seinen Predigten auch ein gutes religiöses Gefühl besaß, so habe ich doch erst durch ihn mit Klarheit über sittliche und christliche Begriffe denken und einen festen Willen auf sie richten gelernt. Ich hoffe, ihm in der Ewigkeit noch meinen Dank abtragen zu können" (S. 221).

[2]) Vgl. Pr. IV[1], No. 5, S. 58 (IV[2], No. 8): „In einem großen Staat muß sich eine große Menge verschiedener Meinungen bilden über das, was dem gemeinen Wohl förderlich ist. Freiheit der Meinungsäußerung muß bestehen: sie geschehe nur in Liebe."

zu verbreiten und fortzupflanzen. Das war eben auch der Beruf Jesu. Wie schön hat er zugleich alle Belehrungen angeschlossen an die ehrwürdigen Überlieferungen seines Volkes, — treulich bewahre sich jedes Volk die Erinnerung an seine große Geschichte! Dem Beispiel Jesu folgend, wollen wir den unseligen Haß, der Zweige eines Volkes in unseligem Zwiespalt trennt, aufheben und die höhere Einheit suchen; wir wollen ferner in einer Zeit, wo man mit dem Bekenntnis seiner Grundsätze zurückhalten muß, damit nicht feindliche Ohren hören, wie teuer uns Rechte und Vorzüge des Vaterlandes sind, dem Gleichgesinnten uns vertrauensvoll öffnen. Wer wird es sein, der Gerechtigkeit, Freiheit, Ordnung wiederbringt? Finden wir einen, der die Hoffnung auf das kommende Gericht mit uns teilt, ihm laßt uns vertrauen: alles Große und Schöne, das wir ersehnen, geht nur hervor aus einem Verein der Kräfte.

Predigt No. 3 über Matth. 8, 28—34. Gibt es unter uns auch Leute, die bei Verbesserung des gesamten geselligen Zustandes, beim Aufgehen einer neuen Ordnung der Dinge sich feig und träg zurückziehen und für die großen, gemeinschaftlichen Angelegenheiten keinen Sinn zeigen? Aber nur nicht müde zurücktreten, wenn schmeichelnde Hoffnungen auf einen ins Große gehenden Erfolg unsrer Tätigkeit nicht erfüllt wurden! Falsch ist es, sich dann zurückzuziehen in ein beschauliches Leben.

Schleiermacher will hier an die Stelle der rationalistischen Wunderauffassung, „die alles Wunderbare soviel als möglich zerstreut“, eine höhere, andächtige, auf Christus hinweisende Betrachtung setzen. Die allegorische Erklärung der Geschichte von den Dämonischen im ersten Teil der Predigt ist ganz verfehlt. Der zweite Teil nimmt das Verhalten der Gergesener, der dritte das Verhalten Jesu als Beispiel. Was Schleiermacher dabei ausführt, hätte er besser und wirkungsvoller mit einem anderen Text zeigen können. Die Textwahl war offenbar durch die Gedanken des zweiten und dritten Teils veranlaßt. Zur homiletischen Kritik des ersten Teils vgl. schon Palmer, Homiletik 1. A. 1842, S. 117.

Als ersten Teil des Leidens Jesu unter der Sünde bezeichnet die Predigt am Sonntag Invokavit, den 16. Febr. 1811, über Joh. 7, 40—53 den Sieg des Vorurteils über die Wahr-

heit. Die Juden erscheinen hier als warnendes Beispiel für die Gemeinde. Die Predigt behandelt das Recht, in der Kirche nicht nach dem Buchstaben, sondern nach dem Geist zu handeln, und die Pflicht, die kirchliche Freiheit von weltlicher Gewalt frei zu halten — die alten Reformgedanken Schleiermachers. Wiederholt weist er aber auf die bürgerliche Gemeinschaft als Beispiel hin. Auch da sind Gefahren vorhanden, wenn der Buchstabe des Gesetzes alles ist, wenn man Wahrheiten mit einem lächerlichen Namen brandmarkt, wenn man nur einen äußeren Gehorsam kennt, der keine freimütige Kritik mehr wagt.

Der Text der fünften Predigt, Matth. 20, 20—28 bietet dem Prediger Gelegenheit, vor politischem Ehrgeiz zu warnen, vor dem Ehrgeiz der Staatsbildner, Gesetzesverfasser, Heerführer. Wer die gemeinsame Sache mit Ernst fördern will, muß sich selbst vergessen und in der kleinsten Aufgabe dienen, nicht herrschen. Diese Mahnung bestärkt nicht etwa in der Gewohnheit, sich zu erniedrigen, wozu die Zeit der Demütigung, Verwirrung und Umwälzung geführt hat, sondern sie weckt den reinen Eifer, auch unter dem Schein des Unrechts und des persönlichen Interesses der Wahrheit zu dienen.

Freilich die Lage derer, die das Gute zu fördern suchen, ist noch heute eine unsichere: Matth. 21, 10—16, No. 6. Der Wankelmut der Menge soll uns nie täuschen über den Wert ihrer Begeisterung, soll uns zur Prüfung unsrer eignen Anschläge dienen, ob sie wohlbegründet sind, soll aber auch nicht unsere Arbeit am allgemeinen Wohl lähmen und unsre Hoffnung auf den guten Kern der Menschen wegnehmen. Wir selbst aber, wenn der entscheidende Augenblick naht, wenn wir die ersten Andeutungen mit Jubel und Frohlocken vernehmen, sollen daran denken, daß nur Vereinigung menschlicher Kräfte Macht bedeutet. Bedenklichkeiten im Augenblick, wo das Unternehmen in Stocken gerät, schaden der guten Sache. Und wie muß sich der schämen, der nicht um jeden Preis geblieben ist bei dem, was er als wahr und recht erkannt hat. Statt Wankelmut ein festes Herz!

Die Predigt II, 6, No. 12, die auf der Nachschrift von 1812 ruht, enthält nur S. 438 eine allgemeine Andeutung

der endlosen Verwirrungen, die den Freunden des Guten heute auferlegt werden; II, 6, No. 19 handelt von der Scheidung der Bösen und Guten: „Wie viele Tränen weint der Fromme um mißlungene Versuche das Gute zu fördern, und wie verzehrt er sich unter dem Hohn der Widersacher im oft vergeblichen Widerstand gegen sie.“

In der Osterzeit (Pr. No. 7) beschäftigte ihn die so oft von ihm überlegte Frage nach der rechten Geselligkeit. In der Gegenwart, wo aller Augen mehr als je auf den großen Schauplatz der Weltbegebenheiten gerichtet sind, wird jeder vertraute Freunde eines engeren Kreises finden, mit denen er seine Hoffnungen austauscht, um bereit zu sein, wenn die Zeit der Erfüllung kommt. Aus der Tiefe des Gemüts entsteht wahre Geselligkeit: sie nimmt in dankbarer Freude alles Gute und Schöne von Gott entgegen, sie dient zum Wechsel zwischen Genuß und Beruf, zur Verständigung über unsere Fehler, zur Vorbereitung auf die Zukunft, zur neidlosen Freude, wenn nur die Jüngeren die besseren Tage erleben, die wir herbeisehnen.

Die Zeit zwischen Himmelfahrt und Pfingsten legte ihm die Parallele nahe zu jener stillen Zeit des Lebens, wo wir auf größere und reichere Augenblicke warten müssen. 1. Petri 4, 8—10, No. 8. Eine solche Zeit macht gleichgültig, lähmt den Kampf des Geistes gegen die Sünde, weckt Sucht nach Vergnügen, Schönrednerei, Leichtfertigkeit des Scherzes. Wer dem nachgibt, wird auch höhere Augenblicke innerer Erhebung ungenutzt vorübergehen lassen. Daher nüchtern zum Gedenken an Gott! — In den Geburtsstunden eines großen Werks muß alles kleinliche, verworrene Wesen verschwinden und müssen sich alle als Glieder eines Körpers fühlen. Dieses Gefühl soll vorbereitet werden durch teilnehmende Liebe; wer nicht in die Gegenwart hineinlegt, was die Zukunft bringen soll, hat kein Recht auf Hoffnung. Daher Anschluß an Gleichgesinnte, Bildung der Jugend. — Wer glaubt, er könne in Zeiten des Wartens mit dem Dienst seiner Gaben zurückhalten, um ihn aufzusparen auf höhere Augenblicke, handelt verderblich: auch die herrlichsten Gaben stumpfen ab durch Mißmut, und wie lange kann unsere Erwartung sich noch hinziehen? Wie bald aber auch die Stunde schlagen?

Daher: Treue im Dienst tätiger Liebe im gewöhnlichsten irdischen Leben nach dem Vorbild des Herrn!

Die Predigt hat keinen rechten Gedankenfortschritt; der dritte Teil greift auf den ersten zurück. Inwiefern die Nüchternheit zum Gebet die Gleichgültigkeit verhindert, wird im ersten Teil nicht bewiesen. Noch abstrakter als diese ist die folgende Predigt No. 9 am Trinitatissonntag, den 24. Mai 1812, über die Wiedergeburt, eine Auseinandersetzung mit Rationalismus und Methodismus einer-, der verfeinerten Sinnlichkeit, die „immer Fleisch bleibt“, anderseits. Sie ist für Schleiermachers religiöse und ethische Ansicht — man denke nur zurück an Schlegels Lucinde — bedeutsam. Neben langen theoretischen Ausführungen stehen Gruppen mit rhetorischen Fragen, die an den Stil der „Reden“ erinnern. Die Predigt wurde gewiß nicht in dieser Form gehalten. Der Ansicht Wehrenpfennigs S. 876, daß hier die „Gefühlstheorie“ verleugnet sei, kann ich nicht zustimmen.

In der Trinitatiszeit 1812 predigte Schleiermacher über Worte Jesu. Die erste erhaltene Predigt hat die Rede Jesu über Johannes den Täufer zum Text, Luc. 7, 24—34.

Wenn der Wechsel des Lebens sich auf die wichtigsten gemeinsamen Angelegenheiten erstreckt, alte Verfassungen untergehen, neue Einrichtungen an die Stelle treten, dann muß sich die Liebe zum Guten und Wahren bewähren, und der volle Wert des Menschen wird sich von der edelsten Seite aus darstellen.

Wie handeln die würdigen, göttlich gesinnten, großen Männer in Zeiten, wo, nicht ohne Zerspaltung der Gemüter, ein neues Licht hervorbricht, gegeneinander?

Wie Johannes und Jesus: jeder erkannte den andern als das, was er war, aber jeder ging seinen eigenen Weg ungestört fort. So kennen wir auch jetzt Männer, die am Alten aus innerer Überzeugung festhalten, achtungswerte Menschen, die der alten Ordnung bis zum letzten Augenblick ihres Untergangs treu und fest anhangen. Sie sind wie die Verklärung im Augenblick des Todes: leise und sanft führen sie die alte Zeit hinaus in das Land der Ruhe und Vergessenheit. Eben durch ihre Reinheit verkündigen sie, daß durch das Alte nichts mehr zu erreichen ist als Erkenntnis des Verder-

bens. Aber laßt sie uns ebenso herzlich ehren, wie Jesus den Johannes ehrte!

Wie handeln die göttlich gesinnten Männer gegen die Unwürdigen? Gegen die unentschlossene, wankelmütige Menge: wie Johannes und Jesus, sie verlieren nie den Glauben an ihre Empfänglichkeit und teilen ihnen immer wieder mit aus dem Schatz des Guten. Gegen die entschiedenen Feinde des Guten aber, die sich bald in diese, bald in jene Gestalt des Guten verkleiden, hier den Schein der Treue gegen das Alte, dort den Schein der Freiheit annehmen, gegen diese gilt es klar und entschieden aufzutreten[1] und zu zeigen, daß sie die großen Namen „Gottesfurcht", „Recht", „Wahrheit" nur im Munde führen und daß sie nichts darauf geben, ob das Volk in den Schlamm des Verderbens immer tiefer sinkt, wenn sie nur selbst oben bleiben und im Trüben fischen können. Der Wechsel berührt freilich auch das heiligste Gemüt; aber dieser Eifer stört nicht seine Seligkeit: denn alles, auch entgegengesetzte Stimmungen, Achtung vor den einen, Kampf gegen die andern ist Ausfluß aus dem Urquell der Wahrheit und des Lichts!

Die Predigt denkt wohl im zweiten Teil an gewisse Beamte und hochgestellte Männer, die das Werk der Reform zu hintertreiben suchten. Im ersten Teil an Männer wie York, v. d. Marwitz, Graf Arnim und andere. Die Predigt wendet sich direkt an die Vertreter der neuen Richtung und nur indirekt an die der alten. Daher im ersten Teil nur Jesus als Vorbild erscheint, nicht Johannes. Ähnliche Gedanken in der nächsten Predigt No. 11: Betrachten wir mit den Augen der Liebe die Väter, Söhne und Diener des Vaterlandes, so sehen wir erst, wie viele auf ihren persönlichen Vorteil achten, aber wir finden auch den Weg zur Vergebung. Die folgende Predigt No. 12 ist sehr weitläufig und wohl stark umgearbeitet für den Druck. (Vgl. die langen Perioden S. 545ff.) Sie sucht von der falschen Freude über den Erfolg zu einer Schätzung des inneren Wertes der Taten zu leiten.

No. 12 über Luc. 10, 17—20: Erfolg ist nicht der Maßstab unseres Wertes; auch nicht glänzende große Taten.

[1]) Vgl. die Schrift gegen Schmalz III, 1, S. 686, über das Recht des Geistlichen, wie der Erlöser die Geißel zu schwingen gegen die, welche das Heiligtum, nämlich Eintracht und Vertrauen, profanieren.

Denn Ordnung in der Zerrüttung ist oft nur Erfolg weltlicher Klugheit, des Ehrgeizes, Eigennutzes, Fügens in die Notwendigkeit. Und wie oft bleibt den besten Absichten und dem reinsten Willen der Erfolg versagt! Messen wir nur nach dem Erfolg: wie müßte uns das in dieser Zeit der dunkelsten Wege Gottes in dumpfe Schwermut stürzen! — Erfolg ist nicht der Maßstab unseres Wertes, weil wir dann auch andere, nicht nur uns, darnach bemessen müßten. Dann würde Neid entstehen; wir würden den anderen Unrecht zufügen, nach Vergänglichem urteilen (auch die Werke derer, welche gesellige Einrichtungen in gesetzliche Gestalt gebracht haben, müssen erneuert werden), und die Empfindungen vergessen, die doch aus dem inneren Leben hervorgehen. Wir würden übersehen, daß jedes Werk ein gemeinsames ist; die Liebe also, das Zusammensein und Zusammenwirken, wird verletzt: der Wert des Menschen liegt im Innern. — Freude über den Erfolg ist endlich darum falsch, weil bittere Erfahrungen der verdienstvollsten Menschen beweisen, wie die besten Werke im Strom der Zeit verschwinden, weil wir nie wissen, ob uns ein Werk wirklich gelungen ist: „Wie oft ist die heldenmütigste Befreiung von drückenden Banden verkehrt worden in die frevelhafteste Zügellosigkeit!", weil die Menschen uns nicht verstehen und niedrige Absichten bei uns suchen, weil das Leben voll tausendfältiger Kränkungen dieser Art ist. Sehen wir in dieser gegenwärtigen Zeit jedes Werk als ein gemeinsames an!

Die letzte Predigt der Sammlung über Luc. 14, 25—33 wendet sich gegen verschiedene Auffassungen über das Wesen des Christentums, die nach dem Urteil Schleiermachers falsch sind, gegen die sentimentale Liebesbetätigung ohne ethischen Zweck, gegen die Beschränkung auf Pflichtbewußtsein und Pflichttreue, gegen die Betonung der Lehrreinheit, gegen den Mystizismus — „wer der lebendigen Tätigkeit der Menschen abgestorben ist und mit vermeintlicher Ergebung alles hinnimmt, was zum heiligen Widerstand auffordern soll, der hat kein inneres göttliches Leben!" Nicht Christus in dieser und jener Gestalt, den ganzen Christus sollen wir aufnehmen. Der Trost der Worte Christi liegt aber in der Gewißheit, daß

der Suchende findet und der Bau des Guten vorwärts geht. Laßt uns auch für alles Wichtige und Große auf glückliche Ereignisse rechnen, auf oft schnelle, aber im stillen vorbereitete Entwicklungen, deren Stunde niemand vorher weiß als Gott! Gehen wir getrost mit Zehntausend entgegen den Zwanzigtausenden, die wider uns stehen: er ist unter uns! — Dies Wort sprach Schleiermacher im Herbst 1812, unmittelbar vor dem Zusammenbruche der Herrschaft Napoleons.

In religiöser Beziehung bringt weder der Schluß des ersten, noch der zweite Teil eine klare Lösung der vorher aufgeworfenen Fragen. Der „ganze" Christus ist eine unbefriedigende Antwort. Der Grund des methodischen Fehlers liegt in der Nebeneinanderstellung zu vieler Richtungen: Rationalismus, Orthodoxie, Pietismus, Mystizismus, alles wird in einer Predigt zurückgewiesen. —

Die Kritik der dritten Sammlung von Abegg in den Heidelberger Jahrb. 1815, S. 817—825 enthält nur Inhaltsangaben. Gaß hielt die Predigten für die besten Schleiermachers; er habe allen Frommen und Guten ein herrliches Geschenk gemacht; auch wüßte er in der Sammlung keiner den Vorzug zu geben vor den übrigen. Schleiermacher erwiderte, daß ihr eigentümlicher Vorzug vor der zweiten Sammlung in der ihm eigenen, fast möchte er sagen gewissenhaften, antiken Bibelbenutzungsweise liege. Br. m. G. 117, 119. Darin mag Schleiermacher recht haben. Die zweite Sammlung ist jedoch nach meiner Ansicht im ganzen durchaus als die wertvollere anzusehen.

1813.

Das Frühjahr 1813 brachte endlich für Preußen die Entscheidung. Anfang Januar traf die Nachricht von der Konvention Yorks zu Tauroggen (30. Dezember 1812) in Berlin ein. Bald nachher trugen die Flüchtlinge die Kunde vom Untergang der großen Armee durchs Land. Aber noch zögerten der König und die Regierung.

Schleiermacher konnte es kaum erwarten, bis der König sich entschlossen hatte. „Nichts kann uns helfen, wenn wir in unsrer erbärmlichen Passivität und inneren Nichtigkeit verharren, und ich halte nun erst den Staat recht gründlich für verloren und für ebenso unfähig als unwürdig in seiner gegenwärtigen Form die Stellung in Deutschland und Europa ein-

zunehmen, die ich eigentlich immer als seine Bestimmung ansah. Das arme Preußen, ich möchte meine blutigen Tränen weinen, wenn ich daran denke. Lassen Sie uns recht guten Mut behalten, nämlich den, daß aus der Verwüstung endlich etwas recht Gutes hervorgehen wird." Br. an Dohna vom 2. Januar 1813, S. 44. — Br. an Gaß, vom 24. Januar 1813, S. 109: „Wenn unser Kabinett noch einen Moment unentschieden bleibt, geht die ganze Sache, wenigstens ganz Deutschland, zum Teufel".

Nach und nach wurden aber auch die Ängstlichen und Kurzsichtigen von der Volksbewegung mit fortgerissen. Am 22. Januar ging der König von Berlin nach Breslau. Am 3. Februar wurden die Jünglinge der gebildeten Stände zur freiwilligen Verteidigung des Vaterlandes aufgerufen. Am 27. Februar wurde das Kriegsbündnis mit Rußland abgeschlossen, am 20. März der Abschluß des Bündnisses zugleich mit dem Aufruf, „An mein Volk" veröffentlicht. Nun sollte sich zeigen, ob die Reformen der letzten sechs Jahre lebensfähig waren, ob der Ernst sittlicher Gesinnung, den Staatsmänner und Beamte, Prediger und Pädagogen zu wirken gesucht hatten, sich in tatkräftiger Opferfreudigkeit bewährte. Für die Prediger des Evangeliums begann eine Zeit segensreicher und weitgehender Einwirkung.

Auch Schleiermacher war unermüdlich. Neben seiner Dozententätigkeit, die er den Sommer über vor sieben Zuhörern fortsetzte, neben der Mitarbeit und zeitweiligen Leitung des „Preußischen Korrespondenten", neben seiner eigenen Teilnahme an der Leitung und den Übungen des Landsturms (Br. II, 267f., 269, 271, 275, 277, 281, 283, 290, 307; Br. an Dohna, S. 50) hielt er außer den regelmäßigen sonntäglichen Predigten noch bei besonderen Gelegenheiten Reden, wie z. B. bei der Einsegnung von Landwehrbataillonen vor ihrem Abmarsch. „Ich lebe auch recht auf der Kanzel, denn da habe ich es mit dem Ewigen zu tun, und auf dem Katheder, denn das ist die unmittelbare Wirkung auf die, welche noch über das Reich der Nemesis hinauszuleben und die schöne Zeit zu sehen und mit zu bilden bestimmt sind" (Br. an Dohna S. 45; Urteil über die schöne Wendung durch York und die Nationalstimme:

Br. II, 265). Der „Tugendbundprediger“, wie er damals genannt wurde (Br. an Dohna, S. 45) bat nun um eine Stelle als Feldprediger: er erhielt keine Antwort auf sein Gesuch (Br. an Dohna, S. 48, 50).

Er übernahm die Redaktion der Zeitung am 23. Juni. Eine kritische Untersuchung, welche Artikel von ihm herrühren, außer dem Br. IV, 413 abgedruckten, der die Zensur zum Einschreiten veranlaßte, fehlt bisher, soviel ich sehe. Vgl. Pr. Kor. No. 55, vom 6. Juli „Einer unserer jungen Mitbürger“ und den Nachruf an Scharnhorst in No. 57. Über die Zeitung: Br. IV, 191 (hier stimmt Scharnhorst der Idee einer Zeitung freudig zu); II, 281, 289; III, 430; II, 300; III, 431, 434; II, 305, 306; IV, 191f., 193; III, 435.

Außer den Artikeln für den Preuß. Korr. hat er Politisches und Patriotisches damals nicht geschrieben, auch keine Proklamation; er habe „geredet nur soviel wie die Natur der Kanzel erlaube“, Br. III, 430.

Der Verweis der Regierung wegen des Artikels und die damit verbundenen Verdächtigungen seiner Wirksamkeit mußten ihn tief verletzen und erregen. Er nannte daher am 18. Dez. 1813 dieses „tatenreiche“ Jahr eines der „leersten“ seines Lebens, Br. m. G. 113. Für die Reinheit seiner Bestrebungen beruft er sich auch auf die Predigten. „Ein nicht unbedeutender Teil des Publikums besucht teils häufig, teils regelmäßig meine religiösen Vorträge: mögen diese bezeugen, ob darin jemals eine Richtung gewesen, die mir gerechten Tadel zuziehen könnte.“ Aber auch hier wieder: „Wer entschlossen ist würdig zu leben und wenn und wie es sein soll zu sterben, der sieht über jede unwürdige Zeit hinweg in die bessere, die notwendig kommen muß.“ Br. IV, 429; II, 305, 307, 309, 313.

Daß die Predigten dieser Jahre zu seinen gewaltigsten gehörten, wird mehrfach bezeugt. Matthisson berichtet, daß es ihm unmöglich gewesen sei, sie nachzuschreiben; wie oft er auch den Griffel angesetzt habe — er sei ihm immer wieder entsunken, weil er durch die mächtigen Worte Schleiermachers zu sehr erregt war. (Vgl. Sydow im Vorwort zum VII. Band der Predigten, S. XIV.)

Es ist gewiß besonders zu beklagen, daß gerade aus dieser Epoche nur sehr wenige Predigten erhalten sind: aus dem Jahre 1813 nur eine einzige, aus 1814 keine, aus 1815

wieder nur eine, aus 1816 keine, aus 1817 eine Predigt. Er selbst bemerkte später, daß die besten seiner Predigten während des Kriegs untergegangen seien, IV, 243.

Am 14. Februar 1813, am Sonntag Septuagesimä, hielt Schleiermacher eine „begeisterte Predigt vor dreißig jungen Vaterlandsverteidigern, worin er das Feierliche der kirchlichen Handlung mit der gegenwärtigen Lage des Vaterlandes und dem erhabenen Beruf, solches zu befreien, in Verbindung brachte" (Brief des württembergischen Ministerpräsidenten v. Kaufmann vom 16. Februar „am vorigen Sonntag", A. Pfister, Aus dem Lager des Rheinbunds 1897, S. 207; A. Pick, Aus der Zeit der Not 1900, S. 357: hier auch ein sonst nicht gedruckter Brief Schleiermachers an Gneisenau vom 13. Sept. 1815, worin er sich zu den „Stillen im Land rechnet, die Volk und Jugend bearbeiten").

Die Predigt am **28. März 1813** (am Sonntag Lätare), „am Tage der religiösen Feier des Durchzugs der Truppen durch Berlin und des Kriegsanfangs" (Br. II, 66) hat man die Krone der patriotischen Predigten Schleiermachers genannt.[1] Sie ist nicht die hervorragendste des Zyklus, aber ein schöner Abschluß desselben, eine Zusammenfassung aller Gedanken, Befürchtungen und Hoffnungen, die Schleiermacher sieben Jahre bewegt hatten. IV^1 No. 4 = IV^2 No. 7. Text: Jer. 17, 5—8 und 18, 7—10:

Nun darf keiner mehr zweifeln! Dank den edlen Heerführern, die den Schein des Ungehorsams nicht achtend es wagten, im Geist des Königs den ersten Schritt zu tun! Dank dem König, der das ungeduldig erwartete Wort gesprochen, — (Verlesung des Aufrufs) — dessen Wollen die reinste Übereinstimmung mit den Wünschen des Volkes zeigt! **Der heilige Krieg beginnt.** Wir beginnen ihn mit demütigend erhebenden Gedanken an Gott, indem wir aus unsrer eigenen Geschichte lernen, wie unser Schicksal abhängt von dem Steigen und Sinken des inneren Wertes! Das ist das wahre Wesen des großen Umschwungs!

---

[1]) S. Lommatzsch, Geschichte der Dreifaltigkeitskirche in Berlin, 1889, S. 80 und andere.

Wir blicken zurück! Wir sahen das Sinken des inneren Wertes bei äußerer Größe — und das Verderben nahte. Wir sahen dann die weiteren Folgen: Feigherzigkeit, Gewöhnung das Unwürdige zu dulden, Zweifel an der Kraft des Volkes, Schamlosigkeit der Heuchelei, Leichtsinn. Jetzt ist die Lossagung von der Gemeinschaft mit den Bedrückern der Beginn der Erhebung: eine Rückkehr zur Wahrheit, zur Selbständigkeit, ende sie nun mit rühmlichem Untergang oder mit der Freiheit, zur Erhaltung unsrer Eigentümlichkeit. Die Art und Weise dieser Erhebung stärkt unsere Hoffnung; denn sie ist eine solche der Gesinnung, des Geistes der Liebe, eines Kampfes um geistige Güter; sie hebt die Trennung zwischen Heer und Volk auf: alle sollen sich in Eintracht beteiligen[1] — (Verlesung des Aufrufs zur Landwehr).

Dieser innere Wert der Erhebung richtet bestimmte Aufforderungen an die Kämpfer, nicht zum Mut — er ist vorhanden —; aber dazu, den Mut nicht zu verknüpfen mit persönlichem Ehrgeiz — Auszeichnungen suche man nicht zu erwerben, sondern zu verdienen —, den Mut nicht zu dämpfen durch Leichtsinn. Er stellt Forderungen an uns, die Freunde der Kämpfer, daß wir das Große ihres Berufes mitempfinden und ehren.

Er stellt Forderungen an die Regierung und die Beamten, an die Vertreter des Rechts, der Polizei, der Erziehung, der Verwaltung, daß sie in Treue und Sorgfalt alle Kräfte anwenden. Er stellt Forderungen an alle nicht unmittelbar Tätigen, daß sie den wichtigen inneren Krieg führen durch Kampf gegen Gleichgültigkeit, Hindernisse, Engherzigkeit: wir führen denselben Kampf wie die Heere. Wir flehen um den Sieg, weil das Reich Gottes in Gefahr ist, wir flehen, wie auch der Ausgang sein möge, daß jeder gefördert werde im Dienst des Willens Gottes.

Die Predigt enthält zahlreiche Anspielungen auf die Verhältnisse und Stimmungen der vorausgegangenen Jahre: die Teilungen Polens (S. 40) die Zurückhaltung des Königs, das voreilige Handeln Schills (S. 42), das Schwanken der Regierung

---

[1]) Vgl. oben die Predigt No. 7 der zweiten Sammlung. S. 39, Anm. 1.

in ihrer Stellung zu Napoleon und Österreich (S. 40), die Tat Yorks, die er hier wie Br. II, 265, im Gegensatz zu anderen seiner Zeitgenossen, durchaus billigt und anerkennt.

Den gewaltigen Eindruck der Predigt beschreibt K. v. Raumer, Erinnerungen aus dem Jahre 1813 und 1814, S. 4ff.; in einem Brief vom 30. März 1813 gab Schleiermacher einen Auszug mit einigen erklärenden Einführungen (Deutsche Pandora, Stuttgart 1840, S. 23). Er bemerkt hier, daß er nicht zu den Fanatikern gehöre, die in Napoleon das böse Prinzip sehen; er wolle nur, daß jeder Staat seine eigentümliche Nationalität habe. „Je reiner und gerechter unsere Sache ist, um so mehr ist es unsere Aufgabe, diese Reinheit zu bewahren; schon einmal hat unser Übermut uns zu Fall gebracht, und so scheint es auch mir dringende Pflicht zu sein, zu warnen, daß wir uns in nichts überheben und nicht ohne offenes Bekenntnis unsrer Schuld und Anerkennung der gegenwärtigen Züchtigung den gegenwärtigen Kampf beginnen. So haben auch wir Verkündiger des Friedens zur scharfen Waffe, der des Wortes, gegriffen und an heiliger Stätte zum Kampf auf Leben und Tod aufgerufen.“

Schleiermacher hat die Predigt alsbald auf Verlangen der Gemeinde veröffentlicht „zum Besten der Auszurüstenden“. Er sagt in der Vorbemerkung des Einzeldrucks, daß, einige Erweiterungen im einzelnen abgerechnet, der niedergeschriebene Vortrag dem gehaltenen möglichst gleich sein dürfte. Darnach ist nicht einmal diese Predigt in der wirklich gesprochenen Form erhalten. Die Vorbemerkungen der Einzeldrucke fehlen in der verbreitetsten Ausgabe des IV. Bandes von 1835. Die Überschrift im Inhaltsverzeichnis stammt vom Herausgeber; denn der Titel des Einzeldruckes lautet „Predigt am 28. März 1813“. Mit der vom 22. Oktober 1815 wieder abgedruckt in „Zwei Predigten“ usw., Berlin 1863. Smend S. 14 urteilt über den Gedanken Sch., daß der Wechsel der Schicksale von dem inneren Wert abhänge, er klinge kühl und reserviert!

Am 17. April schickte er dieselbe an Graf Alexander zu Dohna: „Sie werden in der Predigt wie gewöhnlich in den meinigen keine Beredsamkeit finden: aber ich hoffe eine große Wahrheit direkt und indirekt, und eine gewisse Gründlichkeit, die Ihnen, denke ich, Freude machen wird — und unverständlich, um auf die alte Klage zurückzukommen, hat

sie bis jetzt wenigstens niemand gefunden" (Br. an Dohna S. 49).

Nach der Schlacht bei Großgörschen (2. Mai) hielt er eine Dankespredigt.[1] Am 14. Mai sprach er bei der Einsegnung eines Landwehrbataillons (Br. II, 269), am 23. Mai, am Sonntag Rogate, über den Charakter des Apostels Petrus, „auf die gegenwärtigen Umstände angewendet, mit einem begeisterten und gewiß sehr guten Schluß, der die Ermahnung enthielt, sich recht der Schwachen anzunehmen und ihnen Mut und Glauben einzuflößen" (Br. II, 278, 279). Weiter am 27. Mai, an Himmelfahrt „unstreitig etwas weniger populär als seit geraumer Zeit, aber es waren sehr gute Sachen darin" (Br. II, 282, 284). Auch am 30. Mai, an Exaudi, predigte er (Br. II, 286).

Der Briefwechsel mit seiner Frau, die er mit den Kindern nach Schlesien geschickt hatte, gibt ein anschauliches Bild seiner Stimmungen während des wechselreichen Sommerfeldzugs mit seinen Niederlagen und Siegen und mit dem „zweifelhaften" Erfolg des Waffenstillstandes. Er beschwerte sich, daß das Zögern von Oben alles verderbe und die herrliche Gesinnung des Volkes, das Selbstbewußtsein der Masse, zurückdränge. Es sei ganz falsch, dem Volk nur Schwerkraft zuzuschreiben und es als roh anzusehen. Er beklagte die Folgen von Scharnhorsts Tod für die Heeresführung und wurde durch die Aufhebung des Landsturms, auf dessen Beibehaltung über den Krieg hinaus er sicher gerechnet hatte, schmerzlich betroffen. Dazu war er von heftigen Anfällen seines körperlichen Leidens heimgesucht. Trotzalledem verlor er auch jetzt die Hoffnung nicht — „die gute Sache wird doch siegen" — und gewann immer wieder neuen Mut zur Berufstätigkeit in Staat und Kirche. An Thiel schrieb er damals:

„Ich halte diese Stellung zum Zeitalter gerade in diesen Momenten für einen wahrhaft göttlichen Ruf und werde alles aufbieten, im Sinne eines strengen Ernstes, eine höhere wissenschaftliche Richtung allgemein zu machen. Vorzüglich soll mir obliegen, die ausführenden Kräfte zu mustern, zu ordnen, richtig zusammenzustellen und zu scheiden; denn aus diesem

---

[1]) J. Fürst, H. Herz, 1850, S. 65.

bunten Untereinander kann nie eine Einheit für die Sache hervorgehen" (Thiel S. 36).

Auf den Beitritt Österreichs zur Koalition legte er darum keinen großen Wert, weil er die Befreiung Deutschlands durch Preußen und Rußland für möglich hielt und auf die Wiederherstellung eines neuen **deutschen Kaisertums** ohne Österreich **unter Führung Preußens** rechnete: dies nannte er sein politisches Glaubensbekenntnis (Br. II, 268, 292, 294, 302, 303, 305; III, 429).

Über eine Predigt des Jahres 1813 hat der Hofprediger Eylert in seinen „Charakterzügen Friedrich Wilhelms III.", einen Bericht veröffentlicht, der hier nicht fehlen darf, gerade weil er in der Literatur über Schleiermacher auch von Historikern mehrfach erwähnt wird.[1]

„Es war in dem großen Jahr 1813. Ganz Berlin, von dem der elektrische Stoß ausging, war in innerer und äußerer Bewegung, und die Studierenden und Gymnasiasten im Begriff als Freiwillige nach Breslau abzugehen hatten Schleiermacher ersucht, ihnen in heiliger Rede und der Feier des Abendmahls für ihr ernstes Beginnen den Segen und die Weihe, unmittelbar vor ihrem Abmarsch, zu geben. Vor der Dreifaltigkeitskirche und an den Mauern derselben standen ihre Büchsen, und die Kirche selbst war so überfüllt, daß ich kaum noch einen Platz gewinnen konnte.

Das alte, köstliche, mit voller Seele gesungene Lied „In allen meinen Taten" hatte der Gemeinde schon die rechte Stimmung gegeben. Nachdem Schleiermacher ein kurzes salbungsvolles Gebet gesprochen, las er seinen Text und zwar das Sonntagsevangelium vor: Matth. 11, 2. Als diese Worte verlesen wurden, dachte ich, warum hat wohl Schleiermacher nicht lieber und besser einen freien passenden Text gewählt, an welchen für alle denkbaren und möglichen Fälle die heilige Schrift so unerschöpflich reich ist, da er, als damals noch reformierter Prediger, an den Perikopenzwang nicht gebunden war!

Aber wie bald kam ich von meiner voreiligen Meinung zurück. Denn man höre, wie meisterhaft er das Sonntagsevangelium für den vorliegenden Fall behandelte:

---

[1]) Z. B. Hinrichs, Polit. Vorlesungen I, 1843, S. 239; v. Sybel, Kleine hist. Vorträge, 1863, S. 323; Eylert, I, 3. Aufl., 1843, S. 172.

Mit der Erscheinung Jesu Christi kündigte sich in der Geschichte der Welt eine neue, bessere Zeit an; die alte und neue schieden voneinander. Johannes, sein Vorläufer, der ihm den Weg bereiten sollte, war, seiner Freimütigkeit wegen, von dem damaligen Despoten, König Herodes (treffende Charakteristik Napoleons) ins Gefängnis geworfen. Irre geworden an der neubegonnenen, großen Sache und ihrem Anfänger und Stifter, schickt er zwei seiner Jünger zu Jesus mit der Frage: Bist du, der da kommen soll, oder sollen wir eines andern warten? (trefflich angewandt auf Friedrich Wilhelm III., seine Räte und sein Volk). Jesus selbst erteilt auf diese Frage eine bestimmte Antwort und gibt die Kennzeichen an, an welchen man die herannahende bessere Zeit richtig erkennen könne. So damals und jetzt!

Unsere Nation steht nach schweren Drangsalen auf dem letzten Scheidepunkte der Entscheidung. Das Los ist geworfen, entweder Untergang, oder Freiheit und Erlösung. Wir erflehen und hoffen diese. Aber werdet klar und gewiß, täuscht euch nicht! Woran könnt ihr erkennen und wissen, daß es wirklich besser werden wird? Welches sind die einzig sichern Zeichen einer herannahenden bessern Zeit?

Ich will sie der Reihe nach namhaft machen, zur richtigen Beurteilung, und dann anwenden, zur weisen Benutzung. Die einzig sichern Kennzeichen einer herannahenden bessern Zeit, wie der Herr selbst sie angibt, sind:

1. Wenn lang genährte Vorurteile endlich zu schwinden anfangen: die Blinden sehen.
2. Wenn gelähmte Kräfte sich neu beleben: die Lahmen gehen.
3. Wenn das sittliche Verderben erkannt und tief empfunden wird: die Aussätzigen werden rein.
4. Wenn tausendmal verkündigte, aber immer überhörte, ernste Wahrheiten endlich Eingang finden: die Tauben hören.
5. Wenn das Veraltete und Abgestorbene einem neuen, frischen Leben Platz macht: die Toten stehen auf.
6. Wenn die ewigen Rechte des Menschen in jedem Menschen, auch dem Ärmsten, erkannt und geehrt werden

und so eine Kraft, von unten nach oben, das ganze Volk begeisternd durchdringt: den Armen wird das Evangelium gepredigt.

Dies ist unser Maßstab zur nötigen Beurteilung; und nun die Anwendung, zur weisen Benutzung.

1. Die Größe und Schwere des beginnenden, ernsten Werkes wollen wir uns nicht verhehlen; es gehört viel dazu, wenn Blinde wieder sehen, Lahme wieder gehen, Aussätzige rein werden sollen usf.
2. Fest in uns entschlossen, nicht viel über die Sache zu reden, aber das Leben daran setzen, in männlicher Selbstbeherrschung, so daß, wie bei dem Herrn, vollbrachte Taten sprechen und zeugen; und endlich
3. kühn Gott vertrauen, es werde mit seiner Hilfe gelingen.

Da stand der körperlich kleine, unscheinbare Mann mit seinem edlen geistvollen Angesicht, an heiliger Stätte, in heiliger Stunde, und seine sonore, reine, durchdringende Stimme drang durch die feierliche Stille der überfüllten Kirche. In frommer Begeisterung vom Herzen redend, drang er in jedes Herz, und der volle, klare Strom seiner gewaltigen Rede riß alles mit sich fort. Seine freimütigen, kühnen Äußerungen über die Ursachen unseres tiefen Falles, sein scharfer Tadel fortgehender Gebrechen, wie sie im engherzigen Kastengeiste des hochmütigen Aristokratismus und in den toten Formen des Büreaukratismus sich sichtbar herausgestellt, waren Blitze und Donner, die einschlugen, und die Erhebung der Herzen zu Gott und seiner Hilfe auf den Schwingen der Andacht waren Harfenklänge aus einer höheren Welt.

Das Ganze seiner Rede war ein Guß und ein jedes Wort aus der Zeit, für die Zeit. Und als er zuletzt noch mit dem Feuer der Begeisterung die zum Kampfe gerüsteten edlen Jünglinge anredete, dann an deren großenteils anwesende Mütter sich wandte, und mit den Worten schloß: Selig euer Leib, der einen solchen Sohn getragen, selig eure Brust, die ein solches Kind getränket hat, — da durchzuckte es die ganze Versammlung, und in das laute Weinen und Schluchzen derselben rief Schleiermacher sein versiegelndes Amen."

An diesem Bericht Eylerts ist mancherlei zweifelhaft und unsicher. Zunächst die Datierung. Die Predigt kann nach der Schilderung Eylerts nur im Frühjahr 1813 gehalten sein. Dem widerspricht aber seine Angabe über den Text: Matth. 11,

2—10 ist die Perikope des 3. Advents. Der 3. Advent 1813 ist ausgeschlossen.

Es bleibt nur eine doppelte Möglichkeit.

Entweder die Predigt fällt auf den 3. Advent 1812. Das wäre der 14. Dezember. Am 12. Dezember hatte man in Berlin erfahren, daß Napoleon Moskau (am 19. Oktober!) verlassen habe. In Preußen wußte man nämlich von den Operationen der großen Armee wenig, — nur soviel als Napoleon selbst mitteilte. Von da an drang die Kunde von dem Untergang des Heeres schneller durch, trotz aller Vertuschungskünste. Am 14. Dezember, eben an jenem 3. Advent, erfuhr man in Berlin, daß Napoleon auf der Flucht nach Paris Schlesien passiert habe. Wurde die Predigt am 3. Advent 1812 gehalten, dann hat sich die Szene mit den Freiwilligen nicht bei diesem Gottesdienst abgespielt, und der dramatische Bericht vom Schluß der Predigt ist falsch: denn der Aufruf an die Freiwilligen erschien erst am 3. Februar 1813.

Oder aber — dies ist die zweite Möglichkeit — die Predigt ist erst im Februar oder März 1813 gehalten. Und dann stammen die Reflexionen Eylerts über das Sonntagsevangelium erst aus der Zeit der Niederschrift seiner Erinnerungen. Der Text wäre dann keine Perikope, sondern frei gewählt. Dagegen erheben sich andere Bedenken.

Über jenen Text besitzen wir von Schleiermacher eine Predigt aus seiner Kandidatenzeit (VII, 1, No. 1, Advent 1790, die älteste erhaltene Predigt), zwei Entwürfe der Jahre 1794 und 1802, wiederum aus der Adventszeit, und eine Predigt über Vers 7 und 8 (II, 5, No. 3), eine Adventspredigt, die ausdrücklich auf die „übliche evangelische Lektion" Bezug nimmt (wahrscheinlich aus dem Anfang der zwanziger Jahre). Aus dem Jahre 1819 ist noch die Nachricht von einer Predigt über Luc. 7, 18 überliefert; sie sei am 14. Nov. gehalten worden. (Vgl. Preuß. Jahrb. 1879, Band 44, S. 1ff.; A. Hausrath, R. Rothe I, 118; Treitschke, Deutsche Geschichte II, 541, Aufsätze IV, 366ff. Ob dieses Datum richtig ist?)

Es ist nicht unmöglich, daß Schleiermacher jene Perikope in einer anderen Zeit des Kirchenjahrs wählte, aber es entspricht nicht seiner Gewohnheit. Ich möchte daher annehmen,

daß die Predigt am 3. Advent 1812 gehalten wurde, daß aber die Verbindung mit einem Gottesdienst für Freiwillige auf einer Verwechslung Eylerts beruht.

Auch seine Angaben über den Inhalt der Predigt erwecken mancherlei Zweifel. Die Teilung in Erklärung und Anwendung liebt Schleiermacher im allgemeinen nicht. Die Gedanken des ersten Teils, auch die des sechsten Punktes, stimmen zwar mit den Briefen jener Zeit überein; schwerlich hat er jedoch in der von Eylert gezeichneten Form über die „ewigen Rechte des Menschen in jedem Menschen" geredet. Sollte ferner Schleiermacher in der Tat Napoleon mit Herodes und Friedrich Wilhelm III. mit Johannes dem Täufer oder Jesus verglichen haben? Das widerspricht ganz dem feinen Takt, den wir sonst bei ihm überall in seinen Anspielungen finden. Ob Eylert sich alsbald nach der Predigt Notizen verfertigte oder ob er 1842 nur aus der Erinnerung die Gedanken niederschrieb? Daß er eine Predigt Schleiermachers gehört und daß sie auf ihn und die Hörer einen nachhaltigen Eindruck gemacht hat, wird man nicht bezweifeln: die Einzelheiten sind unsicher.

Im 17. Jahrgang der Zeitschrift „Mancherlei Gaben und Ein Geist", 1878, S. 41ff. gab Konsistorialrat Carus in Stettin ebenfalls einen Bericht über diese Predigt; er habe ihn von einem Ohrenzeugen gehört, dessen Namen er aber nicht nennt. Da auch hier die Reflexion über die Textwahl vorkommt und die Darstellung auch sonst mit der Eylertschen zum Teil wörtlich übereinstimmt, so war der Zeuge wohl kein anderer als Eylert. Die Anwendung, der zweite Teil der Predigt, fehlt. Der sechste Punkt lautet: Wenn auch im Ärmsten und Geringsten der zum Genossen des Himmelreichs erwählte Mitbruder erkannt und geehrt wird, den Armen wird das Evangelium gepredigt. Ausdrücklich ist noch beigefügt, daß das Evangelium am Altar vorher als Lektion vorgelesen worden sei. Die Nachricht von dem Unglück Napoleons in Rußland sei eben eingetroffen gewesen; die Freiwilligen wollten nach Breslau ziehen. Hier liegt wieder die Verbindung der beiden Punkte vor, die nach den geschichtlichen Tatsachen unmöglich zusammengehören können.

1814 und 1815.

Aus den Jahren 1814 und 1815 ist, wie schon bemerkt wurde, nur eine Predigt erhalten, und auch andere Nach-

richten über Schleiermachers Predigttätigkeit in dieser Zeit sind mir bisher nicht bekannt geworden. Die liturgischen Streitigkeiten beschäftigten ihn immer mehr und nötigten ihn im Jahr 1814 zu jenem bitteren „Glückwunschschreiben“ an die liturgische Kommission, das nahezu auf einen Verzicht hinauskommt, eine entsprechende Lösung der schwierigen Frage zu finden (S. W. I, 5, S. 159 ff. Vgl. den Br. an Gaß S. 119). Im Winter 1813 auf 1814 las er zum erstenmal über Pädagogik (Br. m. Gaß S. 114), im Winter 1814 Liturgik in einer Stunde (Br. m. Gaß. S. 121). Wieder war er an der Arbeit gehindert durch Krankheit (Br. II, 309, Br. m. Gaß S. 120) und durch — die „Weltbegebenheiten“. „Ich komme mir vor, als nicht passend unter die meisten Menschen mit meinen Ansichten. Ich vermisse überall das klare Hineinschauen in den Geist und die Forderungen der Zeit, das geschichtlich schöpferische Talent; ich sehe, daß man die Zukunft verdirbt, um dem Moment zu gefallen, und die ungeheuerste Verschwendung mit Menschenkräften und Menschenleben, wie mit dem Eigentum“ (Br. an Dohna, Jan. 1814, S. 52). „Doch es ist zu offenbar Gottes Finger in dieser Geschichte, als daß man zweifeln dürfte, es werde sich daraus, wenn auch unter schweren Prüfungen alles Schöne entwickeln, worauf wir bis jetzt vergeblich gehofft haben“ (14. April 1814, Br. II, 310). Die Unannehmlichkeiten seiner Stellung im Schuldepartement, die seine Gesundheit „merklich zerrüttet hatten, zwangen ihn zum Austritt, obwohl er mit Lust und Liebe gearbeitet hatte“ (Br. II, 312; IV, 305; an Dohna S. 53). In einer Stunde mutloser Stimmung konnte er ausrufen, daß ihn „nichts sehnlicher verlange als nach einer Stellung außerhalb Preußens“ (Br. an Dohna S. 53).

Dazu kam die Fehde mit Schmalz, die das Mißtrauen der konservativen Kreise gegen ihn verschärfte (vgl. Br. IV, 203). Auch unter den Geistlichen in Berlin fühlte er sich „alleinstehend“ (Br. IV, 207). Die Angelegenheiten der äußeren Politik erschienen ihm im Sommer 1815 sehr niederdrückend (Br. IV, 209). Und wie mußte ein Brief wie der seines alten Freundes Blanc aus dem Feldzug 1814 auf ihn wirken: hier wurde ihm gezeigt, daß Schleiermachers Hoffnungen auf ein „nationales“ Heer sich nicht erfüllt hatten (Br. IV, 197). Seine

Gedanken von der Aufgabe des Staates aber stellte er 1814 in der Abhandlung „Beruf des Staates zur Erziehung" vor der Akademie mit seinem ganzen Freimut dar (S.W.III, 3, 227).

Wenn man alle diese Verhältnisse beachtet (vgl. Br. an Dohna, S. 55), wird man um so mehr die großzügige Weise bewundern, in der er in der Predigt am 22. Oktober 1815 seine patriotischen und christlichen Empfindungen wiederum zum Ausdruck brachte.

Es war der Tag des Friedensfestes und zugleich der vierhundertjährige Gedächtnistag der Hohenzollernherrschaft in der Mark.

Die Einleitung der Predigt über 1. Kön. 8, 56—58 betont den inneren Zusammenhang beider Anlässe: **das geheiligte Band zwischen Volk und Herrscher.**

Wir danken Gott für die Ruhe, d. h. die Übereinstimmung mit dem göttlichen Wollen und die tröstliche Erfahrung der eigenen Kräfte. Wir haben diese wieder seit der Leipziger Schlacht, sie geht zugleich weiter zurück auf das alte geheiligte Band zwischen Preußens Königen und Volk, das in den letzten denkwürdigen Zeiten fest geschlossen wurde. Sicherste Bürgschaft des gemeinen Wohls ist ein gesetzmäßig regierendes Herrscherhaus, das dem Geist des Volkes liebevoll nachgeht im Wechsel der Geschichte.

Wir geloben, dies Band der Liebe und des Gehorsams festzuhalten; nicht als Warnung vor revolutionären Gesinnungen, die bei uns unnötig ist[1] — nur ängstliche Gemüter können unbedeutende Handlungen zu Verbrechen hinaufdeuten —, sondern als Mahnung, auch im notwendigen Streit der Meinungen Übereinstimmung der besten Absichten zu suchen. Wir geloben, das Land zu veredeln; nicht als Warnung vor dem Stumpfsinn des Sklaven oder des Gleichgültigen, sondern als Mahnung an Höflinge, Adlige, Beamte,

[1]) Br. II, 446 vom Jahr 1831: „Wir haben seit dem Tilsiter Frieden reißende Fortschritte gemacht, und das ohne Revolution, ohne Kammern, ja selbst ohne Preßfreiheit; aber immer das Volk mit dem König und der König mit dem Volk. Müßte man nicht seiner gesunden Sinne beraubt sein, um zu wähnen, wir würden von nun an besser vorwärts kommen mit einer Revolution?"

an alle Glieder des Staats, um des Ganzen willen zu gehorchen, so daß Ordnungen und Gesetze die Frucht gemeinsamer Weisheit, der Regierung und der Untertanen, bilden. Wir geloben, deutsche Treue, Frömmigkeit, Wahrheit, Gewissensfreiheit, inneres Leben der Kirche (nicht nur Verfassungsreformen!) zu pflegen und zu bilden.

Die Predigt, IV¹ No. 5 = IV² No. 8, steht in engem Zusammenhang mit der gleichzeitigen Schrift gegen Schmalz vom November 1815. Mit dem ersten Teil vergleiche man die schöne Stelle S. W. III, 1, S. 682. „Ein kühner Entschluß, gefaßt mitten in der Bedrängnis und in der Schmach, die wir fühlten endlich auch an den großen Zug des Zerstörers als seine treuen Bundesgenossen gefesselt zu sein, schmilzt wie ein großer elektrischer Schlag König und Volk zusammen, von einem Sinn und Geist, von einem Verlangen zu einer Tat durchdrungen; vergessen sind auf einmal die früheren vergeblichen Seufzer und Wünsche; alle kleine Zerspaltungen, die entstehen wollten aus abratender Bedenklichkeit hier, aus gewaltsamem Voraneilen dort, verschwinden; und in heiligem Vertrauen stehen König und Volk fest ineinandergeschlungen da. Der König erklärt seine und seines Volkes Sache für eins und unzertrennlich; und wer hat es nicht gefühlt, das sei nicht gewesen flüchtige Aufregung eines erhöhten Augenblicks, deren man sich halb schämt, wenn Ruhe und Besonnenheit zurückkehren; sondern es stand fest für immer, das fühlten wir alle. Und aus der Ferne, nach seinem glänzenden Triumphzuge in jene unselige Stadt, die mit dem schauderhaftesten Andenken mahnen muß an die Hölle auf Erden, an die Hölle im Herzen, die aus Zwietracht zwischen König und Volk hervorgeht, von da begrüßt der König mit königlichen und erhebenden Worten, voll desselben Gefühls einer unzertrennlichen Einigkeit und Liebe, die alten und neuen Untertanen. Er kehrt zurück, wie lang entbehrt, wie herzlich ersehnt; und das erste, was ihm entgegenkommt, soll nun sein jenes Argwohn erregende Nattergezisch, und mit höllischer Kunst soll ein dämpfender, verdunkelnder Flor gebreitet werden über die allgemeine Freude? Und statt der herzlichen Freudigkeit..., durch freieren Umlauf und leichteren Gebrauch gemeinnütziger Weisheit und Einsicht das geistige Leben des Staates zu erhöhen, statt dessen soll das teure Haupt des Königs umwölkt werden durch geheime, nagende Sorge, ob seine großen und weisen Absichten nicht selbstsüchtige und zerstörungssüchtige Feinde haben in seinem Volk?“ (Vgl. den Brief an Dohna vom Februar 1816,

S. 55 über die Hofpartei). Mit dem zweiten Teil der Predigt vgl. S. 656 ff.: „Man ficht mit erschrecklichem Aufheben gegen Phantome, und bei den wirklichen klar ausgesprochenen Übeln geht man vorüber.“ S. 661, die Furcht vor der Revolution; S. 665 ff., 683 ff.: „Ein Volk waren die Deutschen, ein Staat müssen sie jetzt werden.“ —

1816—1822.

Aus 1816 ist keine, aus 1817 nur die Reformationspredigt IV[1] No. 6 = IV[2] No. 9 erhalten. Im Juni 1817 hörte Heinrich v. Bülow, ein treuer Zuhörer Schleiermachers, eine Predigt über die Tempelreinigung: „Auch heute wird der Tempel Gottes zum Kaufhaus gemacht, indem die meisten aus irdischen Beweggründen die Kirche besuchen und nur wenige allein in der Absicht kommen, sich in innerster Seele vor Gott zu demütigen und seinen Segen mitzunehmen“ (Gabriele v. Bülow, 10. Aufl., S. 125 f.). Am 11. Nov. 1817 predigte er zur Eröffnung der Synode (Br. IV, 106; Denkmal der Liebe, Hanstein gewidmet, 1821, S. 106), und nach Br. IV, 223 muß er damals schon einmal, wie später 1822, über den Philipperbrief im Zusammenhang gepredigt haben.

Aus dem Jahr 1818 hat Schleiermacher die in der Predigtliteratur des 19. Jahrhunderts einzig dastehenden und noch nicht hinreichend gewürdigten Predigten über den christlichen Hausstand veröffentlicht (4. Sammlung). Sie können hier in diesem Zusammenhang nicht besprochen werden. Am 18. Oktober aber, am Gedächtnistag der Leipziger Schlacht, predigte er über Ps. 68, 3 und 4: die Predigt handelt von der wahren **christlichen Freude** an diesem patriotischen Gedenktag.

Unsere Freude muß frei sein von der Falschheit. Falsch ist die Freude derer, die nicht nur damals in ehrenwerter Absicht bedächtig zauderten, in dem Kampf alles aufs Spiel zu setzen, sondern die auch jetzt ihren Sinn noch nicht geändert haben. Falsch ist unsere Freude, wenn wir in Gleichgültigkeit gegen Würdiges und Unwürdiges nur uns selbst, nicht der gemeinsamen Sache, nur der Willkür, nicht den Banden des Rechts dienen.

Unsere Freude muß frei sein von der Trägheit. Falsch ist die Freude der Genußsüchtigen, die sich nur freuen

über das Ende der Not, der Augenblicksmenschen, die zwischen Eifer und Furcht wechseln. Wahre Freude ist die Empfindung über den Besitz der Kraft zum Guten.

Unsere Freude muß frei sein von der Eitelkeit. Falsch ist die Freude am Verdienst des Einzelnen; sie entfernt sich von Gott und sieht nur noch das Spiel des Zufalls. Jene großen Begebenheiten waren die Taten aller, während auch die Helden und Künstler des Krieges ihre Fehler nicht leugnen können. Wahre Freude ist Freude über die Gesinnung, ist Dankbarkeit gegen Gott und Vertrauen, daß er den Schatz der Treue immer aufs neue hervorrufen und die Herzen der Seinen in Einheit zusammenhalten werde.[1]

Pr. IV[1] No. 7 = IV[2] No. 10. Einzeldruck: „Predigt am 18. Weinmond 1818, Berlin 1819, Reimer" (Br. an Dohna S. 70). Als sie gedruckt vorlag, bemerkte Schleiermacher, daß eigentlich jede Zeile ein Stich auf den König sei; doch habe er vorher nicht besonders an ihn gedacht. Das bezieht sich wohl hauptsächlich auf den ersten Teil. Br. IV, 243; Br. m. Gaß S. 166; Heinrici, Twesten S. 341. Zum dritten Teil vgl. Br. IV, 209 vom Aug. 1815: „Alles Gute fangen sie mit Eitelkeit an und verderben es durch Komödie; alle Welt hält sich darüber auf, aber niemand hat das Herz, tätig dagegen zu opponieren".

Mit den sorgfältig ausgearbeiteten und nach Form und Inhalt tief durchdachten Meisterwerken der vierten Sammlung läßt sich die Predigt vom 18. Oktober nicht vergleichen: sie steht auch weit zurück hinter den früheren patriotischen Predigten. Er selbst war nicht sonderlich zufrieden mit ihr und hätte gern eine bessere zum Druck bestimmt, wenn er eine größere Auswahl von Nachschriften gehabt hätte, Br. IV, 243. Er hat sie jedenfalls nicht genauer durchgesehen. Sie gehört mit einer Anzahl anderer Einzeldrucke zu den Nachschriften, die er dem Küster seiner Gemeinde schenkte, der sie als Neujahrsgabe verkaufte. So die Predigt vom 1. Advent 1819 über Matth. 16, 13—19, IV[1] No. 8 = IV[2] No. 11. Ferner die vom 4. Sonntag n. Trin. 1820 über act. 4, 13—21, „Man muß Gott mehr gehorchen als den Menschen." Sie ist inhaltlich interessant als Verteidigung Schleiermachers während der politi-

[1]) Vgl. Pr. Theol., S. W. I, 13, S. 155 über die Freude an Siegesfesten. Eine gute, rednerisch lebhafte Predigt von Fr. Theremin, die sich mehrfach mit der Schleiermachers berührt, nach der Einnahme von Paris 1815, „Die Pflichten eines siegreichen Volkes (tiefe Demut, strenge Sitten, lebendiger Glaube)": Pr. I, 2. A., 1819, S. 293.

schen Verfolgung jener Jahre, bietet aber für unsern Zusammenhang nichts Neues. In formeller Hinsicht ist sie wertvoll, weil sie — mit einigen anderen aus späterer Zeit — in doppelter Form erhalten ist, als Nachschrift Pr. X, 17 und in der von Schleiermacher umgeänderten Fassung Pr. IV[1] No. 9 = IV[2] No. 12. Als maßgebendes Beispiel für die Art und Weise der Änderungen überhaupt ist sie gleichwohl nicht anzusehen, obschon man annehmen darf, daß jene Nachschrift die Vorlage für den Einzeldruck bildete. Denn dieser selbst ist wieder eine „Neujahrsgabe", bedeutend erweitert, aber nicht so fein und genau durchgearbeitet wie die Predigten der Sammlungen und andere Einzeldrucke. Ich möchte die Nachschrift vorziehen; der Erstdruck ist auch äußerlich unvollkommen und in dieser Gestalt in den vierten Band übergegangen.

Dagegen können wir unsere Übersicht über die patriotischen Predigten nicht besser schließen als mit der Predigt vom 17. November 1822, dem Tage des 25jährigen Regierungsjubiläums Friedrich Wilhelms III. „Bei der bitteren Feindschaft fast aller, die am meisten gelten", so daß er damals jeden Tag gänzliche Ungnade, Untersuchung und Absetzung erwarten konnte, — im August hatte man ihm den Urlaub verweigert, Br. IV, 288, 301ff. — ist die Predigt ein erhabenes Zeugnis seiner Königstreue und Vaterlandsliebe (IV[1] No. 11 = IV[2] No. 15; Br. an Dohna S. 77). Text: Spr. Sal. 22, 11: Wer ein treues Herz hat und eine liebliche Rede, des Freund ist der König.

Unsere Freude an diesem Tage ruht nicht auf einem äußerlichen Begriff der erblichen Monarchie, sondern auf einem schönen Verhältnis **persönlicher Liebe und Anhänglichkeit.**

Sie besteht nicht in der Treue des Eigennutzes eines bestimmten Standes, nicht in der Treue kalter Pflichterfüllung, sondern in der Treue des Herzens, die dem König nicht nur untertan, sondern zugetan ist, in aufrichtiger Teilnahme und in Übereinstimmung mit dem Geist des Königs. Daß sich das treue Herz so unter uns offenbart hat, daß wir in heiterer Anhänglichkeit, in ruhiger Erwartung der allmählichen Entwicklung weiser Ratschläge, den Beschlüssen und Taten des Königs gefolgt sind, zeigt die Geschichte (folgt ein großartiger Überblick über die Regierungszeit Friedrich Wilhelms III.).

Die schönste Zierde des königstreuen Herzens ist die liebliche Rede. Nicht die der Schmeichler, auch nicht die bloß wiederhallende Rede, die auf eigenes Urteil verzichtet, auch nicht die ungefällige, rauhe, abstoßende Rede, sondern die Wahrheit in freundlicher Form. Die Wünsche, die wir haben bei der Unvollkommenheit der Gegenwart, können der guten Sache keinen Nachteil bringen, wenn wir unsere gute Meinung verschönern durch Lieblichkeit der Rede. Sie besteht darin, daß bei aller Meinungsverschiedenheit die Liebe in der Gemeinschaft nicht gestört wird. Aus dem Gefühl des Dankes entspringt der gute Entschluß, dieses Verhältnis immer reiner und vollkommener zu gestalten. — Der Schluß klingt aus in einem tiefempfundenen Gebet.

Zweiter Abschnitt.

Die Predigt über Friedrich den Großen.

I.

Gedankengang und rednerische Eigenschaften.

. Aus der reichen Fülle der patriotischen Predigten Schleiermachers wählen wir eine aus, um sie im folgenden nach Form und Inhalt genauer zu beschreiben und in ihrer zeitgeschichtlichen Bedeutung zu würdigen. Es ist die oben S. 52 nur kurz erwähnte Predigt vom 3. Sonntag nach Epiphanias 1808: **Über die rechte Verehrung gegen das einheimische Große aus einer früheren Zeit.** Die Gelegenheit zu diesem Thema gab das Datum jenes Sonntags: es war der 24. Januar, der Geburtstag Friedrichs des Großen.

Zweite Sammlung No. 12; 1. Aufl. 1808; 2. Aufl. 1820; nach der 2. Auflage in der Gesamtausgabe der Predigten 1834 und 1843, Band I; eine kurze Übersicht über den Inhalt bei A. Baur, Schleiermachers christliche Lebensanschauungen, 1846, S. 92 und in einigen der genannten Abhandlungen über Schleiermachers patriotische Predigten. Als Schleiermacher die zweite Auflage der zweiten Sammlung vorbereitete, hatte er selbst den Eindruck einer „gewissen Schwerfälligkeit der Sprache, welche vielleicht dem Leser störender sein wird, als sie dem Hörer gewesen sein mag", Vorw. S. VIII. Eine Reihe von kleinen Änderungen hat er auch bei der 12. Predigt vollzogen. Sie sind im wesentlichen formaler Art; nur im ersten Teil hat er eine Behauptung über Friedrich inhaltlich geändert: „Durch die freieste Teilnahme an den öffentlichen Angelegenheiten" (1. Aufl.), „durch den freiesten Gebrauch aller Quellen der Er-

kenntnis“ (2. Aufl.) hat Friedrich die Einsicht bei seinem Volk zu entwickeln gesucht. Im zweiten Teil ist die Anwendung auf Friedrich mehrfach deutlicher hervorgehoben.

1. Die Einleitung, die Schleiermacher in jener Zeit seiner Predigtwirksamkeit dem Verlesen des Textes vorauszustellen pflegte, geht aus von einem Vergleich zwischen Einst und Jetzt. „Der 24. des ersten Monats war ehedem in diesen Ländern ein vielgefeierter Tag, an welchem die Bewohner derselben sich laut und froh einem eigentümlichen, erhebenden Gefühl überließen.“ Es war das Geburtsfest des großen Königs, der von seinem Volke verehrt, von ganz Europa wegen seines durchdringenden Verstandes, seines ausdauernden Mutes, seines schöpferischen Geistes bewundert, durch weise Verwaltung sein Reich nach innen kräftigte, durch Kriegskunst, Tapferkeit im Felde und richtige Benutzung der Umstände im Frieden von außen vergrößerte und es auf eine ungeahnte Stufe der Macht und des Ansehens erhob — „von welcher es jetzt so schnell ist wieder herabgestürzt worden, daß wir nicht abzusehen vermögen, ob oder wann es sie wieder werde ersteigen können“!

2. Die Stimmung am heutigen Tage ist daher die „eines zerstörenden Zwiespaltes von Gefühlen“. Das feierliche Gedächtnis jenes großen Herrschers kann nicht unter uns vertilgt sein: er hat zuviel dauernde Denkmäler in seinem Volke gestiftet — aber zugleich kann niemand den Gedanken an den jähen Sturz beiseite schieben, jeder muß die leichte Zerstörbarkeit seiner Schöpfungen beklagen. So werden gerade heute Wunden wieder aufgerissen, die wir heilen möchten durch Ruhe und Stille.

3. Wo kann diese Uneinigkeit in uns aufgelöst werden, wenn nicht durch die heilenden Quellen des Christentums? Dort allein gewinnen wir eine beruhigende und einigende Ansicht der Weltbegebenheiten; durch die Beziehung auf Gott werden scheinbare Widersprüche verschwinden, werden die Empfindungen geheiligt, daß sie uns nicht leidenschaftlich bestürmen und das Gleichgewicht unseres Gemütes stören; wir werden das Andenken an das Große bewahren ohne Schmerz und zugleich uns in das gegenwärtige

Schicksal fügen, ohne uns von dem Edlen in der Vergangenheit loszureißen. —

Die Aufgabe, die der Prediger sich stellt, ist demnach in ihrer allgemeinsten Form: die Aufhebung des Zwiespaltes der Gefühle, die zwischen Vergangenheit und Gegenwart ratlos hinundherschweben. Dieses Schwanken wirkt zerstörend, d. h. es nimmt die Ruhe weg und verhindert eine klare Erkenntnis der gegenwärtigen Aufgabe. Da aber dieser Zwiespalt der Gefühle auf einer unsicheren Erkenntnis des Zusammenhanges der Weltbegebenheiten beruht, so lautet das Problem genauer: Welches ist die richtige Einsicht in den Zusammenhang der Geschichte? Wo ist die rechte Verbindung von Vergangenheit und Gegenwart?

Ist diese Frage beantwortet, so ist auch die Lösung des allgemeinen Problems gefunden und die Aufgabe des Predigers erfüllt.

Worin die Lösung besteht, sagt der Prediger natürlich an dieser Stelle noch nicht: das Predigtthema ist kein Urteil, sondern eine Frage. Aber indirekt deutet er die Lösung an: es kann sich weder um einen einseitigen Anschluß an die Vergangenheit, noch um ein vollständiges Losreißen von ihr handeln. Und ferner: diese Erkenntnis des geschichtlichen Lebens wird von der frommen Ansicht, d. h. durch eine christliche Weltanschauung gebildet.

Und nun folgt der Text! Matth. 24, 1. 2. „Jesus ging hinweg von dem Tempel, und seine Jünger traten zu ihm, daß sie ihm zeigten des Tempels Gebäu. Jesus aber sprach zu ihnen: Sehet ihr nicht das Alles? Wahrlich, ich sage euch, es wird hier nicht ein Stein auf dem andern bleiben, der nicht zerbrochen werde."

Die Wirkung dieser Worte muß in dem Augenblick, als sie der Prediger vorlas, eine geradezu überwältigende gewesen sein! Die volle Tragweite des Textes konnte der Hörer zwar hier noch nicht erkennen. Aber

„kein Stein wird auf dem anderen bleiben!"

Sollte der Prediger dies auch vom großen König und dem Bau seines Reiches sagen, wie es Jesus vom Tempel der Juden ausgesprochen hatte? Wo bleibt aber dann die Ver-

ehrung des Großen, die der Prediger doch vorhin aufrechterhalten wollte? Eben noch hatte er das Versprechen gegeben, die Zuhörer aus ihrer niedergeschlagenen Stimmung wegzuführen. Schon hatten diese am Schluß der Einleitung die beruhigende Aussicht auf eine Lösung dankbar entgegengenommen. Und nun erhebt sich das Problem aufs neue in seiner vollen Schärfe: das Ziel scheint in weite Ferne gerückt. — Aber der Text muß doch die Lösung bieten. Sonst hätte ihn der Prediger nach dieser Einleitung nicht gewählt. Wie wird er zum Ziele gelangen? Die Erwartung des Hörers ist aufs höchste gespannt.

4. Die Situation des Textes gleicht unserer Lage, so fährt der Prediger fort. Da sind die Jünger, die ihren Meister in seinen traurigen Ahnungen über die Zukunft seines Volkes trösten wollen durch den Hinweis auf das herrlichste Denkmal der Größe ihrer Nation, den Tempel, der den eigentümlichen Charakter ihrer Gesinnung, ihrer Geselligkeit und ihrer Verfassung abspiegelte, jenes unzerstörbare Heiligtum, das mit seiner begeisternden Kraft das Volk vereinigen und seine Zukunft gewährleisten werde.

Jesus aber sieht seine Zertrümmerung mit einer solchen Klarheit voraus, daß seine Empfindung der unsrigen gleicht, die wir die Zerstörung erlebt haben. Und noch mehr. Er spricht seine, die Jünger erschreckende Überzeugung mit einer unbegreiflichen Ruhe aus.

Woher diese Ruhe, da er doch den Tempel selbst so hoch schätzte und sein Volk so sehr liebte?

Hier liegt die Lösung des Problems: bei Jesus war dieser Zwiespalt der Gefühle nicht vorhanden. Er muß Vergangenheit und Zukunft in der richtigen Weise zusammengestellt haben: in einer richtigen, d. h. in einer dem wirklichen Leben der Geschichte entsprechenden Weise.

Sofort setzt der Prediger hinzu, wie Jesus zu dieser Verbindung, zu dieser lebenswahren Anschauung der Geschichte gekommen ist: durch eine höhere Ansicht aller menschlichen Dinge, durch eine sittlich-religiöse Erkenntnis des geschichtlichen Lebens, durch seine „fromme Ansicht“.

So entsteht das eigentliche Predigtthema. Jesus wird

mit seiner Ruhe und seinem Urteil ein Beispiel dafür, **„wie wir es anzusehen haben, daß auch das Große, dessen wir uns erfreuten, wieder verschwunden ist"**. Anders ausgedrückt: Welches ist die religiöse, christliche Betrachtung der Geschichte Friedrichs des Großen, die den zerstörenden Zwiespalt der Gefühle beim Vergleich zwischen Einst und Jetzt in uns überwindet?

Die zweite Gedankengruppe der Einleitung wiederholt also das Problem. Aber es wird spezialisiert durch den Text, durch das Beispiel Jesu.[1] Die volle Antwort teilt der Prediger auch hier nicht mit. Worin diese „richtige" Ansicht der Geschichte besteht, wird noch nicht erklärt. Mehr als eine Andeutung gibt der Prediger wiederum nicht. Aber wir sind um einen Schritt weitergeführt: die Jünger weisen auf den Tempel, die äußere Größe hin, Jesus muß etwas anderes gesehen haben.

Denn das ist allerdings, fährt Schleiermacher fort, die Voraussetzung für unsere Erkenntnis: in allen menschlichen Dingen, also auch in der Geschichte, ist zweierlei zu unterscheiden: das Irdische, Zeitliche, Vergängliche, nämlich das Äußere und die Erscheinung — und das wahre Wesen, der Gehalt der Dinge. Dieses wahre Wesen in allem Zeitlichen ist aber das Göttliche und Ewige. Und dieses muß in allem wahrhaft Großen sein, weil nichts wahrhaft groß ist, was nicht zugleich gut ist; denn die Größe eines Mannes kann nur

[1]) Den rednerischen Wert dieser ausgezeichneten Einleitung erkennt man in seinem ganzen Umfang erst, wenn man sie nach der Lektüre der ganzen Predigt noch einmal überblickt. Jeder Satz, jedes Wort kehrt im folgenden wieder, ohne daß die Ausdrücke einfach wiederholt werden. Die Einleitungen sind bei Schleiermacher, so sehr sie das Interesse erregen, dann nicht glücklich, wenn sie zu lang ausgedehnt sind und die Probleme häufen. Er selbst sagte einmal bei Gelegenheit der „Reden": „Warum sind die Anfänge immer so schwer? Es ist, als ob die Ideen auch dem Gravitationsgesetz folgten; die schweren sammeln sich alle in der Mitte und die leichten verlieren sich so allmählich in dem umgebenden allgemeinen Raum, so daß man vergeblich nach dem äußersten Anfange der Anziehungslinie sucht und am Ende die Grenzen dieser Atmosphäre durch einen Machtspruch willkürlich bestimmen muß" (Br. I, 214). Vgl. Pr. Th. S. W. I, 13, S. 262; 770; 808; 833.

das Maß seines wahren Wesens sein. Und wahr ist nur, was gut ist.

Wieder sind wir weitergeführt: Die rechte Verbindung zwischen Vergangenheit und Gegenwart in unserer Weltanschauung gründet sich auf die Unterscheidung zwischen Vergänglichem und Ewigem. Beides muß auch bei Friedrich zutreffen, das liegt indirekt in dieser Voraussetzung.[1]

Nun kann die Lösung genauer präzisiert werden, aber ohne daß die Disposition den ganzen Inhalt vorwegnimmt: das **Vergängliche** an Friedrich dem Großen und dem friderizianischen Reich wollen wir nicht länger geltend machen, nachdem es sein Maß erfüllt hat; das **Bleibende** um so mehr verehren, festhalten, ausbilden. Das ist die richtige Verbindung, die zur inneren Ruhe führt, wie Jesus sie hatte.

Die Disposition gibt nicht nur die Teilung des Stoffs, nämlich den Unterschied zwischen Vergänglichem und Bleibendem, sondern zugleich die Teilung des Zwecks, den der Redner verfolgt: „weglegen" — „verehren". Das negative Moment wird vorausgestellt, das positive folgt nach. Dieses zweite ruht auf der Grundlage des ersten. Beides zusammen aber ist die rechte Verehrung. Verehren ist mehr als erkenntnismäßiges Unterscheiden: es ist eine Tätigkeit des Willens, es verlangt ein Tun, einen Entschluß.

Indem der Prediger den Inhalt des Vergänglichen und Bleibenden wohlweislich nicht angibt, wird das Interesse des Zuhörers aufs neue verstärkt: mit einer alles andere vergessenden Aufmerksamkeit wird er dem Urteil des Predigers entgegensehen — was wird er an Friedrich als vergänglich, was wird er als bleibend bezeichnen?

I.

Schleiermacher beginnt den ersten Teil mit der Schilderung dessen, was er zurückweisen will, mit dem Gegenteil seines Endzwecks.

---

[1]) Die Fassung des Predigtthemas ist bei Schleiermacher häufig zu umständlich und schwerfällig. Vgl. Hering, Lehre von der Predigt S. 516.

Viele machen das Vergangene auch heute noch über sein Maß hinaus geltend, indem sie sehnsüchtig zurückwünschen, was doch der Vergangenheit allein angehörte. Leer sind solche Wünsche und verderblich — dies die allgemeine Behauptung.

A. Leer ist der Gedanke, als ob in der gegenwärtigen Not der einzige Retter eben der Begründer der vergangenen Größe sein könne! Der heutige Tag ruft bei vielen den Wunsch hervor: „O, wenn der große König noch dagewesen wäre, so würden wir diesen Zustand der Herabwürdigung nicht erfahren haben! Er hätte nicht so weit anwachsen lassen die Macht, die uns erdrückt hat! Seinem Adlerauge würden schon längst nicht unbemerkt geblieben sein die Fehler und Mißbräuche, ohne welche wir nicht so leicht wären zu überwinden gewesen, und sofern jetzt noch Rettung und Wiedererhebung möglich wäre, würde er sie noch durch die Kräfte seines gewaltigen Geistes herbeizuführen wissen!" —

In der lebendigen Rede folgte hier gewiß eine Pause. Sofort wird diese Ansicht zurückgewiesen, allgemein, näher, deutlicher, dann mit den kräftigsten Worten.

1. Jenem Wunsch wird die Gegenbehauptung gegenübergestellt. Verkehrt ist es, zu bestimmen, wie das eine sein würde, wenn das andere gewesen wäre. Ungerecht ist der Wunsch — gegen einzelne Lebende [gegen den jetzigen König]; wenig ehrenvoll, ja schimpflich ist es für ein Volk, seine Selbständigkeit zu hoffen allein von der Kraft eines Einzelnen. Wiederum, jeder wohltätige König aus früherer Zeit wird am besten geehrt durch das Vertrauen, daß sein Geist in dem jetzigen, gleichen Stammes mit jenem und mit uns, fortlebt.

Schon das beschämende Beispiel des Volkes Israel beweist dies: es hoffte nicht auf die Wiederkehr Davids selbst, sondern auf einen aus seinem Stamme, der der Zeit selbst angehörte.

Wichtiger ist der innere Beweis, der an dem Gegensatz entwickelt wird. Jener Wunsch — keine Ehre für ihn und für uns! War seine Kraft überhaupt nicht im Schoße des

Volkes entstanden,[1] so war schon seine Zeit nicht groß, sondern die der Herabwürdigung selbst, und der Stolz auf ihn daher leer. War sie aber eine nationale, warum soll sie heute nicht mehr wirken? Um so mehr, da jener König nicht allein durch seinen Geist glänzen wollte, sondern gerade die geistigen Kräfte seines Volkes auszubilden und eine immer reifere Einsicht in das Volkswohl bei demselben zu entwickeln bedacht war. Können wir uns daher heute nicht selbst helfen, so war seine Mühe vergeblich.

Und endlich, wenn die Belehrungen der Geschichte und des göttlichen Geistes, die wir ebenso besitzen wie jene Männer aus der Erzählung Christi vom reichen Mann und armen Lazarus, wenn sie nicht in uns heute, in der Zeit der Prüfung, das Gute hervorbringen, „so würde der größte der Könige vergebens von den Toten wiederkehren: er würde nicht imstande sein, uns, die wir selbst tot sind, zu beleben!“ Mit solchen Wünschen glauben wir ihn zu ehren — sie sind ein hartes Zeugnis für ihn und für uns.

2. Jener Wunsch nach Rückkehr der Person ist weiter verderblich. Denn er ist gegen die Wahrheit der Tatsachen! Wer so spricht, hört die Stimme der Wahrheit nicht mehr. Er entschuldigt eigentlich nur seine Trägheit; er ist ein Unmündiger. Man soll nicht in seiner Einbildung mit den Ordnungen Gottes ein leeres Spiel treiben. Die Wahrheit der Geschichte, d. h. der Ordnung Gottes ist die, daß jeder Mensch von Gott in eine bestimmte Zeit gesetzt ist, nur in dieser wirken kann, mit dem Volk seiner Zeit auf innigste verwachsen nach Tugenden und Mängeln von der Zeit abhängig ist. Das war auch bei dem großen König der Fall, der darum so häufig verkannt wurde, weil man ihn nicht unter den Umständen betrachtete, in die ihn Gott gesetzt hatte. „So sei sein Andenken uns zu heilig, um es auf so unverständige Weise zu entweihen. Laßt uns aus der Betrachtung

[1]) S. W. I, 6 (Leben Jesu von 1832), S. 10: „Wir dürfen keinen Menschen losreißen von der allgemeinen Bedingung seines einzelnen Daseins, also nicht aus seiner Volkstümlichkeit und nicht aus seinem Zeitalter“. Andere Stellen unten beim zweiten Teil der Predigt, wo der Gedanke wieder aufgenommen ist.

seines tatenreichen Lebens Besseres gewinnen als leere und verkehrte Wünsche! Laßt uns wissen, daß wir jetzt anderer Werkzeuge Gottes bedürfen!"

Der negative Ausgangspunkt der Gedankengruppe ist umgewandelt in einen positiven Schluß: „Den großen König nicht herbeiwünschen" heißt: dem jetzigen König, uns selbst und den Werkzeugen unserer Zeit vertrauen.

B. Die Vergangenheit über ihr Maß hinaus geltend machen, also das Vergängliche in ihr festhalten, zeigt sich weiter in dem Wunsch, die äußeren Einrichtungen jener glänzenden Periode zurückrufen zu wollen. „Wären wir nur allen Anordnungen des großen Königs buchstäblich treu geblieben! Kehrten wir nur jetzt zurück zu seinen Vorschriften! Dann wäre uns geholfen."

1. Auch das ist eine törichte Meinung, die nicht übereinstimmt mit den Ordnungen Gottes. Vielmehr — auch hier folgt sofort die Gegenbehauptung —: nirgends gibt es eine Rückkehr in menschlichen Dingen.[1]

Wieder beginnt die Beweisführung mit dem Text. Wenn schon die Juden den Wechsel ihrer Macht und ihres Ansehens, ihrer Gesetze und Einrichtungen erfahren mußten, der Ordnungen, die sich einer unmittelbar göttlichen Einsetzung erfreuten, wenn der Tempel, der gar nicht mehr der alte war, die ganze Verfassung mit ihren ehrwürdigen Denkmälern der Zerstörung entgegenging — wieviel weniger sollten wir hoffen können, Ruinen wieder in der alten Gestalt aufzurichten! Noch dazu unter welchen Umständen! „Wenn jener zerstörenden Kraft, welche nach einer langen Stille zuerst als ein über einer Gegend furchtbar schwebendes Ungewitter ausbrach und dann als ein schnell hineilender Sturm Verheerung über unsern ganzen Weltteil verbreitete, wenn ihr nichts widerstanden hat und alles, was aus den Trümmern allmählich auf-

---

[1]) Zweite Sammlung No. 2 (Predigten I[1], S. 221): „Es ist ein großer Gedanke, daß uns eigentlich, da es keinen Stillstand gibt in der Welt, nichts anderes bevorstehen kann, als uns dem Ziel der Freundschaft Gottes zu nähern oder in den Zustand der Knechtschaft zurückzusinken". No. 3, Pr. I[1], 421: Über die großen Umwälzungen in der Geschichte durch das Christentum.

steht, sich in einer neuen Gestalt erhebt: sollen wir glauben, daß, wenn nur unser altes Gebäude noch ohne alle Veränderungen bestanden hätte, wir würden verschont geblieben sein? Glauben, daß wir für die Zukunft sicherer leben, wenn es ganz nach den alten Umständen errichtet würde? Wie widersprechend allem, was wir vor Augen sehen!“ Umgekehrt, wir sollten uns überlegen, ob wir nicht zu lange alles in der väterlichen Gestalt gelassen haben, ob das Äußere nicht überlebt hatte sein Inneres, ob wir uns nicht vorbereiten sollen auf den Augenblick, wo von dem seinerzeit vortrefflichen Bau kein Stein mehr übrigbleiben wird!

2. Dies Zugeständnis genügt dem Prediger nicht. Verzweiflung könnte die Folge sein. Jener Wunsch aber ist hervorgegangen aus der Sehnsucht nach Rettung. Trotzdem ist er falsch. Wir sind nicht undankbar gegen jene große Zeit — aber wir sehen ihr Absterben ohne Klagen und Mißmut, ohne Furcht wegen der Zukunft an. Denn wir dürfen das Dasein eines Volkes nicht nur nach einer Epoche seiner Geschichte abmessen. Die gegenwärtige Zerrüttung ist kein Untergang, sondern nur ein Übergang.

Es folgt der prächtige Vergleich mit dem Blumenflor des Gartens, der den Winter überdauert: „Ein Volk ist ein ausdauerndes Gewächs in dem Garten Gottes; es überlebt manchen traurigen Winter, der es seiner Zierden beraubt, und oft wiederholt es seine Blüten und Früchte“; ferner der Vergleich mit dem Leben jedes Menschen, wo auf die Blüte der Kindheit die Zeit der Erschlaffung, auf die schönere Entwicklung des Jünglingsalters die des unruhigen Suchens folgt, „wo der Jüngling unsicher und schwankend in der Welt auftritt, nicht recht zu wissen scheinend, wie er sein Leben gestalten und in die mannigfachen Verhältnisse des Lebens eingreifen soll, manches Gute vielleicht vergeblich suchend und manchem Gehaltlosen sich getäuscht hingebend“. Aber in diesem unscheinbaren und bedenklichen Zustand wird der Grund gelegt zur Festigkeit des Urteils und zu den sicheren Kraftäußerungen des Mannes. „So tritt auch in den längeren geschichtlichen Lebenslauf eines Volkes leicht zwischen jede frühere und spätere Blüte eine Zeit

der Verwirrung und der Gefahr, die jedoch nur bestimmt ist, zu einem vollendeteren Zustand den Übergang zu bilden."[1]

Auch hier der Endzweck des Redners: Vertrauen behalten, auch ohne daß das Alte über sein Maß hinaus bleibt.

C. Doch nun folgt die eigentlich positive Anwendung der beiden Gedankengruppen zusammen.

Ein Nichtzurückwünschen der **Person** und der **Einrichtungen** des großen Königs bedeutet für uns: das tun, was die Gegenwart fordert. Der Ausdruck ist hier noch negativ: wir wollen uns durch jene verfehlte Anhänglichkeit an das Alte nicht zurückhalten lassen, das nicht zu tun, was die Gegenwart fordert.

1. Ein Beispiel greift der Prediger heraus, das ihm und seinen Zuhörern „am Herzen liegt": die Ungleichheit der einzelnen Teile und Mitglieder des Staats — sie muß aufhören. Nicht nur als Unterschied zwischen den oberen und niederen Ständen, sondern als Ungleichheit der Lasten und Freiheiten in allen Ständen bestand sie bisher. Freilich nicht infolge der Willkür der Regierung, sondern aus alter Gewohnheit.

---

[1]) Pr. IV[1] No. 5 = IV[2] No. 8, nach dem Krieg! „Die ganze Geschichte unseres Volkes zeigt einen Fortschritt der geistigen Entwicklung, nicht in ununterbrochenem gleichförmigen Wachsen. Wir wußten, daß Gott uns mit unserem König vereint zwar züchtigen, aber nicht verderben könne, weil Volk und Königshaus noch zu Großem aufgespart war". Br. II, 85, Februar 1807: „Die Geschichte zeigt überall, daß auf Erschlaffung Zerstörung und sterbender Kampf folgt, währenddessen, wenn auch nur eine Schlechtigkeit gegen die andere streitet, die bildenden Kräfte des Guten und die Tüchtigkeit des menschlichen Geistes sich entwickeln. In der Geschichte waltet überall derselbe Genius der Menschheit. Die unsichtbare Hand der Vorsehung und das Tun der Menschen ist eins und dasselbe". Er erinnert dann an seine Predigt über die Gerechtigkeit, 1. Sammlung No. 7, die übrigens auf Entwürfe der Jahre 1794 und 1795 zurückgeht. Anders die Predigt No. 1 der ersten Sammlung: Die Stimmung, welche nichts Neues unter der Sonne findet (gleichfalls 1795 gehalten). S. W. I, 6 (Leben Jesu), S. 10: „Beständige Fortschreitung der Geschichte des Reiches Gottes, nicht leerer Kreislauf". Vgl. Mulert S. 69ff. Das Jünglingsalter wird ebenso beschrieben in der Weihnachtsfeier, S. W. I, 1, S. 493.

In normalen Verhältnissen ist es zwar kein Unrecht, wenn jeder seinen Besitz festzuhalten sucht und die Forderungen nicht beachtet, die von einzelnen aus Eifersucht oder in der besten Meinung erhoben werden. Es ist auch nicht bloß Eigennutz, wenn dabei der einzelne sein Interesse mit dem des Staats gleichsetzt.

Aber heute liegt die Sache anders. Heute ist der Widerwille gegen die Unterschiede allgemein; traurige Erfahrungen haben die nachteiligen Folgen offenbar gemacht; die Notwendigkeit einer allgemeinen Erneuerung wird nicht mehr nur von einzelnen Stimmen, sondern von „dem Verstand gefordert, der an der Spitze der Verwaltung steht": er sieht in den alten Ungleichheiten und Vorrechten das größte Hindernis einer vollständigen und gedeihlichen Wiedergeburt. Jetzt ist also die Zeit der Änderung da.

2. Doch nun zieht der Prediger zunächst nicht die aus dem Zusammenhang sich ergebende Folgerung: „Heute ist es Eigennutz, wenn jemand an den Vorrechten festhält" — er wendet sich vielmehr mit seiner Ermahnung zuerst an die Reformer selbst.

a) Sie sollen im Festhalten der bisher bevorzugten Stände an ihren Vorrechten nicht nur Selbstsucht erblicken, sondern eine natürliche und unschuldige Anhänglichkeit an das Alte. Sie sollen bedenken, daß das, was sich dem einen als Erzeugnis finstrer Zeiten, dem anderen als altes, heiliges Recht und als Denkmal der Weisheit der Väter darstellt; daß der Staat sich bei jenen Einrichtungen wohlbefand und die weisesten Fürsten und Könige sich ihrer bedienten in ruhmvoller Regierung. (Eine indirekte Mahnung an die Konservativen, sich stets durch sittlich gute Gründe leiten zu lassen!)[1]

---

[1]) 3. Samml. No. 1, Epiphanienzeit 1812 = Pr. I[1], S. 399: „In keinem menschlichen Verein wollen wir den Streit der Denkungsarten fürchten, wir wollen keine Meinung ausschließen, sondern darauf vertrauen, daß jeder menschliche Verein auf dem Zusammensein verschiedener Ansichten wohlgegründet ist". — 3. Samml. No. 10, Sommer 1812 = Pr. I[1], S. 510 ff.: Die Geschichte ist kein gleichmäßiger Fortschritt, oft sogar scheinbarer Rückgang. Bei Umwälzungen gehen die Wege der Menschen auseinander. Vielen sind die zartesten Fäden des Lebens einge-

b) Nun erst, nachdem der Prediger die Anhänger des Alten durch diesen Appell an die Reformer auf seine Forderung vorbereitet und sie gewissermaßen mit ihr ausgesöhnt hat, wendet er sich an die Konservativen selbst mit einer Mahnung, die sich wiederum zugleich an alle richtet.

Mag der Ursprung der Abneigung gegen Reformen auf edle Motive zurückgehen — gefährlich ist sie. Sie ist ein Übel für alle, weil jeder gern das Seinige behält, von andern Opfer fordert. Aber an alle stellt die Zeit die Forderung des Opfers. Übersehen wir doch nicht den Unterschied der Zeiten, und leiste jeder aus der Fülle, die er vom Ganzen empfangen hat, seinen Beitrag zur Umbildung des Gebäudes!

Bei unsrer innigen Verehrung des großen Königs möchte ich uns beschwören: wir sollen das Alte nicht unnatürlich nötigen, sich selbst zu überleben. Bei der Heiligkeit des Rechts möchte ich uns beschwören: das Recht bildet sich nur durch Übereinstimmung aller. An die verderblichen Folgen will ich erinnern: versäumen wir den günstigen Zeitpunkt, so droht uns ärgerer Verlust, es droht uns völlige Zerstörung.

Endlich — das stärkste Motiv zum Schluß — das Beispiel des Erlösers! Er selbst hat in der Hoffnung auf gänzliche Erneuerung seines Volkes zwar mit Ruhe der Zerstörung des Tempels entgegengesehen, und wir können, seinem Vorbild folgend, ebenso mit Ruhe das alte Gebäude zerfallen sehen.

Aber er sah auch auf seine Zeitgenossen. Sie haben die Zeichen der Zeit nicht erkannt. Sie haben mit unverständigem Eifer an den Satzungen festgehalten, die ihre rechte Bedeutung verloren hatten. Und diese Verstocktheit ihrer Herzen erregte seinen Unwillen und nötigte ihm das Wort

---

flochten in die alte Ordnung: achtungswerte Menschen, die bis zum Untergang treu am Alten festhalten, laßt sie uns ehren! Aber auch an der Arbeit, die haltungslose Menge zu gewinnen, nie verzweifeln und den Feinden des Guten furchtlos entgegentreten — 3. Samml. No. 12 = Pr. 1^1, 537 — Predigt am Friedensfest 1815, IV^1 No. 5 = IV^2 No. 8: Verschiedene Meinungen müssen da sein und müssen sich reiben, doch die Wahrheit in Liebe!

ab, das in jedem ähnlichen Fall sich gewiß nur zu sicher wieder erfüllt: euer Haus soll auch wüste gelassen werden, kein Stein soll mehr auf dem andern bleiben! — Von der Tatsache der Vergänglichkeit alles Geschichtlichen ging das Texteswort aus: nun wird es zur weissagenden Drohung![1]

II.

In eindringlicher positiver Mahnung klingt der erste Teil der Predigt aus. Und doch war er nur die negative Vorbereitung zum zweiten Teil. „Das Alte nicht über sein Maß hinaus festhalten" genügt nicht zu jener Verbindung zwischen Vergangenheit und Gegenwart, die den zerstörenden Zwiespalt der Gefühle aufhebt. Wir müssen das Bleibende und Unvergängliche im großen König und seiner Herrschaft erkennen, und mehr als erkennen: durch nichts in der Welt uns entreißen lassen, verehren, schöner und vollkommener ausgestalten!

In zwei Unterteilen wird dies ausgeführt. Zuerst in einem allgemeinen, dann in einem speziellen Nachweis über das Bleibende des friderizianischen Reiches.

Der allgemeine Teil knüpft unmittelbar an den ersten Hauptteil, insbesondere dessen erste Gedankengruppe an, die er wieder aufnimmt. Er ist zugleich die Grundlage des zweiten, speziellen Unterteiles. Der Prediger hat im ersten Hauptteil seine Zuhörer erschüttert; nicht entmutigt, aber doch von der Hinfälligkeit auch der Ordnungen des großen Königs zu überzeugen gesucht. Der zweite Hauptteil bringt nochmals eine Steigerung. Er nimmt nichts zurück von der Darstellung des ersten Teils. Er sucht das Bleibende und Unvergängliche und erhebt dadurch erst das Gemüt zu voller freudiger Zuversicht und zum ernsten Willensentschluß, die Vergangenheit mit der Gegenwart zu verbinden. Nur großen, genialen Rednern gelingt es, mit der Teilung „negativ, positiv" eine innere Steigerung herbeizuführen. Wer nach der Lektüre des zweiten

---

[1]) Vgl. VII, 3, No. 8, S. 450 f. vom 1. Sonnt. n. Trin. 1810; 3. Samml. 1812, No. 6 = Pr. I[1], 458; 3. Samml. No. 8 = I[1], 481, 485; 3. Samml. No. 12 = I[1], S. 531.

Teils die Gedankenentwicklung zurückverfolgt bis in den ersten und in die Einleitung hinein, wird die großartige Beherrschung des Gedankenfortschritts, die Anordnung auf das letzte Ziel hin unmittelbar fühlen und erkennen.

A. Um zuerst festzustellen, was in der Geschichte überhaupt bleibend und unvergänglich genannt werden kann, geht der Prediger wieder aus von dem Zusammenhang der beiden Begriffe „groß" und „gut". Daß Friedrich ein wirklich großer Mann war, ist die Voraussetzung. Seine Größe bedarf keines Beweises: das Wohlergehen des Vaterlandes, der allseitige Beifall auch des Auslandes, die freie, nicht gewaltsam aufgezwungene Nachahmung seiner Einrichtungen sind bekannte Tatsachen. War er aber ein großer Mann, so war auch bleibend Gutes in dem Geist seines Regiments.

Worin bestand es? Geschichtliche Persönlichkeiten von seiner Größe können nur da entstehen, wo einerseits die Zeitumstände richtig benutzt werden — dies ist das Vergängliche, was mit der Zeit verschwindet —, und wo andrerseits die Taten dem Geist und der wahren Bestimmung des Volkes entsprechen, den Geist eines Volkes unverfälscht aussprechen.[1] Dies ist das Bleibende, denn es ist das Gott

[1]) Die Gedankengruppe II A nimmt den Gedanken von I A wieder auf und führt ihn weiter. Vgl. dazu IV[1] No. 5 = IV[2] No. 8 vom Jahr 1815: „Alle Gesetze sollen bei uns nichts sein als Frucht der gemeinsamen Weisheit und Liebe, worin, was vom König und was von seinen Untertanen ursprünglich ausgegangen sei, nicht kann abgesondert werden, sondern immer eins ist und dasselbe: die höchste Veredlung in dem Verhältnis zwischen Fürst und Volk. Die Geschichte Preußens zeigt die Gleichheit der Gesinnung von Fürst und Volk". 2. Samml. No. 3 vom Jahr 1806 = Pr. I[1], S. 233: „Nur wer die Bestimmung des eigenen Volkes kennt, wird die rechte Freude haben an der Sache der Menschheit". Brief Schleiermachers vom 17. November 1806 an Varnhagen (Müller, Br. S. 342): „Was auf dem Sand gebaut war, muß umstürzen in dieser stürmischen Zeit, darin wollen wir uns finden und zusehen, wie die Dinge sich entwirren und wie das Neue entstehen wird. Ich hoffe, es wird sich nichts festsetzen in Norddeutschland, was dem echten Geist der deutschen Nation widerspricht, und die Zerstörung wird nicht bis an das innere Leben gehen". Br. II, 191 vom 25. Dezember 1808: „Die Taten der Menschen im Staat sind doch immer gemeinschaftlich, und mit Unrecht wird etwas Großes dem Einzelnen

Entsprechende. „Gott ist es allein und unmittelbar, der jedem Volk seinen bestimmten Beruf auf Erden anweiset und seinen besonderen Geist ihm einflößt, um sich so durch jedes auf eine eigentümliche Weise zu verherrlichen." Daraus folgt die Anwendung: kein größerer Frevel als das Bleibende wegzuwerfen, keine größere Ehre für die entschlafenen Väter und Helden des Vaterlands als die Umbildung der Gegenwart anschließen an den Geist, an das innere Wesen der Geschichte der Vergangenheit. Es ist ein Werk Gottes, welches fortgeht durch die ganze Entwicklung des Volkes.[1] So hat auch der Erlöser das Gesetz seines Volkes nicht aufgelöst, sondern zur Vollendung gebracht: er hat die wesentlichen Züge der Gemeinschaft, deren Mittelpunkt die Verehrung des Höchsten ist, allmählich entwickelt und so in der Stiftung der Gemeinde

auf die Rechnung geschrieben". Schon 1801, Pr. I[1], S. 23 (No. 1): „Was gestiftet und ausgerichtet wird, ist nie das Werk eines Menschen. Gott bringt es aus der Vereinigung aller sittlichen Kräfte hervor, und jeder hat Anteil an dem Großen." Vgl. den Brief Friedrich Perthes' an J. v. Müller vom Mai 1807 (Fr. Perthes' Leben I[3], 176): „Noch nie ist ein Staat durch den Willen und die Weisheit eines einzigen, sondern nur durch das kollektive Wirken eines verständigen, mannhaften Volkes gegründet und in Wohlstand und Festigkeit erhalten worden". — Schleiermacher, Br. II, 446 (1831). Pr. II[1], 5, No. 2, S. 33 (aus den zwanziger Jahren?): „An den Tugenden und Taten der Helden unseres großen Gemeinwesens erfreuen wir uns als unserem eignen Besitz und Ruhm". Zu dem allgemeinen Gedanken der Ursprünglichkeit geschichtlicher Erscheinungen bei Schleiermacher vgl. jetzt H. Mulert, Schleiermachers geschichtsphilosophische Ansichten S. 64 ff.; S. W. I, 6 (Leben Jesu), S. 11.

[1]) Vgl. die zweite Predigt der dritten Sammlung (Band I, 1834, S. 406 f.), gehalten in der Epiphanienzeit 1812: „Achtung vor den Denkmälern der Vergangenheit, Interesse für die Quellen der Verfassung, Sitten, Altertümer unseres Volkes, für Sitten, Gebräuche, Umgebung, Lebensweise, für alles, was herstammt aus der alten Zeit! Denn ein Volk soll eine lange Reihe aufeinanderfolgender Geschlechter aufs engste verbinden, die alte heilige Gemeinschaft ihr Recht in jedem Gemüt ausüben und das Gemeinwesen jedem wichtiger sein als alles, was sich auf sein persönliches Wohl bezieht." — Die Bestrebungen der späteren romantischen Schule in Literatur und Kunst werden hier in enge Beziehung gesetzt zum nationalen Bewußtsein und zur Mitarbeit an der staatlichen Gemeinschaft: die höchsten Ziele der modernen Volkskunde könnten nicht klarer dargestellt werden als in dieser anschaulichen Schilderung.

Jesu das Gesetz des Volkes Israel vollendet. Je mehr wir also das Wesentliche unterscheiden vom Zufälligen und jenes als das köstliche Erbteil der Väter bewahren, um so heller tritt auch die Absicht Gottes mit unserem Staats- und Volksleben ins Licht.[1]

Das stärkste Motiv in dieser Gedankengruppe ist die Begriffsbestimmung „Bleibend“ = „Göttlich“ = „Was dem wahren Wesen eines Volkes entspricht“.

B. Was davon bei Friedrich vorhanden war, will der Prediger noch im einzelnen nachweisen. An die Schilderung jedes Vorzuges und den Nachweis schließt sich jeweils unmittelbar die Schlußfolgerung in Form einer Ermahnung an. Die Anordnung der einzelnen Tugenden und Vorzüge ist durch die Rücksicht auf den Schlußzweck der Rede bestimmt. An letzter Stelle wird das „Größte“ genannt, was mit der innersten Gesinnung zusammenhängt, — eben mit der Gesinnung, die dem Prediger und seiner gottesdienstlichen Gemeinde „am nächsten liegt“.

1. Dem Geist unseres Volkes entsprach Friedrichs Arbeitsamkeit und Sparsamkeit. Auf Arbeit ist unser Volk durch das Klima des Landes und die Veranstaltungen seiner Herrscher angewiesen. Die preußischen Könige, vorzüglich Friedrich, haben die inneren Eroberungen, die Fortschritte in Handel und Ackerbau begünstigt, um ihr Volk unabhängig zu machen. Wie wohltätig wirkte sein Beispiel von Mäßigung im Aufwand, von Sparsamkeit und Genügsamkeit, um das Gefühl lebendig zu erhalten, daß wir unsere Kräfte immer noch vermehren müßten. An dieser väterlichen Weise festhaltend werden wir die Vorzeit am besten ehren, und fern von üppiger Verweichlichung wird der alte Mut wieder erneuert!

2. Unser Stolz war es, daß auf dem Gebiete des Rechts rechtliches Wesen und wahre Biederkeit „fast mehr“, dagegen

---

[1]) Pr. VII, 581 aus dem Jahr 1810: „Nie kann das Zerstören die eigentliche Absicht, die bewußte und gewollte Tat des geistdurchdrungenen Menschen sein, sondern nur das Umbilden zum Vollkommenen. Was unfähig ist der Verbesserung, wird fallen; aber es geschehe dies nicht durch die Tat des Frevels und Unrechts: es sei die Wirkung seines inneren, unvermeidlichen Schicksals“.

parteiische Beugung des Rechts, Ehrlosigkeit der Bestechung, verräterische Zersplitterung öffentlicher Güter weniger herrschten als in anderen Staaten. Was wir zu klagen hatten in dieser Hinsicht, war doch nur klein. Darum laßt uns der Gemütsart unseres Volkes treu bleiben, durch alle Veränderungen sie nur verherrlichen, die „bürgerliche Wiedergeburt" zieren durch Gemeinsinn, reinen vaterländischen Sinn und vor allem durch Vertrauen auf die Obrigkeit!

3. Durch Grundsatz und Beispiel hat der große König dafür zu sorgen gesucht, daß alle Bürger gleich sein müßten vor dem Gesetz. Wenn schon damals, wo noch mehr Vorurteile herrschten, die scharfe Trennung der Stände sich zu verlieren anfing und ein Mann nach seinem inneren Wert, nicht nach den äußeren Zeichen eines hohen Rangs geschätzt wurde, wenn zwanglosere Annäherung zwischen Personen verschiedenen Standes je nach Geistesgaben und Denkungsart möglich wurde — wieviel mehr müssen wir darin fortschreiten und durch alle Einrichtungen eine höhere Schätzung des Inneren herbeiführen, damit jeder seinen ganzen inneren Wert in der Gesellschaft darlegen kann. „Sollte auch kein Stein vom alten Bau übrigbleiben, wahrlich, besser werden wir jene gepriesene Zeit durch solche Fortschritte ehren, als wenn wir nachlässig auf jener Stufe stehen bleiben, auf der uns Friedrich verlassen hat."

4. Laßt uns ferner an dem rühmlichen Bestreben festhalten, wahre Bildung zu verbreiten. Vorurteil und Aberglauben führen den Menschen nicht zum Guten. Und hatte die Zeit der Aufklärung auch ihre Fehler, — frevelnde Gleichgültigkeit gegen frommen Ernst, seichte Unempfänglichkeit für Höheres — so laßt uns um so mehr den Mangel jener blinden Leiter aufdecken und stärken jede dem Menschen eingepflanzte heilige Ehrfurcht!

5. Endlich, durch nichts lassen wir uns entreißen das Grundgesetz des preußischen Staates: Freiheit des Glaubens und des Gewissens! Die Gleichgültigkeit Friedrichs gegen jede Art gemeinsamer Gottesverehrung war zugleich eine Anerkennung der Grenzen seiner Macht und ein Gefühl davon, daß die unmittelbare Beschäftigung der Seele mit Gott ein

unzugängliches Heiligtum sein müsse für jede Gewalt. *Frömmigkeit* und *Liebe* können rein bestehen nur in der *Freiheit*. Fehlt diese, dann erst ist der Mensch ganz herabgewürdigt, ganz überwältigt, ganz arm und ausgesogen.[1] —

Der Prediger hat sein Finalthema erreicht. Das Problem ist gelöst, die Frage beantwortet. Der Schluß knüpft an die Einleitung an: *Wenn ihr das Ewige im Vergänglichen* **bewahrt,** *dann* **verehrt** *ihr die* **großen Helden** *unserer Nation* **recht,** *dann gelangt ihr aus dem* **Zwiespalt** *der Gefühle zur* **beruhigenden Ansicht der Weltbegebenheiten:** neues Wohlergehen ersteht in der staatlichen Gemeinschaft!

„Sehet da, meine Freunde, die alten sicheren Grundlagen unseres Wohlergehens, die zu tief liegen, als daß sie äußere Verheerung sollte zerstört haben. Mögen wir sie immer ansehen als das *Heiligste*, was uns anvertraut ist, um es zu *pflegen* und unvergänglich zu bewahren. Mögen wir nur *auf ihnen* das neue Gebäude errichten, dann werden wir nicht klagen, daß das alte den Stürmen der Zeit gewichen

[1]) Vgl. 3. Sammlung No. 4 (I, 1834, S. 434) die schönen Ausführungen über kirchliche und politische Freiheit (Passionszeit 1812) und die Stellen in den Briefen, wo Schleiermacher seiner Befürchtung Ausdruck gibt, daß Napoleon den Protestantismus vernichten werde, falls er die Oberhand über Norddeutschland bekäme. Vgl. Br. II, 63 und Zusatz zur 2. Auflage der „Reden" 76, 79, 83. „Napoleon wird bald wüten gegen den Protestantismus, und dann wird es vor anderen mein Beruf sein hervorzutreten. Niemand kann wissen, was ihm bevorsteht. Es kann noch Märtyrer geben, wissenschaftliche und religiöse .... Würde Napoleon die Obergewalt in Deutschland bekommen, so würde er gewiß in kurzem den Protestantismus angegriffen und verfolgt haben — und dann, hoffe ich, würde ein Religionskrieg nach alter deutscher Art ausgebrochen sein. Alles würde hierdurch aufgeregt sein, denn der ganze norddeutsche Sinn hängt am Protestantismus" (Dez. 1806). Die Fürsorge der preußischen Könige für Toleranz und Gewissensfreiheit behandelt auch die Predigt IV^1 No. 5 = IV^2 No. 8. — Br. an Dohna, S. 56, vom Febr. 1816: „Von der Erhaltung Preußens scheint mir die Ruhe und Freiheit des protestantischen Deutschlands abzuhängen." — In Deutschland erzählte man sich 1807, daß Kardinal Maury im Auftrag Napoleons an einem Plan zur Vereinigung aller Religionsparteien arbeite, und daß Napoleon sich dann zum Oberhaupt der Gesamtkirche ernennen werde. Fr. Perthes' Leben I^2, S. 166. Hardenberg in der Denkschrift vom September 1807 (Ranke, S. W. 48, S. 425).

ist, dann werden wir der gepriesenen Vorfahren nicht unwürdig und unähnlich sein bei aller äußeren Verschiedenheit. Mit der Ruhe des Erlösers werden wir dem Verschwundenen nach- und dem Kommenden entgegensehen, und indem sich ein neues Wohlergehen unter uns erhebt als Bürger, werden wir uns zugleich bauen als seine Gemeine und ihn verherrlichen als das Volk seines Eigentums, welches ihm geweiht bleibt bis ans Ende der Tage!" —

Von allen eben skizzierten Predigten gehört die Predigt über Friedrich den Großen nach Inhalt und Form zu den besten, die Schleiermacher veröffentlicht hat. Die glänzenden Eigenschaften seiner Persönlichkeit als Prediger treten in ihr besonders klar entgegen.

Das unerschütterliche und begeisterte Vaterlandsgefühl; die tief innerlich begründete Erkenntnis vom Wert der nationalen staatlichen Gemeinschaft; das eindringende Verständnis für das Leben der Geschichte;[1] der offene Freimut, mit dem er seine Überzeugung ausspricht — er läßt keinen Augenblick im Zweifel, welchen politischen Ansichten er sich angeschlossen hat —; das feinsinnige Abwägen der Verhältnisse seiner Zuhörer; die alles beherrschende Rücksicht auf den Zweck der gottesdienstlichen Erbauung; das sichere Taktgefühl für das Verhältnis von Predigt und Politik, das ihn vor Übertreibungen bewahrt und ihn in den Grenzen religiöser Erhebung des Gemüts zurückhält; die spannende, von Schritt zu Schritt weiterführende Gedankenentwicklung, die ihr Ziel erst am Schluß der Predigt erreicht; die sachentsprechende Ausdrucksweise, klarer und anschaulicher als in vielen anderen Predigten (man erinnere sich an den treffenden Vergleich mit dem Garten und den Lebensaltern!); der anziehende Wechsel zwischen ruhiger Entwicklung und eindringlicher Aufforderung — all dies ruft auch heute noch bei einem aufmerksamen Leser mehr als nur ein ästhetisches Gefühl der Be-

[1]) Auf diese Predigt hat sich sein Schüler Thiel hauptsächlich berufen, um Schleiermachers Stolz auf die Geschichte seines Vaterlandes (Entwicklung Preußens aus kleinen Anfängen) und die Tugenden seines Volkes zu zeigen und seine „wahrhafte und bewußte Königstreue" zu beweisen (Thiel S. 29, 31).



wunderung eines großartigen rednerischen Kunstwerkes hervor: die Predigt ergreift den Leser in seinen eignen patriotischen und religiösen Gefühlen. Denn was hier über die Verehrung des größten preußischen Königs ausgesprochen ist, gilt den allgemeinen Grundsätzen nach auch heute noch für die religiös-ethische Stellung eines evangelischen Christen zur Geschichte seines Volkes. Wenn man auf irgend eine Predigt die Bezeichnung „klassisch“ anwenden kann — Meisterwerke der Beredsamkeit sind noch viel mehr zeitlich bedingt als andere Literaturwerke —, so darf man diese Predigt Schleiermachers eine klassische nennen.

Gegenüber den Vorzügen treten einzelne Mängel zurück. Man wird einmal zugeben müssen, daß die Predigt nicht im strengsten Sinne des Wortes textgemäß ist. Der Text bietet nur die Grundlage für den negativen Teil der Ausführungen. Die Behauptung, daß Jesus sein Wort über den Tempel nur gesprochen haben kann, weil er infolge einer höheren, richtigen Ansicht über das Verhältnis von Vergangenheit und Zukunft mit Ruhe der Zerstörung entgegensieht, gibt dem Prediger nicht genügendes Gedankenmaterial für die positive Tendenz: Beibehalten des Guten aus der Vergangenheit heißt das Große der Vergangenheit ehren. Dabei mag man ganz davon absehen, ob Schleiermacher nach der Auffassung der heutigen Exegese den Sinn des Jesuswortes getroffen hat.

Aber ein bloßes Motto war der Text nicht. Man denke sich ihn weg — ein wichtiges Motiv der Wirkungskraft der Predigt wäre weggenommen und zerstört. Welche unmittelbare Wirkung hat er nach der Einleitung ausgeübt! Und auch weiterhin verbindet der Text Redner und Zuhörer in ihren christlich-gemeinsamen Empfindungen — er hat seine unentbehrlichen Dienste in dieser gottesdienstlichen Predigt geleistet, wenn er auch weiter nichts erreichte, als die einseitigen Anhänger der Überlieferung zum Nachdenken und zur Selbstprüfung anzuregen. Daraus konnte schon jene Willensänderung hervorgehen, die des Predigers letztes Ziel war.

Populär, im landläufigen Sinne des Wortes, ist ferner auch diese Predigt Schleiermachers nicht. Die Nachteile der

dialektischen Weise für die Entwicklung des Gedankengangs in einer Rede machen sich mehr als einmal bemerkbar. Wiederholt muß man auf frühere Gedankengruppen und Sätze zurückgreifen, um den Zusammenhang zu verstehen. Eine aufgestellte Behauptung wird erst nach einer langen Kette von Zwischenbegriffen wieder aufgenommen und endgültig bewiesen. Schleiermacher liebt es, Antithesen zu häufen und seinen Satz durch die Gegenüberstellung des Gegenteils zu beweisen.

Seine Zuhörerschaft bestand damals, mehr als es später der Fall war, zum größeren Teil aus Gebildeten. Im März 1808 beschreibt er sein „kirchliches Auditorium" in humoristischer Weise. „Bunter ist überhaupt wohl kein Fischzug als mein kirchliches Auditorium. Herrnhuter, Juden — getaufte und ungetaufte — junge Philosophen und Philologen, elegante Damen, und das schöne Bild vom hl. Antonius muß mir immer vorschweben." Ein Jahr später gab er zu, daß in seiner Kirche fast gar keine Ungebildete seien, aber doch einige ganz einfache Bürger, die sehr fleißig kämen und ihn sehr gut verständen. Den Vorwurf gegen die Predigt über die Städteordnung, daß sie schwer verständlich sei, lehnte er ab. Wiederholt wurde später darauf aufmerksam gemacht, daß einfache Bürgersleute zu seinen getreuesten Zuhörern gehörten. So unterhielt sich Thiel jeden Sonntag mit einem Handwerker über die bei Schleiermacher gehörte und gut verstandene Predigt.[1]

Immerhin ist die Predigt einfacher als eine Reihe anderer der zweiten Sammlung. Das liegt daran, daß Schleiermacher sie alsbald nach dem Vortrag für den Druck ausarbeitete, vielleicht auf Grund einer Nachschrift. Auch sonst läßt sich

---

[1]) Br. IV, 156; II, 232. Daß in der späteren Zeit viel mehr Ungebildete die Predigt Schleiermachers hörten, gibt auch Lücke, Theol. Studien und Kritiken, 1834, S. 791, an. Thiel, S. 51. Oben S. 83 die Äußerungen v. Hüsers. Varnhagen, Denkwürdigkeiten I, S. 452, vermißt an den in jener Zeit in Berlin gesprochenen Predigten die frühere „Hallesche Innigkeit und Klarheit". Er vertrug sich damals nicht mehr mit Schleiermacher, und darauf mag sich diese abfällige Kritik zurückführen. Vgl. die Briefe von Marwitz an Müller, Br. S. 469, 472. Doch stehen ja in der Tat, wie wir gesehen haben, die 9. und 11. Predigt der zweiten Sammlung hinter den anderen zurück.

bemerken, daß die Diktion der von ihm selbst herausgegebenen Predigten schwerfälliger wird, je weiter die Umarbeitung für den Druck von der ersten Niederschrift der Disposition und von dem Vortrag zeitlich entfernt ist. Das Vorwort der zweiten Sammlung ist vom Februar 1808: die gedruckte Predigt wird sich daher von der am 24. Januar gesprochenen nicht in wesentlichen Punkten unterscheiden.

Durch die genannten Eigenschaften erhält die Predigt eine hervorragende Stelle in der Geschichte der evangelischen Predigt. Sie hat aber noch eine andere Bedeutung: sie ist zugleich ein einzigartiges Stimmungsbild aus der bewegten Zeit der nationalen Erhebung vor hundert Jahren.

II.

Der politische Charakter der Predigt.

Dilthey hat Schleiermacher den ersten „politischen Prediger im großen Stil“ genannt, den das Christentum hervorbrachte.[1] Ob dieses Urteil in seinem ganzen Umfang von der Geschichte der Predigt bestätigt wird, mag im Hinblick auf einen Prediger wie Saurin dahingestellt sein. Aber läßt sich überhaupt die Bezeichnung politischer Prediger rechtfertigen? Sie enthält ein zweifelhaftes Lob. Politik und Predigt scheinen sich auszuschließen, wenn nicht dem Inhalt nach, so doch durch den Zweck der Predigt.

Am Ende des achtzehnten Jahrhunderts wurden in Deutschland Zeitereignisse nicht selten in den Stoffkreis der Predigt eingeführt. Die Predigten von A. Fr. W. Sack, dem Hofprediger Friedrichs des Großen, nach den Schlachten bei Roßbach, Leuthen, Zorndorf waren weit verbreitet, sogar in französischen und englischen Übersetzungen. Später wurden Predigten über die Revolution, über Freiheit und Gleichheit, über die Einführung neuer Landesgesetze, über die Vaterlandsliebe Jesu, über die Merkwürdigkeiten des achtzehnten Jahrhunderts gehalten. Man schreckte nicht mehr vor dem Titel „Politische Predigten“ zurück.[2] Die Lehrbücher der

---

[1]) Preuß. Jahrbücher 1862, S. 246.

[2]) K. H. Sack, Geschichte der Predigt, 1866, S. 41 ff. Ph. H. Schuler, Geschichte der Veränderungen des Geschmacks im Predigen, III, Beiträge 1799, S. 173. H. A. Schott, Die Theorie der Beredsamkeit, II, 1824, S. 95. Schott erwähnt auch bei dieser Gelegenheit Schleiermacher nicht. Von der dort genannten Literatur waren mir zugänglich: J. J. Stolz,



Homiletik sahen sich daher genötigt, auf die Frage einzugehen im Zusammenhang mit der anderen über spezielle Predigtgegenstände, die jene Zeit, ähnlich wie die unsrige, beschäftigt hat. Die Entscheidung wurde meistens in negativem Sinne gegeben, oft ohne sichere Begründung. Über den Begriff der Politik war man sich ebensowenig klar, wie über den Zweck der Predigt.

So behauptete ein seinerzeit viel beachteter Artikel von J. C. Pischon, dem späteren Hofprediger in Potsdam, am Anfang der neunziger Jahre, daß die Kanzel nicht der Ort sei, wo der Prediger gewissermaßen sein politisches Glaubensbekenntnis ablegen solle; sie sei für religiöse Wahrheiten da, und eine politische Predigt schädige das Ansehen des Predigers und störe die Einheit der Gemeinde. Allein daneben sieht er den Zweck einer richtigen politischen Predigt darin, Liebe und Anhänglichkeit für die alte Verfassung zu befördern, vor „einer auf uns angewandten Freiheit und Gleichheit zu warnen, die Notwendigkeit der Verschiedenheit der Stände nachzuweisen und seinen Worten durch verständliche Anspielungen auf die Folgen der französischen Freiheitswut Nachdruck und Interesse zu geben". — Ist nun eine solche Predigt nicht doch eine politische? Besser als seine Theorie sind Pischons zwei Predigten über die christliche Vaterlandsliebe, die mit anderen Predigten zeigen, welche hohe Meinung man in den

---

Predigten über die Merkwürdigkeiten des achtzehnten Jahrhunderts, Altenburg und Erfurt 1801; J. G. Rosenmüller, Betrachtungen über merkwürdige Begebenheiten des 18. Jahrhunderts, Leipzig 1801; Ch. L. Hahnzog, Patriotische Predigten, Halle 1785. Über alle diese selbst sehr „merkwürdigen" Predigten vgl. das nächste Kapitel. Übrigens sollte man endlich einmal aufhören, die Predigten über diese wie über andere unserm heutigen Gefühl nach zum Zweck des Gottesdienstes nicht passende Gegenstände allein mit der theologischen und religiösen Richtung der Aufklärung in Zusammenhang zu bringen. Sie sind damals häufiger in der Literatur aufgetreten — gefehlt hatten sie auch früher nicht —; aber sie hängen weitaus mehr mit der Stellung des Pfarramtes in der Gemeinde jener Zeit und vor allem mit seiner Abhängigkeit vom Staat zusammen, als mit dem „Rationalismus". Nicht die Ursache, sondern die Folge war es, daß sie die Beziehung zum Religiösen verloren.

bürgerlichen Kreisen Preußens damals vom Staat hatte und daß für sie das Problem, das die Gebildeten interessierte, noch nicht existierte: der Gegensatz zwischen Individualismus und Gemeinwesen.[1]

Klarer ist immerhin noch die Entscheidung des jüngeren F. S. G. Sack in einer nachher zu erwähnenden Schrift vom Jahr 1807: Eine politische Predigt, die die Zuhörer von den Welthändeln unterhält, ist etwas Widersprechendes; aber der Prediger soll die Wahrheiten der Religion auf die Verhältnisse des bürgerlichen Lebens anwenden.

Schleiermacher selbst schrieb im Herbst 1806: „Mir ist schon oft zumute gewesen, ein politisches Wort laut zu reden, wenn ich nur hätte die Zeit dazu gewinnen können. Auch auf der Kanzel lasse ich dergleichen zuweilen fallen, wiewohl auf eine ganz andere Art, als ich es wohl von anderen höre“ (Br. II, 67).

Die Predigt vom 24. Januar 1808 ist in der Tat eine politische Predigt, in dem Sinne nämlich, daß sie die augenblicklichen Zeitverhältnisse von einem ganz bestimmten politischen, nicht nur allgemein sittlichen und patriotischen Standpunkt aus betrachtet.[2] Der Unterschied von den Predigten gegen den Kosmopolitismus, über die Furcht Gottes und den heilsamen Rat liegt klar zutage, auch von der über die Städteordnung, der einzigen, die man noch eine politische nennen könnte. Den Charakter einer Parteirede hat sie trotzdem nicht, weil Schleiermacher die seltene Gabe besitzt, alle Parteien und Unterschiede auf einen letzten und höchsten Punkt zu vereinigen, auf die religiös-sittliche Gesinnung und die gottesdienstliche Erbauung. Er selbst hat zwanzig Jahre

---

[1]) Pischon, Predigten an Festtagen, Halle 1794; mit einer Abhandlung über Benutzung der Politik auf Kanzeln; die Predigten über Vaterlandsliebe, S. 233—245; Gräffe, Die Pastoraltheologie I, 1803, S. 53, schließt die Politik aus; Dahl, Lehrbuch der Homiletik, 1811, S. 24 ist unsicher.

[2]) H. Hering (S. 218): „eine geradezu politische Predigt.“ Gaß konnte sich nicht mit dem Ausdruck befreunden. Auch Thiel (S. 83) hatte ihn abgelehnt; Schleiermacher habe nie eigentlich politische Predigten gehalten.

später in seinen Vorlesungen über Homiletik dem Prediger das Recht zur politischen Predigt zugesprochen. Die Gefahr sei allerdings groß, daß ein Prediger, dem die Leichtigkeit fehle, das Politische in religiöser Beziehung hinzustellen, in das Politisieren falle. Der Mißbrauch hebe aber die Verpflichtung nicht auf, auch in so schwierigen Fällen, wie bei politischen Unruhen des Staats, diese Gegenstände zu berühren. Wenn die Absicht des Predigers darauf gerichtet sei, der politischen Bewegung den irreligiösen Charakter zu nehmen und den Weg zu zeigen, wie das bürgerliche Interesse ein religiöses werde; wenn er religiöse Maximen aufstelle, zu denen sich das Politische nur beispielsweise geselle; wenn er jede Partei vor dem Irreligiösen warne, was ihr am leichtesten begegnen kann — so werde auch seine Rede nicht politisch einseitig sein. Leidenschaftliche Parteigänger würden freilich für seine religiöse Ansicht nie empfänglich sein.[1]

Auch ein Beurteiler, der geneigt ist, die Grenzen enger zu ziehen, wird zugestehen, daß Schleiermacher in unserer Predigt die von ihm selbst aufgestellten Schranken nicht überschritten hat.

Eine eigentliche Gemeindepredigt ist sie außerdem nicht und konnte sie nicht sein: als er sie hielt, hatte er in Berlin noch kein bestimmtes Amt und keine Gemeinde. Es ist nicht einmal bekannt, in welcher Kirche er sie gesprochen hat.[2]

Ton und Inhalt der Predigt erwecken vielmehr den Eindruck, daß er die Gelegenheit, die sich ihm durch das zufällige Zusammentreffen eines Sonntags mit dem Datum des Geburtstages darbot, gern ergriff, um mit seinen eigentüm-

---

1) Pr. Theol., S. W. I, 13, S. 209 ff.; die Stelle in „Unvorgreifl. Gutachten", S. W. I, 5, S. 110, bezieht sich auf Predigten über einzelne Moralpflichten, „über die eigentlich vor Christen nichts mehr zu sagen ist".

2) Anders liegt wohl die Sache bei der Predigt vom Januar 1809. Er hatte zwar auch da noch keine Gemeinde. Aber aus einer Predigt Eylerts, „Die weise Benutzung des Unglücks", 1810, S. 222, geht hervor, daß die Bekanntmachung der Städteordnung in allen Kirchen Potsdams erfolgte, daß also ein besonderer Auftrag vorlag. So wird auch Schleiermacher sich den Gegenstand nicht frei gewählt haben. Gegen Ediktankündigungen überhaupt wendet er sich 1808 in dem Entwurf zu einer neuen Kirchenverfassung.

lichen Gaben und Kräften die Bewegung zu unterstützen, die alle patriotisch gesinnten Preußen tief erregte und der er sich selbst aus voller Überzeugung anschloß: die von Stein und seinen Gesinnungsgenossen ausgehende Reform des preußischen Staates. Er hat der Predigt die Überschrift gegeben: „Über die rechte Verehrung gegen das einheimische Große" — sie könnte mit demselben Recht lauten: „Über die Notwendigkeit einmütiger Arbeit an der Reform des preußischen Staats". Die Predigt ist ihrem innersten Kern nach eine Apologie der Steinschen Reform von ethischen Gesichtspunkten aus.

Wie ein lebendes Bild versetzt sie uns mitten hinein in das Ringen und Kämpfen der Zeit. Die Anhänger der alten Überlieferungen, die Männer des Fortschritts, die leitenden Persönlichkeiten der Regierung („der Verstand, der an der Spitze der Verwaltung steht") treten vor uns auf. Überall sucht der Prediger die innersten Beweggründe der Parteien und Richtungen zu erkennen. Er sucht zu vermitteln — nicht durch Verdecken der Gegensätze, sondern durch Erinnerung an die gemeinsame Aufgabe, die allen obliegt. Der Prediger selbst hielt die Reform für unumgänglich nötig. Schon bald nach der Schlacht bei Jena, im Dezember 1806 (Br. II, 78), hatte er erklärt, daß die Verfassung von Deutschland ein unhaltbares Ding und in der preußischen Monarchie viel zusammengeflicktes, unhaltbares Wesen gewesen sei. Ob und wie der Kern sich retten werde, das müsse erst über seine Güte entscheiden.

Aber als Prediger steht er über den Parteien. Und indem er sie zusammenführen will zur Einheit der Arbeit, indem er immer wieder zum Vertrauen auf den König und die Regierung auffordert, wird er der beste Vorkämpfer für die Reform.[1] Diese Predigt konnte niemand ohne tiefste Erschütterung und Erhebung anhören, weder der Reformer, noch der Konservative.

---

[1]) Vgl. Dilthey a. a. O. S. 255. Leider hat F. Meinecke in seiner so vorzüglichen Monographie „Das Zeitalter der deutschen Erhebung", 1906, Schleiermacher nur in seiner literarischen Einwirkung durch die Reden und Monologen, nicht dagegen in seiner späteren Tätigkeit als Prediger und in seiner Arbeit für das Erziehungswesen gewürdigt.



Eben das mußte aber das höchste Ziel eines Mannes sein, der in jener bewegten Zeit die Bestrebungen der Reform mit den geistigen Mitteln der Aufklärung, mit den sittlichen Mitteln der Gesinnung unterstützen wollte. Die Einrichtungen des Staats, die Verfassung und Verwaltung, konnte er nicht umändern. Aber er konnte auf die Weltanschauung einwirken, auf Herz und Gemüt, auf die Tatkraft des Willens, auf die Entscheidung zur Opferwilligkeit, auf die Treue im Vertrauen. „Den jungen Männern jetzt das Christentum klarmachen und den Staat, das heißt eigentlich ihnen alles geben, was sie brauchen, um die Zukunft besser zu machen, als die Vergangenheit war“.[1]

Schleiermacher hat die genauere persönliche Bekanntschaft Steins erst im September 1808 in Königsberg gemacht.[2] Aber es bedarf kaum eines genaueren Beweises, daß die in der Predigt ausgesprochenen sittlichen Ideen von der Regeneration des preußischen Staates im allgemeinen denen Steins entsprechen.

Die Nassauer Denkschrift vom Juni 1807, die für den Autor „bezeichnendste Kundgebung“, redet von der Belebung des Gemeingeistes und Bürgersinns, von der Benutzung der schlafenden oder falsch geleiteten Kräfte und der zerstreut liegenden Kenntnisse, vom Einklang zwischen dem Geist der Nation, ihren Ansichten und Bedürfnissen mit denen der Staatsbehörden, von Wiederbelebung der Gefühle für Vaterland, Selbständigkeit und Nationalehre. Auch Stein vertrat die Ansicht, daß das Leben des einzelnen sich zum opferwilligen Gemeinsinn erheben soll: „Die Idee, meine Pflicht getan zu haben und jede Art persönliche Rücksicht zu opfern, muß mich aufrecht halten.“[3] Hier wie dort ist das letzte Ziel der Reform die Erziehung der Nation zu freier sittlicher Tätigkeit und die enge Verknüpfung der Nation mit den Interessen und Aufgaben, mit dem Wohl und Wehe des Staates.

---

[1]) So schrieb er im Dezember 1808, Br. II, 176, vielleicht nicht ohne einen Seitenblick auf Fichtes Reden.

[2]) Br. IV, 166, 160; Dilthey, Pr. Jahrb. 10, 259 ff.

[3]) M. Lehmann, Freiherr vom Stein, II, 65 ff., 106, 107, 523.

Wenn Stein im September 1807 nach seiner Berufung ins Ministerium während eines kurzen Aufenthaltes in Berlin „alle Welt in der größten Entmutigung“ fand,[1] so konnten seine praktischen Vorschläge, namentlich auf dem Gebiete der Finanzpolitik und Verwaltung, sich nur durchsetzen, wenn die Nation ihr Selbstvertrauen nicht verlor und Opferwilligkeit bewies. In allen Predigten jener Zeit schwebte Schleiermacher immer als höchstes Ziel vor, mit seinem unerschütterlichen Optimismus die Hoffnung auf Wiedererneuerung des Staats zu beleben. Stein schrieb nach seiner Entlassung 1807: „Ob und wie Gott helfen wird, wer kann das jetzt schon wissen. Aber festes Vertrauen nach oben, das heißt auf Gott, muß die Besseren aufrichten und jetzt mehr als je treu und fest zusammenhalten. Nur wer sich selbst aufgibt und in mutloser Untätigkeit dem Geschick überläßt, der ist ganz und für immer verloren“.[2]

Mochten auch im einzelnen manche Differenzen zwischen der Politik Steins, der ja nicht geborener Preuße war, und den patriotischen Ansichten Schleiermachers vorhanden sein — dieser hat den Wert der Monarchie mehr betont und auch über die Stellung Preußens in Deutschland anders gedacht —: in der Hauptsache, um die es sich im Jahr 1808 handelte, stimmten beide überein, darin nämlich, daß das Wohl des preußischen Staates auf dem geordneten Miteinanderwirken von Volk, Beamtentum und König beruhe, „das Recht bildet sich durch Übereinstimmung aller“.[3]

---

[1]) Lehmann, Stein II, 104; Stein selbst wurde vorübergehend von dieser Stimmung ergriffen.

[2]) M. Lehmann, II, 9, 485, im Immediatbericht über die Städteordnung 1808: Bürgersinn und Gemeingeist seien durch die Entfernung von aller Teilnahme an der Verwaltung der städtischen Angelegenheiten vernichtet worden; jedes Gefühl, dem Ganzen ein Opfer zu bringen, sei verloren gegangen.

[3]) Vgl. E. Foerster, Die Entstehung der preußischen Landeskirche, I, S. 128. Steins Ansichten über das Verhältnis von Preußen und Deutschland, Lehmann, Stein III, 29: „Wie Scharnhorst und Gneisenau, wie Blücher und Goetzen hatte auch er nur ein Vaterland: Deutschland; den Wert von Preußen bemaßen sie nach dem, was es für Deutschland tat.“ Das war nicht Schleiermachers Stellung.



Von seiner Idee des Staats aus, als einer Anstalt zur Belebung des vaterländischen und christlichen Geistes, als Stätte der Wirksamkeit für Menschenbildung und Kultur überhaupt, hielt es Stein ferner für die Pflicht des preußischen Staates, den religiösen Sinn des Volkes neu zu beleben. Es sollte verhütet werden, daß nicht über dem Zeitlichen das Ewige aus den Augen verloren gehe. Die Religion sei die innerste Lebensquelle, aus welcher Kraft zu allen Menschen- und Bürgerpflichten entspringe.[1]

Von besonderem Wert sind solche Kundgebungen, wenn sie von einem Staatsmann herrühren, der die Religion nicht bloß als Mittel der Volksbildung ansah, sondern ihre Bedeutung im eigenen Leben von früher Jugend an erkannt und erfahren hatte.[2]

Auch von anderen Mitarbeitern an der Reform unter den hohen Staatsbeamten wurde damals die Bedeutung der religiösen Gesinnung für die Umgestaltung des Staatslebens nachdrücklich hervorgehoben. In den beiden Denkschriften Altensteins und Hardenbergs, die Stein im Oktober 1807 beim Antritt seines Amtes vom König übergeben wurden, war die Religiosität als höchster Zustand der Menschheit, als Quelle der Pflichterfüllung, der Beruhigung, des Mutes hingestellt. Der Mensch habe das Recht, das Sinnliche zu genießen; er solle es aber nie als Zweck betrachten. Die Religion leite zum Übersinnlichen und sei mit der Liebe nahe verwandt: Religion und Liebe das wohltätig erwärmende Feuer der Menschen. Nach welchem positiven Lehrbegriff der Mensch zu dieser Religiosität gelange, sei freilich nicht wesentlich. Indem sich der preußische Staat das große sittliche Ziel der Veredelung der Menschheit vorgesteckt habe, sei es auch doppelte Pflicht für ihn, die Religiosität zu befördern und dadurch seine Untertanen dem höheren Glück zuzuführen. Ein Kampf, geführt, um den Sieg des Guten über das Böse zu erringen, der echten edlen Freiheit und Religiosität über Sklaverei und

---

[1]) Oktober 1808; Lehmann, Stein II, 522 ff., 526. Von Stein selbst rührt die Stelle in der Städteordnung her, daß der Wahlversammlung eine gottesdienstliche Handlung vorausgehen sollte; Lehmann II, 523.

[2]) Lehmann, Stein, I, 14; III, 504 und an vielen anderen Stellen.

heuchlerische Immoralität und raubsüchtigen Despotismus, ein solcher Kampf wäre der herzerhebendste, und guter Erfolg müsse ihn krönen.

Der gegenwärtige Zustand des preußischen Staates fordere vorzüglich dazu auf, die Religiosität zu heben: es solle das geschehen durch ein allgemeines Fest nach der Rückkehr des Königs, durch Sorge für die Aufrechterhaltung der bürgerlichen Moralität, aber ebenso durch Wahrung der Freiheit der Lehre und Untersuchungen über die Religion und durch Toleranz. Der Staat habe den Religionsparteien, dem geistlichen Stand und der Jugenderziehung seine besondere Fürsorge zu widmen. Ja die Denkschrift Hardenbergs geht soweit in Einzelheiten ein, daß sie die Reform des Kultus nach der musikalischen Seite hin empfiehlt.[1]

Geht nun durch diese Ratschläge auch noch ein starker Zug eudämonistischer Aufklärung hindurch (namentlich bei Hardenberg: Sinnlichkeit und Religion!) und fehlt ihnen auch der Ausdruck persönlicher Wärme, so sind sie doch ein Zeichen für den Ernst der Gesinnung, mit dem die Reformer des preußischen Staates die Lage der Zeit beurteilten.

Schleiermacher dachte sich nun freilich das Verhältnis von Kirche und Staat anders, in gewissem Sinn freier als Stein.[2] Aber wenn er auch in der Verbindung von Patriotismus und Religion seine eigenen Wege einschlug und die

---

[1]) Lehmann, Stein, II, 369. Die Denkschrift Hardenbergs vom 12. Sept. 1807 und die Stelle über die Religion aus Altensteins Denkschrift vom 11. Sept. bei Ranke, S. W. 48, S. 424 ff. Altenstein war stark beeinflußt von Fichte, dessen Vorlesungen über die Grundzüge des gegenwärtigen Zeitalters er 1804 gehört hatte. Mit ihm teilte er die Neigung zu theoretischen Allgemeinheiten, und dadurch unterschied er sich von Stein und Schleiermacher, die beide das Historische in seiner Bedeutung für die Reformen der Gegenwart höher einschätzten. Vgl. Ed. Spranger, Altensteins Denkschrift von 1807 und ihre Beziehungen zur Philosophie, Forschungen zur Brandenb. und Preuß. Gesch. XVIII, 1905, S. 471 ff. Über die religiöse Empfindung in den beiden Denkschriften urteilt E. Foerster I, 126 doch zu günstig.

[2]) E. Foerster I, S. 84, 127 ff. Zu Foerster S. 163, vgl. oben S. 60, Anm. 2. Über Steins Stellung zur Union z. B. Lehmann, Stein II, 391 f., 415.

sittlichen Grundsätze und Handlungen tiefer und innerlicher als Hardenberg auf christliche Motive zurückführte — die allgemeine Grundlage war die gleiche.

Zur allgemeinen Übereinstimmung in der religiös-ethischen Grundlage und dem letzten Ziel der Reform tritt nun noch eine spezielle Veranlassung, auf die unsre Predigt ausdrücklich Bezug nimmt und die ihr den Charakter einer politischen Predigt verleiht. Es handelt sich um die Durchführung des berühmten Edikts vom 9. Oktober 1807.[1]

Das Edikt hatte die weittragende Tendenz, die Trennung der Stände und die sozialen Privilegien aufzuheben. Was den einzelnen bisher gehindert hatte, den Wohlstand zu erlangen, den er nach dem Maß seiner Kräfte zu erreichen fähig war, sollte entfernt werden. Die Stände sollten sich einander nähern. Das Verhältnis der Gutsuntertänigkeit wurde aufgehoben. Der Unterschied der Geburt sollte keine Schranke mehr sein für die Freiheit des Güterverkehrs. „Jeder Edelmann ist ohne allen Nachteil seines Standes befugt, bürgerliche Gewerbe zu betreiben, und jeder Bauer ist berechtigt, aus dem Bauern- in den Bürger- und aus dem Bürger- in den Bauernstand zu treten". Der Bürger des Staates konnte nun an die Stelle kommen, wo er seine Kräfte und Gaben frei zu entfalten vermochte. Der Staat gab der Einzelpersönlichkeit ihr Recht — aber er verlangte zugleich mit diesen Rechten auch Pflichten und Opfer. Stellten die Opfer sich tatsächlich nicht als so groß heraus, wie es anfangs erschien — der Adel hatte nicht nur Nachteile von dem Edikt —, so mußte das Edikt doch zunächst als Eingriff in alte Rechte und Vorzüge empfunden werden.

Darauf bezieht sich der energische Appell am Schluß des ersten Teils der Predigt, der nach einer ruhigen sachlichen Darlegung der bestehenden Verhältnisse und, nachdem der Prediger das relative Recht der Anhänglichkeit an die überlieferten Standesvorzüge anerkannt hatte, zur entschiedenen Kritik übergeht, um mit immer dringenderen Worten, mit Bitten und schließlich mit „Beschwörungen" bei der Heilig-

---

[1]) Lehmann, Stein II, 267 ff., 282 ff.

keit des Rechts, mit dem Hinweis auf die verderblichen Folgen der Versäumnisse die Anhänger der alten Ordnungen mit der Notwendigkeit der Reform auszusöhnen. „Am würdigsten bildet sich das Recht durch die Übereinstimmung aller, als die natürlichste Wirkung des vereinigten Verstandes und der vereinten Kräfte, nicht immer nur aus dem ermüdenden Streit roher Gewalten. Besser eine Reform als eine Revolution! Der Unterschied der Zeit verlangt es unbedingt, daß wir mit Ruhe zerfallen sehen, was Macht und Weisheit einer früheren Zeit gebaut und erhalten hatte. Wenn wir jetzt, von innerlichen Zwistigkeiten beherrscht, den günstigen Zeitpunkt, den uns die Not der Zerrüttung darbietet, versäumen, dann droht uns völlige Zerstörung."

Das ist der Höhepunkt des ersten Teils der Predigt. Wie nötig solche Mahnungen zur Opferwilligkeit und Einigkeit waren, bewiesen die Opposition des Adels und die Zwistigkeiten zwischen Adel, Beamtentum und Bauern, die infolge des Edikts entstanden und im Sommer 1808 in Schlesien zu Bauerntumulten führten.

Einer der heftigsten und leidenschaftlichsten Gegner Steins war Fr. A. L. von der Marwitz. Wenn man die Schilderung der Zeitverhältnisse und die Urteile über Stein und die Reform in seinen Lebenserinnerungen nachliest, erhält man einen klaren Einblick in die Schärfe der Parteigegensätze. Da wird Stein ein Revolutionär genannt; die sogenannte Regeneration des preußischen Staates sei nichts als eine Revolutionierung des Vaterlandes gewesen, deren Resultate dem Land soviel gekostet hätten, daß die Erpressungen Napoleons dagegen verschwänden wie ein Gaukelspiel vor einer schreckenvollen Wirklichkeit. Das Edikt vom 9. Oktober 1807 verurteilt er durchaus und erklärt den Schluß desselben, daß es von jetzt ab im preußischen Staat nur freie Leute gäbe, für den pomphaften Ausruf eines Ideologen. Die Städteordnung (vgl. Schleiermachers Predigt vom Januar 1809) habe nur Haß und Zwietracht unter die Bürgerschaften gesät und hätte die Städte dem Untergang entgegengeführt, wenn man ihre schädlichen Bestimmungen nicht rechtzeitig umgedeutet und umgeändert hätte. Alle diese Edikte seien nur Theorien gewesen. Daneben

gab Marwitz freilich die Notwendigkeit einer Reform zu und verlangte, daß man das Volk mehr mit dem Staatsleben verflechten sollte. Wie das geschehen könnte, sagt er allerdings nicht![1]

Man mag daraus ersehen, mit welchen Schwierigkeiten Schleiermacher zu rechnen hatte, als er es unternahm, in einer Predigt zur einmütigen Teilnahme an der Reform aufzufordern! Ähnliche Friedensermahnungen mußte Stein selbst wiederholt aussprechen: „Es muß unter allen Teilnehmern an der Landesverwaltung Einigkeit herrschen. Wird sie gestört, so liegt die Schuld an beiden Teilen, und es kann nie die Frage sein, wer recht hat, sondern nur wen der Vorwurf des mehreren Unrechts trifft. Man sollte glauben, zwei unglückliche Jahre würden den Geist der Kasten und der Bureaukratie vertilgt haben; er scheint indes noch mehr aufzuleben und sich in wechselseitigen Beschuldigungen und Anklagen zu äußern. Seine Königliche Majestät empfehlen und befehlen daher Ruhe, Eintracht und Beharrlichkeit im Guten; die Ausübung dieser Tugenden ist gleich wohltätig für die Verwaltung und für den Verwaltenden!“[2]

Stein hat die Mitwirkung Schleiermachers an der Reform wiederholt dankbar anerkannt. Daß er die Predigt über die Furcht Gottes am Neujahrstag 1808 gelesen und sich an ihr auf seiner Flucht im Januar 1809 erbaut hat, wurde oben schon bemerkt. Später dachte er daran, Schleiermachers Beredsamkeit unmittelbar im Dienst seiner Reformpläne zu verwenden und empfahl ihn 1811 zur „Formulierung der Verordnungen über Erregung religiöser Gefühle, die notwendig sind zur Erweckung des öffentlichen Geistes.“ Schleiermacher selbst hatte ihm seine Dienste angeboten, um Verleumdungen gegen Stein aufzudecken: „denn woran könnte mir mehr liegen, als daß Ihr gesegneter Name ebenso rein auf jedermann und auf die Nachwelt käme, als er vor denen dasteht, welche Sie

---

[1]) Aus dem Nachlasse Fr. A. Ludwigs von der Marwitz I, 1852, S. 291 ff.

[2]) Lehmann, Stein II, 274, 281 ff., 349 ff. Über die Opposition des Adels in späterer Zeit: R. Steig, Kleists Berliner Kämpfe, S. 113.

selbst und Ihr öffentliches Leben zu kennen das Glück haben!"[1] —

Schwerlich hat im Winter 1807 auf 1808 in Berlin ein anderer Prediger die politische Reform des preußischen Staates in einer so unmittelbaren Weise zum Gegenstand einer gottesdienstlichen Predigt gemacht.[2]

F. S. G. Sack, der väterliche Freund Schleiermachers, dem dieser manchen guten Rat verdankte, richtete im August 1807 nach dem Tilsiter Frieden „Worte der Ermunterung" an seine Mitbürger und Gemeindeglieder. Schon längere Zeit durch Krankheit verhindert seinem Predigerberuf nachzukommen, suchte er durch diese Flugschrift mit der Gemeinde in Verbindung zu treten. Eine der besten Schriften jener Zeit, ausgezeichnet durch klare Einfachheit wie durch Wärme der Empfindung, ermahnt sie zur Mäßigung im Urteil, zum Vertrauen auf die Wiederaufrichtung des Staats („Früher sagte man: Wir werden nie darniederliegen, jetzt: Wir werden uns nie wiederaufrichten"), zum Glauben an Gottes Weisheit, zur Erkenntnis der sittlichen Schäden, die „mehr bei uns, als in den Gesetzen liegen", zur Treue gegen den König, zur Erziehung eines kraftvollen, gottesfürchtigen, tugendhaften Geschlechts.[3]

---

[1]) Lehmann III, 116, 133. Ähnlich Gneisenau: Pertz, Leben Gneisenaus II, 116. Auch in der Wertschätzung der Pestalozzischen pädagogischen Reform treffen Stein und Schleiermacher zusammen, Lehmann III, 80. Stein sah in Schleiermacher den besten Kultusminister, Lehmann, III, 80; Brief Schleiermachers an Stein vom 1. Juli 1811, Br. IV, 182.

[2]) Vgl. Hering, S. 219; zahlreiche Einzelpredigten bei Fuhrmann, Handbuch der theol. Literatur II, 2, 1821, S. 534 ff., S. 563; Einhundert Jahre des Geschäftshauses E. S. Mittler und Sohn, Berlin 1889, S. 28 f. Bedeutende Berliner Prediger sind charakterisiert von K. Pufahl, Berliner Patrioten, Wissenschaftliche Beilage zum Jahresbericht der Dorotheenschule, 1897, S. 38 ff. F. W. Flachmann, Musterpredigten über die Ereignisse unserer Zeit, 1819 (= Gipser u. Flachmann, Musterpredigten IX) enthält aus den Jahren 1806—1812 nur vier Predigten, darunter zwei von Ammon und eine von Reinhard; aus 1813—1816 dagegen 26 Nummern!



[3]) Ein Wort der Ermunterung an meine Mitbürger, Berlin 1807, 43 Seiten. K. H. Sack, der Sohn von F. S. G. Sack, erwähnt in seiner Geschichte der Predigt (von Mosheim bis Menken) diese Schrift nicht: sie scheint wie manche andere Flugschriften des ersten Jahrzehnts selten

Von G. A. L. Hanstein, Propst an der Petrikirche, sind eine Reihe guter patriotischer Predigten aus den Jahren 1807 bis 1809 gedruckt. Sie nehmen überall Bezug auf die unglückliche Lage des Staats und seine notwendige Erneuerung. Man kann an den verschiedenen Teilen der „Erinnerungen an Jesus Christus" von 1808—1811 verfolgen, wie Hanstein sich immer mehr aus wehmütig-sentimentalen Klagen zu kraftvoller Einwirkung auf den Willen und die Gesinnung der Hörer emporringt, zum Teil unter dem Einfluß Dräsekes, den Hanstein sehr schätzte. „Jesus in der Nähe der augenscheinlichsten Gefahr, ein Vorbild besonnenen Geistes, ruhigen Gemütes, entschlossenen Willens": Fastenzeit 1807, mit einem wirkungsvollen Schluß. „Glaube, Liebe, Hoffnung, befestigt und verherrlicht durch die Erschütterungen der allgemeinen bürgerlichen und häuslichen Wohlfahrt": Buß- und Bettag 1807. „Was kann die Tränen des Menschenfreundes über das Vaterland trocknen? Der freudige Glaube an den allmächtigen Regierer aller Schicksale, der herzerhebende Hinblick auf die Redlichen und Treuen im Lande, die tröstliche Freude über unsern Landesherrn": nach dem Frieden von Tilsit, im August 1807. „Wann nahet sich unsere Erlösung? Ehe nicht ein neuer Geist sich in uns regt, können wir auf neues Glück nicht rechnen": Advent 1807. „Von der neuen Ordnung der Dinge, welcher das Vaterland entgegen sieht. Mit Freuden wird sie jeder begrüßen, der schon lange ihr Bedürfnis empfindet und der es gut meint mit Gott, König und Vaterland": Advent 1808.[1]

---

geworden zu sein. Ein Nachruf Schleiermachers nach dem Tode Sacks 1817 rühmt dessen würdige, eindringliche, auf reine Erbauung gerichtete Predigtweise, Theol. Stud. u. Krit. 1850, S. 149 (fehlt in S. W.). Vgl. die Gedächtnispredigt Fr. Theremins auf Sack, Predigten II, 1819, S. 301, bes. 306 ff.

[1]) Hanstein, Christliche Belehrungen und Ermunterungen in Predigten, Berlin 1808; Hanstein, Erinnerungen an Jesus Christus, 1808, 1809, 1811 usw. Vgl. auch (Wilmsen) Denkmal der Liebe H. geweiht, 1821. Nach S. 81 war H. mit Schleiermacher am 28. Nov. 1808 von Davout vorgeladen, um sich über seine patriotischen Predigten zu rechtfertigen (anders Schleiermacher, Br. II, 175). H. als homiletischer Kritiker: Schleiermacher, S. W. I, 5, S. 463.

Aber sie sind alle weit allgemeineren Inhalts und gehen über Andeutungen der Reform nicht hinaus. Ähnliches gilt von den Predigten von R. Eylert, dem Potsdamer Hofprediger, von C. G. Ribbeck, Prediger an der Nikolaikirche, von J. Chr. Gaß in Breslau. Sie sind ein ehrendes Zeugnis der religiösen und patriotischen Gesinnung ihrer Verfasser und zugleich ein Beweis für die tiefe Erregung, die das preußische Volk ergriffen hatte. Kaum eine der klaren, aber öfters rührseligen Predigten Eylerts aus den Jahren 1809 und 1810, die nicht das nationale Unglück berührt! Manche Themata gleichen den Schleiermacherschen — aber die Ausführung kann sich nicht mit ihnen messen an Kraft und Wucht der Gedanken. „Wir müssen warten lernen" (Schleiermachers 8. Predigt der 3. Sammlung: „Wie wir eine zwischen großen Ereignissen liegende Zeit anwenden sollen"). „Wie sollen wir unsern König empfangen". „Wie das Unglück dieser Zeit unsere Selbständigkeit fördert". Bei der Einführung der Städteordnung: „Als Stadtverordnete wählt Männer von Einsicht und Erfahrung, von Gemeinsinn, von unsträflichem Charakter, von wahrhaft religiösem Sinn!". Die weittragende politische Bedeutung der neuen Ordnung wird nicht berührt.[1]

Gaß endlich, mit Schleiermacher von Halle her eng befreundet, ist von diesem in Gedankeninhalt und Stil abhängig, nach der guten und — schlimmen Seite hin. „Wie sollen wir die gegenwärtige Zeit beurteilen?" „Das rechte Verhalten beim öffentlichen Unglück."[2]

---

[1]) R. Eylert, Die weise Benutzung des Unglücks, Berlin 1810. Eylert, Worte der Belehrung und des Trostes über den jetzigen Zustand der Dinge 1808, war mir nicht zugänglich. Ebenso besitzt die Königliche Bibliothek in Berlin von dem beredten, aber öfters phrasenhaften Prediger an der Nikolaikirche, C. G. Ribbeck, der eine große Anzahl von Einzelpredigten und Sammlungen in jener Zeit veröffentlichte, nur wenige, darunter eine vom 2. August 1808, eine Lobrede auf „das Gute, das in Berlin vorhanden ist." Titel: Weshalb und auf welche Weise soll ein Jeder das in der Hauptstadt eines Landes gedeihende Gute sich vorzüglich wichtig sein lassen? Auch J. T. Hermes, Predigten für das Zeitbedürfnis, Breslau 1808, konnte ich nicht erhalten.

[2]) J. Chr. Gaß, Vier Predigten inbezug auf die jetzigen Zeitverhältnisse, Berlin 1811. Von dem rednerisch hochbegabten Fr. Theremin

Alle diese Prediger legen hohen Wert auf einen guten Stil, wie denn der Einfluß der Literatur sich damals in den Predigten nie verleugnete, folgen aber in der Gedankenentwicklung dem berühmtesten Prediger der Zeit, dessen Methode die Predigt des 19. Jahrhunderts zum größten Teil beherrscht hat — bis zur Gegenwart: Franz Volkmar Reinhard. Für diesen, den Oberhofprediger in Dresden, lagen die Verhältnisse ja anders als für die preußischen Geistlichen, und zu seiner Entschuldigung könnte man auch den Perikopenzwang anführen, obwohl er bekanntlich für Reinhard keine unübersteigbare Schranke war. Doch sind die Themata seiner Predigten vom Sommer und Herbst 1807 im Gegensatz zu Schleiermacher und seinen Landsleuten nicht ohne Interesse. Eine von der Kritik hochgepriesene Predigt war die vom 24. Juni 1806 über Jes. 40, 1—5: „Einige tröstende Blicke auf die großen Weltbegebenheiten, die uns einen alles vergeltenden, immer weiterführenden und einen durch die Sache Christi wohltätig wirksamen Gott zeigen", („die Schmeichelei mag Helden, die vom Blute unschuldiger Völker triefen, als Halbgötter preisen"). Aber wie oberflächlich ist die Predigt vom 24. Oktober 1806: „Warum die Lehrer des Evangeliums auch bei den größten Veränderungen in der äußeren Welt ihres Geschäftes wegen unbesorgt sein können!" Und wie allgemein und matt die Predigt nach der Schlacht bei Jena: „Ermunterungen zu einem mutigen Kampfe gegen alles Böse außer uns!"[1]

Dagegen ist ein anderer hier zu nennen, der gleichzeitig mit Schleiermacher durch das persönliche Wort ähnliche Einwirkungen zu erreichen erstrebt hat, wenn auch nicht vor der gottesdienstlichen Gemeinde: an vierzehn Sonntagen, vom 13. Dezember 1807 bis zum 20. März 1808, hat **Fichte** in öffentlichen Vorlesungen in Berlin seine berühmten „Reden

erschien der erste Band von Predigten erst 1817 (aus den Jahren 1815 und 1816). Hier eine Predigt über die Gerechtigkeit Gottes, die die Zeitverhältnisse berührt, und die Siegespredigt 1815.

[1]) Predigten, 31. Band. Die Predigt am Johannistag hatte Johannes von Müller gehört, „eine unvergleichliche Predigt", W. XVII, 412. Vgl. Jen. Allg. Lit.-Zeitung 1806, September, S. 575; Flachmann S. 34.

an die deutsche Nation" gehalten. Diese Reden, heute im allgemeinen wohl mehr dem Namen nach bekannt, als gelesen, werden gewöhnlich an erster Stelle genannt, um die Bedeutung der rednerischen Mitwirkung an der Reformbewegung darzulegen. Das mag auch ganz berechtigt sein. Unbillig ist es nur, über seinen Reden die Predigten Schleiermachers zu vergessen oder in den Hintergrund zu setzen! Vor allem die vom 24. Januar 1808, die an demselben Sonntag gesprochen wurde, wie die sechste Rede Fichtes, „Darlegung der deutschen Grundzüge in der Geschichte". Ihr gebührt mindestens dieselbe Anerkennung.

Bei einer Vergleichung ist zunächst davon abzusehen, wer von beiden den tiefsten und nachhaltigsten Eindruck auf seine Zuhörer hervorgerufen hat. Ein über das damalige Leben der Berliner Gesellschaft so gut unterrichteter Gelehrter wie Reinhold Steig hat freilich neuerdings betont, daß die Reden Fichtes nicht von dem überwältigenden Einfluß gewesen seien, wie man gewöhnlich annimmt.[1]

Wir werden ferner den Gegensatz der philosophischen und theologischen Grundanschauungen zwischen Schleiermacher und Fichte ebenso außer Betracht lassen, wie ihre persönliche Abneigung, die offenbar eine gegenseitige war. Sie haben sich schon bei der ersten Begegnung 1799 nicht verstanden, und Schleiermacher veröffentlichte ein Jahr später die bekannte scharfe Kritik über Fichtes Bestimmung des Menschen und von Halle aus im Winter 1806 auf 1807 die noch schärfere der „Grundzüge" Fichtes von 1805. Als Schleiermacher im Winter 1807 nach Berlin kam, erneuerte sich der Gegensatz. Über die Vorlesungen Fichtes sprach er sich, wenn anders Varnhagens Mitteilungen glaubwürdig sind, in spöttelndem Ton aus und war nicht zu bewegen sie anzuhören. Dadurch

---

[1]) Kleists Berliner Kämpfe, S. 326. Stein haben die ersten Reden sehr gefallen, Lehmann II, 241; aber auch die folgenden? Reimer: „Sogenannte populäre Vorlesungen" (1819, Mitt. aus dem Literaturarchiv III, 123). Fr. Delbrück 1804 beim Herausgehen aus einer der Vorlesungen über die Grundzüge: „Wenn populär — gemein; wenn nicht gemein — unverständlich", Br. IV, 107.

soll er indirekt auch einige seiner Freunde vom Besuch der Reden Fichtes abgehalten haben.[1]

Für uns handelt es sich nur um eine Vergleichung der rednerischen Eigentümlichkeiten.[2] Wenn Kuno Fischer einmal Fichtes Entwicklungsgang dem Schillers gegenüberstellt und hier besonders den naturmächtigen Drang beider zum Redner hervorhebt,[3] so sind noch näherliegende Berührungspunkte zwischen Fichte und Schleiermacher vorhanden.

Dieser schrieb Reden über die Religion und verzehrte sich in Halle vor Sehnsucht „von dem Heiligsten öffentlich zu reden". Die Tätigkeit als Prediger und Lehrer der Jugend war für ihn untrennbar verbunden mit dem Beruf des Gelehrten und Schriftstellers. Wer Schleiermacher als Theologen verstehen will, ohne ihn als Prediger zu würdigen, wird ihm nach seinem eigenen Urteile und nach dem seiner Schüler und Hörer niemals gerecht.

Und Fichte? Er hat nicht nur Theologie studiert und als Hauslehrer öfters gepredigt — in den Jahren des tastenden Suchens nach einem bestimmten Lebensberuf war er sich über eines immer klar: daß er durch seine Naturanlagen zum Redner bestimmt sei. Er trug sich mit dem Plan, eine Rednerschule zu gründen, und sein Entwurf über Inhalt und Gang der „anzustellenden Redeübungen" zeigt in der Tat eine tief-

[1]) Über den Gegensatz Fichtes und Schleiermachers: Dilthey, S. 334 ff., S. 524 und E. Fuchs, Vom Werden dreier Denker, 1904, S. 278 ff. Die achte Vorlesung Fichtes in „Grundzüge des gegenwärtigen Zeitalters", 1804 (W. III, 2, S. 111 ff.), richtet sich doch wohl nicht allein gegen Schelling. Schleiermacher wirft die ironische Frage auf, ob in dem Angriff gegen die Naturphilosophie nicht die eigentliche Absicht des Buches liege, Br. IV, 645. Die bittere Äußerung über Fichtes Grundzüge, Br. IV, 133; die Kritik, Br. IV, 624. Varnhagen von Ense, Denkwürdigkeiten des eigenen Lebens, I, 2. Aufl., S. 491 ff., 494.

[2]) Eine Untersuchung über die formal-künstlerische Seite der Beredsamkeit Fichtes, sowie über seine Stellung in der Geschichte der Beredsamkeit scheint bisher noch zu fehlen. Auch Fr. Medicus, J. G. Fichte, 1905, berührt diese Frage nicht. Den Ausdruck „rhetorisch" vermeide ich absichtlich; er wird heute entweder als Schlagwort verwendet oder in tadelndem Sinne (rhetorisch im Sinne von „geschraubt", „pathetisch", „unnatürlich").

[3]) K. Fischer, Fichte und seine Vorgänger, 1869, S. 216, 218, 221, 227 ff.

gehende und reife Erkenntnis rednerischer Gesetze. Er nimmt bei einem Deklamator in Leipzig Unterricht in der Kunst der Deklamation und gelobt sich, nicht mehr zu predigen, bis er ansehnliche Fortschritte darin gemacht habe. Als er die Entscheidung endlich findet und sich dem Studium der Philosophie widmet, da soll „dieses Studium seine Anlagen zum Redner veredeln, weil die Philosophie einen weit erhabeneren Stoff bietet als Grundsätze, die sich um unser eigenes Ich drehen." Mit den Schriften, die er nun veröffentlichen wird und die nur für gelehrte Denker bestimmt sind, will er nichts erreichen, als diese Grundsätze populär und durch Beredsamkeit auf das menschliche Herz wirksam zu machen suchen.[1]

Diesem Gedanken ist er zeitlebens treu geblieben. Bei keinem anderen Philosophen jener Zeit war der Drang zur Wirksamkeit nach außen, eben durch die Rede, so eng verschmolzen mit rein spekulativer Neigung wie bei ihm. Stets fühlt er sich getrieben, durch die Macht des Wortes erneuernd und sittlich erhebend auf die Menschen zu wirken. „Er lehrte die Philosophie nicht bloß, sondern er predigte sie" (Kuno Fischer).

Ja noch mehr, die Geschichte der Theologie und der Frömmigkeit im 19. Jahrhundert wird es immer dankbar anerkennen, wie sehr er in seinem geistigen Leben und Denken die Beziehungen zur Religion suchte und pflegte. Er war ein religiöser Redner.

Der ganze Zyklus, von dem die Reden an die deutsche Nation nur einen Teil bilden, beweist dies. Die „Grundzüge des gegenwärtigen Zeitalters", als Vorlesungen gehalten 1804 auf 1805, schließen in der 16. und 17. Rede mit einer so ergreifenden Beschreibung des religiösen Lebens und mit einem so begeisterten Lobpreis der Religion, wie sie in jener Zeit nur noch Schleiermacher außerhalb der religiösen Gemeinschaft einem weiteren Kreis der Gebildeten nahegebracht hat.[2] Es folgte

[1]) Fichtes Leben I, 33 ff., 58, 59, 72, 83. Der Entwurf zu den Redeübungen II, 1, von 1788 (nicht wie dort unrichtig angegeben ist von 1787).



[2]) Über den Atheismusstreit 1798 und seine zu wenig beachtete Einwirkung auf Schleiermachers Reden vgl. E. Fuchs, Vom Werden

1806 „die Anweisung zum seligen Leben oder auch die Religionslehre“, von ihm selbst als wahre Wissenslehre bezeichnet und in ihrer Polemik gegen die Moralphilosophie des Rationalismus wiederum das Gegenstück zu Schleiermachers Reden.

Und nun der dritte Teil, die „Reden an die deutsche Nation!“ Der Titel ist nichtssagend und irreführend. Der Inhalt der „Reden an die deutsche Nation“ ist die Volkserziehung: eine Anweisung, wie die deutsche Nation gemäß ihrer Eigentümlichkeiten und nach sicheren methodischen Grundsätzen zum selbstlosen Leben in der Gemeinschaft erzogen werden soll. Der allgemeine Zweck: Mut und Hoffnung in die Zerschlagenen zu bringen, Freude zu verkündigen in die tiefe Trauer. Das Zeitalter der Selbstsucht ist dahin. Die Morgenröte der neuen Welt ist schon angebrochen und vergoldet die Spitzen der Berge: der Redner will diese Strahlen fassen und verdichten zu einem Spiegel, in welchem die trostlose Zeit sich erblicke. (Schluß der ersten Rede.)

Die neue Erziehung ist eine sichere und unfehlbare, die den Willen, die wirkliche Lebensbewegung der Zöglinge nach ohne Ausnahme wirksamen Regeln sicher bestimmt; sie ermahnt nicht, sie „macht“ den Zögling, daß er nicht anders kann, als folgen; sie schafft Liebe zum Guten und dadurch Wohlgefallen an demselben, indem sie die eigene Tätigkeit anregt, den sinnlichen Genuß, Strafe und Belohnung, ausschließt und dazu antreibt, ein Bild der gesellschaftlichen Ordnung, wie sie sein soll, zu entwerfen. (Zweite Rede.)

Die Aufgabe der neuen Erziehung ist die Bildung zum Menschen, zur wahren Sittlichkeit, in höchstem Sinn zur wahren Religion. Sind die Bestandteile unserer Nationaleinheit ebenso zerstreut wie die Totengebeine des alten Sehers — der belebende Odem der Geisterwelt hat noch nicht aufgehört zu wehen. (Dritte Rede.)

Die Hauptverschiedenheit zwischen den Deutschen und den anderen germanischen Völkern ist die Sprache, und

---

dreier Denker, 1904, S. 182, und. Derselbe, Schleiermachers Religionsbegriff, 1901, S. 49 ff., 76. — Medicus, Fichte, S. 137 ff.

zwar eine bis zu ihrem ersten Ausströmen aus der Naturkraft lebendige Sprache. (Vierte Rede.)

Die Folgen sind die, daß die Geistesbildung eingreift in das Leben, daß das Volk dieses will, also Geist und Gemüt besitzt; daß es Fleiß und Ernst in allen Dingen zeigt; daß das ganze Volk bildsam ist und der Unterschied zwischen Gebildeten und Volk verschwindet. (Fünfte Rede.)

Der Beweis dafür liegt in der Geschichte, in der letzten großen Welttat des deutschen Volkes, in der Reformation. Luther mit seinem deutschen Ernst und Gemüt wendete sich an die Gesamtheit seiner Nation. Der Grundzug des deutschen Geistes ist das Suchen. Wenn er sucht, so findet er mehr als er suchte: Luther ist das Beispiel eines Deutschen, der, ergriffen von der Angst um das ewige Heil, die Seligkeit sucht, sie aber nicht mehr außer sich, sondern als unmittelbares Gefühl der Gegenwart in sich empfindet. Was die deutsche Nation zur Blüte brachte, ist der Geist der Frömmigkeit, Ehrbarkeit, Bescheidenheit, des Gemeinsinns — eine begeisternde Geschichte des deutschen Volkes fehlt uns noch. (Sechste Rede, eine ausgezeichnete Charakteristik Luthers.)

Verteidigung gegen den Einwurf, daß von dem Grundzug der Deutschen, ein Urvolk, das Volk schlechtweg zu sein, sich heute wenig finde. Während das innere Wesen der Ausländerei in der Philosophie, der Staatskunst, der Erziehung der Glaube an ein unveränderlich Stehendes ist, so heißt deutsch sein: an Freiheit, an unendliche Verbesserlichkeit, an ewiges Fortschreiten unseres Geschlechtes glauben. (Siebente Rede.)

Den weiteren Beweis dafür, daß nur der Deutsche ein Volk hat, bildet die Antwort auf die Frage „Was ist Vaterlandsliebe?“. Sich zurückziehen von den Angelegenheiten des Staates ist nicht religiöse Gesinnung. Der Glaube des edlen Menschen an die ewige Fortdauer seiner Wirksamkeit, auch auf dieser Erde, gründet sich auf die Hoffnung der ewigen Fortdauer des Volkes. In das innere Heiligtum des Gemüts kann irdische Gewalt nicht eindringen, und hier liegt die wahre Liebe zum Vaterland und zum Staat, dessen höchster Zweck die ewig gleichmäßig fortgehende Ausbildung des rein Menschlichen

ist.[1] Nicht die Gewalt der Arme, noch die Tüchtigkeit der Waffen, sondern die Kraft des Gemüts ist es, welche Siege erkämpft. Wahre und allmächtige Vaterlandsliebe ist Erfassung unseres Volkes als eines ewigen. (Gegen die mechanische Einrichtung des Staates: um des höheren Lebens willen das niedere daran zu wagen! Achte Rede.)

Mittel der Erziehung zu dieser Vaterlandsliebe ist die Neuschaffung des Menschengeschlechts im Anschluß an die Grundsätze Pestalozzis: Liebe zum Erkannten und Liebe des Erkannten handelnd darzustellen; Trieb zu gegenseitiger Achtung; Wohlgefallen am Rechten und Guten um seiner selbst willen; Lernen und Arbeiten ist vereinigt: dies alles tritt an Stelle der bisher gebrauchten sinnlichen Hoffnung oder Furcht, und es gilt für alle. (Neunte und zehnte Rede.)

Die Ausführung des Erziehungsplanes kommt nicht der Kirche und der Privaterziehung zu, sondern dem Staat, der den Vorteil bald empfinden wird. (Elfte Rede.)

Welches sind die Mittel eines jeden Bürgers bis dieser Erziehungsplan verwirklicht wird? Wird unser äußeres Wirken in hemmende Fesseln geschlagen, laßt uns desto kühner unsern Geist erheben zum Gedanken der Freiheit! Lassen wir nur nicht mit unserm Körper zugleich auch unsern Geist niedergebeugt und unterworfen werden! Laßt uns mit eigner Bewegung unsrer Gedanken nachdenken über die großen Ereignisse unsrer Tage! Eine Herabwürdigung des Menschengeschlechts wäre der Verzicht auf die Hoffnung der Umbildung. Was kann die irdische Macht Höheres entgegensetzen als den Tod? Wir dagegen preisen durch die Tat unseres Mutes und Vertrauens die Größe des Gemüts, in dem die Gewalt ist. (Zwölfte Rede.)

Die Trugbilder, die der deutschen Einigkeit widersprechen: Gleichgewicht, Welthandel, Universalmonarchie. Besiegt sind wir; ob wir nun zugleich auch mit Recht verachtet werden wollen, hängt von uns ab. Geben wir den Siegern ein Bild treuer Anhänglichkeit an Vaterland und Freunde,

---

[1]) Die bürgerliche Freiheit und das gleiche Recht aller Glieder des Staats: Grundzüge, 14. Vorlesung, III, 2, 208.

unbestechlicher Rechtschaffenheit und Pflichtliebe, aller bürgerlichen und häuslichen Tugenden. Hören wir auf mit den gegenseitigen leidenschaftlichen Vorwürfen und Anklagen, mit den Schmähungen über unsere Regierungen, aber fern sei von uns auch die Schmeichelei gegen die Fremden. (Dreizehnte Rede.)

Die Notwendigkeit der Tat in der Gesinnung. Jeder Deutsche, der noch glaubt, Glied einer Nation zu sein, soll herausgerissen werden aus der Unsicherheit seines Glaubens! Geht nur diesmal nicht von der Stelle, ohne einen Entschluß gefaßt zu haben. Wenn jeder, sich selbst ausschließend, auf den anderen hofft und dem anderen die Sache überläßt, so gibt es gar keine anderen, und die Sache bleibt wie sie ist. Weg mit der Gedankenlosigkeit, mit dem blinden Gehenlassen. Stellt einander gegenüber die Übel der Knechtschaft und den Ruhm der Nation als Wiederherstellerin der Welt! Ihr macht das Zeitalter. Diese Reden beschwören euch Jünglinge, Alte, Geschäftsleute, Gelehrte, Fürsten. Es beschwören wiederum euch die Vorfahren, die künftigen Geschlechter, das Ausland, alle Weisen und Guten: wenn ihr versinkt, so versinkt die ganze Menschheit mit. (Vierzehnte Rede.) —

Diese Auswahl von Gedanken aus Fichtes „Reden an die deutsche Nation" mag jedem Leser Schleiermachers zeigen, wie nahe sich beide in den letzten ethischen Zielen ihrer Beredsamkeit, oft bis auf die Redewendungen, berühren, wie vor allem hier und dort die starke Kraft eines energischen Optimismus die Redner durchglüht und die Leser mit fortreißt.[1] Daß bei Fichte sich sehr große Gedankengruppen rein abstrakten Inhalts und manche Äußerungen eines zu hoch gespannten Selbstgefühls finden, soll hier nur angemerkt werden: viele einzelne Stellen begeisternder Kraft und persönlicher Wärme entschädigen für jene.

Die Reden sind sowohl in der Aufeinanderfolge der ganzen Reihe als in dem Bau des einzelnen Vortrags formell

[1]) Die Stelle am Schluß der 12. Rede (W. III, 2, S. 457) von der Furchtlosigkeit vor dem Tode ist zu vergleichen mit Schleiermachers Predigt vom 1. Januar 1807, Pr. I, 2. Sammlung No. 7.

klar und durchsichtig, während die Sprache der einzelnen Sätze und Satzgruppen öfters schwerfällig und dunkel ist. Zahlreiche Bibelzitate, biblische Begriffe und Bilder aus der Lutherübersetzung verraten den früheren Theologen. Sie durchziehen die Reden fast mehr als die Predigten Schleiermachers. Beide Redner wenden sich an ein gebildetes Publikum (Fichte: Schluß der ersten Rede), beide reden eine mehr für den Leser als den Hörer berechnete Sprache: ihre Reden sind literarische Reden — eine wesentliche Eigenart, durch die sie sich unterscheiden, z. B. von dem Stil Ernst Moritz Arndts.[1] Fichte stellt in den allgemeinen, theoretischen Abschnitten höhere Anforderungen an die Aufmerksamkeit der Hörer (nicht inbezug auf die Gedankenfolge, wie Schleiermacher!), ist aber dafür in den applikativen Teilen lebhafter: er deklamiert mehr.

Und trotzalledem ist es eine nicht wegzuleugnende Tatsache, daß ein aufmerksamer Leser nicht mit voller Befriedigung von den Reden scheidet. Woran liegt das?

Die Schuld liegt nicht ganz an jenen abstrakten Ausführungen allein. Kein Redner, der solche Stoffe behandelt, kann sie ganz entbehren. Aber an der Art der Gedankenentwicklung, die bei einer wirkungsvollen Rede zur Erregung und Erhaltung des Interesses ausschlaggebend ist. Schleiermacher hat für sie, wie ich glaube, die feinere Empfindung. Das zeigt sich vor allem in der inneren Verknüpfung der Gedankenreihen. Fichte führt die Gedanken häufig nicht nur auf äußerliche Weise weiter, wie durch Rekapitulationen, sondern seine prinzipiellen Ausführungen stehen in ihrer Darstellungsform nicht selten in einem unvermittelten Gegensatz zu den ermahnenden Schlußfolgerungen.

Diese Beobachtung haben schon damals eben jene zwei Schriftsteller gemacht, deren eigner rednerischer Stil die Vergleichung mit Fichte nahelegt: Schiller und Schleiermacher. Was ihnen an anderen, älteren Schriften Fichtes auffiel, trifft

---

[1]) Während Fichte die Reden ausarbeitete und niederschrieb, war Tacitus seine Lektüre, an dem er seinen Stil zu bilden suchte, Fichtes Leben I, 428. Einige Bemerkungen über Fichtes Stil in den Reden bei Immermann, Memorabilien I (Schriften 12), S. 327.

in mancher Hinsicht doch auch für die „Reden“ zu. Schiller vermißte 1795 an der Abhandlung Fichtes „Über Geist und Buchstaben in der Philosophie“ die Gleichheit des Tons, die zu einer guten, ästhetisch wertvollen Darstellung gehöre. Er verlangte Wechselwirkung zwischen Bild und Begriff, keine Abwechslung zwischen beiden, wie das bei Fichte häufig der Fall sei. Und Schleiermacher in der Kritik der Grundzüge 1807: „Von den unbestimmten, vieldeutigen Worten und Formeln des deduzierenden Teils abgesehen, glaubt das Ohr nicht selten einem Vortrag anzuwohnen, der sich fast zu sehr der streng philosophischen Methode nähert für ein bloß gebildetes Publikum. Dann nimmt sich der Verfasser plötzlich zusammen und beschüttet, um es wieder gut zu machen, die Versammlung mit einem bunten Pathos von anderen vagen Floskeln, worin Licht und Äther, Flammen und Wogen nicht gespart sind“.[1]

Im Jahr 1806 hatte Fichte den Wunsch, wie 1813 noch einmal, als eine Art von Feldprediger mit in den Kampf zu ziehen und die Krieger mit dem Feuer seines Wortes zur Tapferkeit und Vaterlandsliebe zu begeistern, „Schwerter und Blitze zu reden“. Er schrieb damals „Gedanken über die Anwendung der Beredsamkeit für den gegenwärtigen Krieg“ nieder und erblickte die Aufgabe der Beredsamkeit darin, den Ersten und Besten des Heeres, die einer reinen und klaren Besinnung fähig sind, darzulegen, was sie selbst denken, Beobachtungen anzustellen, die jeder ebenso anstellen würde, wenn er die Zeit dazu hätte. Diese Ansicht ist der Schleiermacherschen von der Rede als „Darstellung“ sehr ähnlich. „Mein Beruf ist es, klarer darzustellen, was in allen ordentlichen Menschen schon ist, und es ihnen zum Bewußtsein zu bringen.“[2] Allein den entsprechenden Ton hat Fichte weder damals, soweit das Fragment der ersten Kriegsrede ein Urteil zuläßt, noch in den „Reden an die deutsche Nation“ gefunden.

---

[1]) Brief Schillers an Fichte, Fichtes Leben I, 378. Die Gegenbemerkung Fichtes S. 382 über Schillers Stil in dessen philosophischen Schriften, ist ebenso richtig wie die Verteidigung seiner eignen Weise unglücklich. — Schleiermacher, Br. IV, 646.

[2]) Fichte, Werke III, 2, S. 506—516; Schleiermacher, Br. II, 134 (1808).

Fichte ist weder Schönredner noch Sophist. Er ist von seiner Sache fest überzeugt, wie es jeder Redner sein muß, der ethische, nicht bloß ästhetische Wirkungen hervorbringen und seine Zuhörer nicht überreden, sondern überzeugen will. Und er vertritt sie mit Unerschrockenheit und Mut, mit einem aus der Empfindung hervorgehenden Pathos.[1] Seine eigenste Sache — aber doch nicht ganz die seiner Zuhörer: er stellt sich zu hoch über sie, so hoch, daß er sie nicht zu sich heraufziehen kann. Es ist eine zu weite Kluft zwischen Redner und Hörer vorhanden. Es fehlt — im ganzen natürlich, nicht in einzelnen Teilen — jene innere Übereinstimmung des Redners mit dem Hörer, die man auch bei gedruckten Reden noch nachempfinden kann und muß, wenn sie beim Niederschreiben und Sprechen vorhanden war.[2] Daher die

---

[1]) Mit der gegen Napoleon gerichteten Stelle in der 12. Rede vergleiche man die Stelle in der Schleiermacherschen Predigt „von der zerstörenden Kraft, die wie ein furchtbares Ungewitter ausbrach" Pr. I[1], S. 366. Fichte schrieb am 2. Januar 1808 an den Kabinettsrat Beyme: „Ich weiß recht gut, was ich wage; ich weiß, daß ebenso wie Palm ein Blei mich töten kann; aber dies ist es nicht, was ich fürchte" (Fichtes Leben II, 499). Er wurde ja nun in keiner Weise wegen der „Reden" behelligt, — wozu eigentlich auch kein Grund vorhanden war. Nicht weil die Franzosen, oder ihre deutschen Spione, „nichts von Ideen wußten", wie sich mit Immermann, Memorabil. 1, 321, später viele die Sache erklärten, sondern weil sie Fichte nicht verstanden, nicht verstehen konnten. Schleiermacher wurde dagegen im Dezember 1808 von Davout vorgeladen. Schon im Februar 1808 teilte Müller von Paris aus mit, daß in französischen Journalen viel von Schleiermacher die Rede sei: sie berichteten über die Platoübersetzung und über seine Vorlesungen; die Predigten, die von ihm zu hören gewesen, hätten seinem Namen entsprochen (Br. 424). In der ersten Zeit nach dem Frieden von Tilsit war übrigens Fichte — im Gegensatz zu Schleiermacher — völlig entmutigt: „Die deutsche Nation ist ausgelöscht!" (Fichtes Leben I, 397).

[2]) Vgl. die Bemerkung Schleiermachers über die „Grundzüge", Br. IV, 641, die in der satirisch-polemischen Form wieder zu weit geht. Fichte rede die Versammlung bald an, als hielte er sie für die über jedes Zeitalter Erhabenen, bald weise er sie mit vornehmer Herablassung über ihr Nichtverstehen zurecht. Ein merkwürdiges Zeugnis für die Tatsache des inneren Gegensatzes zwischen dem Redner Fichte und seinem Publikum findet sich bei Medicus. Er sagt (Fichte S. 238): „Wenn man die Reden mit aufmerkendem Auge liest, so entdeckt man überall, wie weit

starken Übertreibungen, die für Fichte charakteristisch sind, Übertreibungen in den „Grundzügen“ bei der Schilderung des Zeitalters der vollendeten Sündhaftigkeit, d. h. der Aufklärung, hier in den Reden die Übertreibungen seiner Erziehungsideale, die bei ihrer praktischen Ausführung die Bewegungsfreiheit der Bildung einfach vernichtet hätten. Er steht nicht auf dem Boden der realen Wirklichkeit, der Publikum und Redner zusammenschließt. Darum muß er, weil er doch gewinnen und erziehen will, die Absicht zu erziehen so deutlich hervorheben, daß er da und dort aufdringlich erscheint. Er will einen Zwang ausüben — und dagegen sträubt sich der denkende Hörer und Leser.

Dieser Unterschied von der ruhigen, einheitlichen und doch nicht weniger eindringlichen Darstellung Schleiermachers tritt schon in den drei Predigten Fichtes aus den Jahren 1788—1791 hervor. In der Anwendung folgen sie dem überlieferten Schema: Erklärung, Beweis, Anwendung. Das Thema ist streng durchgeführt. Die Abhandlung, namentlich der beiden ersten Predigten, doktrinär und nicht leicht verständlich. Die Anwendung lebhaft und packend. Wenn man nun hört, daß Fichte die dritte Predigt als „durchreisender Glaubensgenosse“ in der Gemeinde einer Stadt vorgetragen hat, wo er sich nur vorübergehend aufhielt, so ist der Schluß der Predigt geradezu unerträglich — durch den rhetorisch absichtlichen und zwingend erziehenden Ton.[1]

---

sein Patriotismus von demjenigen Patriotismus abliegt, den er durch diese selben Reden gewaltig angefacht hat.“ Ein solches Wort sollte eigentlich dazu veranlassen, die verbreitete Überlieferung über die Wirkung der Fichteschen Reden an der Hand der zeitgenössischen Literatur zu prüfen. Vgl. oben Steigs Urteil.

[1]) Werke VIII, S. 245: Zwei Predigten (über Röm. 12, 17—21, Thema: Die christliche Feindesliebe — übrigens nicht die Epistel für den ersten Advent, sondern für den 3. S. n. Epiph. — und Joh. 15, 26, Thema: Die Wahrheitsliebe) aus den Jahren 1788—1790 mit einer Vorrede von 1791, in der Schweiz gehalten. Die dritte, W. XI (= Nachgel. W. III), S. 209, über Luc. 22, 14 u. 15 (Thema: Das Abendmahl eine Wiederholung des letzten Mahles Christi, indem es uns auffordert zur Treue in seinem Beruf, zur Freundschaft mit den Brüdern, zum Trachten nach der Ewigkeit) ist 1791 in Warschau gehalten; Fichtes Leben I, S. 128.

Damit hängt nun eine zweite Eigentümlichkeit zusammen. Fichte nimmt in den „Reden", außer in allgemeinen Wendungen über das nationale Unglück und in Hindeutungen auf Sieger und Besiegte, keinerlei Rücksicht auf die konkreten Verhältnisse und Stimmungen seiner Zuhörer. Sein Patriotismus ruht auf einem konstruierten Begriff von Deutschtum = Urvolk. Sein Staat ist nicht der historisch gewordene, an Heimat und Vaterland gebundene Nationalstaat, sondern ein Idealstaat. Deutsche Vaterlandsliebe soll es nur darum geben, weil das deutsche Volk die Aufgabe hat, den Kulturzustand der Menschheit zu retten. Fichte hat kein Verständnis für das Recht des geschichtlich Gewordenen und für die Entwicklung des geschichtlichen Lebens.[1]

Daß es Preußen sind, zu denen er redet, daß diese Preußen auf eine reiche Geschichte ihres Landes und Volkes zurückblicken können, daß Redner und Hörer mitten in einer wichtigen Epoche dieser Geschichte stehen und sie miterleben, daß die Reform schon begonnen hat in den verschiedensten Zweigen des staatlichen Lebens — dieser aktuelle Zug, das packende Moment des Lokalkolorits fehlt völlig. Die Reden Fichtes könnten wie die eines Wanderredners überall gehalten sein: — gerade dies ist bei Schleiermachers Predigt unmöglich. Sie ist das Bekenntnis eines preußischen Patrioten, mit dem er appelliert an denselben Patriotismus seiner Hörer, den er besitzt. Sie ist das Zeugnis eines Mannes, der das ihn umgebende Leben scharf beobachtet, die Gemütsstimmung seiner Zuhörer genau kennt und die praktischen Reformen seines Staates mit Teilnahme verfolgt, auch ohne daß er eine politische Rolle spielt.

Für Fichte scheint Preußen und seine Geschichte nicht einmal als Grundlage der neuen Bildungsarbeit zu existieren.

---

[1]) Einleitung der ersten Rede. „Grundzüge" z.B. W. III, 2, S.47—52, die Stelle über Alexander den Großen. Die „patriotischen Dialoge": „Der Patriotismus und sein Gegenteil" vom Jahre 1807, W. XI, S. 221 ff., S. 232: „Ein preußischer Patriotismus ist künstlich, gegründet auf willkürliche und durch das Ungefähr zustande gebrachten Einrichtungen" S. 250; Kosmopolitismus und Patriotismus S. 228. Vgl. auch Medicus S. 229: Fichte ist Patriot, weil er Weltbürger ist.

„Die alte Zeit ist dahin, ein völlig Neues muß beginnen". (Erste und zweite Rede). „Aus nichts wird nichts, es gibt keinen Übergang zwischen zwei durchaus entgegengesetzten Zuständen. Ohne völlige Umschaffung ist kein Heil zu erwarten."[1]

Schleiermacher dagegen schließt die Aufforderung zur praktischen Mitarbeit an der Reform so eng an die Geschichte seines Volkes an, daß ihm die gesamte Arbeit der Gegenwart zur rechten Verehrung des national-heimischen Großen wird und der Neubau des preußischen Staates zu einer Umbildung des Staates Friedrichs des Großen.

---

[1]) Brief an Beyme, Fichtes Leben I, 418.

III.

Das Urteil über Friedrich den Großen.

Den Geburtstag des großen Königs wählte Schleiermacher für seine Predigt zugunsten der Reform. So erscheint denn als zweiter Gedanke des Themas die Frage nach dem Wert der Regierung Friedrichs und seiner Staatseinrichtungen für die Gegenwart.

Auf zwei Richtungen hatte der Prediger Rücksicht zu nehmen. Die konservativ gerichteten Elemente erblickten die Rettung des unglücklichen Landes in der Erhaltung des fridericianischen Staates uud seiner Institutionen, beziehungsweise in einer Rückkehr zu ihnen. Das entgegengesetzte Extrem war die Loslösung von der Überlieferung, weil man Friedrichs Politik in erster Linie für den Zusammenbruch verantwortlich machte.

Schleiermacher stellte sich auf keine der beiden Seiten. Er sah in Friedrichs Staatswesen nicht das absolute Ideal[1] und in einer Rückkehr zu ihm nicht das alleinige Heilmittel — andrerseits konnte er in die Vorwürfe gegen Friedrich nicht einstimmen.

Gegen jene erste Richtung wendet sich vorzugsweise der erste, gegen diese der zweite Teil der Predigt. Der Weg der Vermittlung zwischen beiden Ansichten ist nicht der eines Kompromisses, wo beiden Seiten, einmal hier, einmal dort, Zu-

[1]) Daß diese Ansicht über Friedrich mit Schleiermachers Anschauung über die Relativität geschichtlicher Größen überhaupt zusammenhängt, sei hier nur angemerkt. Vgl. H. Mulert a. a. O. 82 ff.

geständnisse gemacht werden, sondern der Prediger hat höhere Gesichtspunkte. Sie werden ihm durch die Unterscheidung von Vergänglichem und Bleibendem in der Geschichte gegeben. In einer früheren Predigt hatte er sie verwendet, um den Wert des Staates im allgemeinen zu beweisen. Die meisten Staaten, sagt er dort, gehören zu den wesentlichsten und bleibendsten Ordnungen im Hause Gottes, weil sie auf der geselligen Natur des Menschen, auf der geheimnisvoll bleibenden Eigentümlichkeit, der Lebensweise und der Sprache jedes Volkes beruhen.[1] Hier, in der Anwendung auf einen bestimmten Staat und eine bestimmte Epoche seiner Geschichte, versteht er unter den vergänglichen, also den für die Gegenwart wertlosen Erscheinungen, die äußeren Formen, Methoden und Grundsätze, die nur für die Zeit passen, die sie eingerichtet hat. Bleibend ist in allem Wechsel der Geschichte eines Volkes das, was seinem Geist und seiner wahren Bestimmung entspricht, mit ihm steht oder fällt.

Ist diese Unterscheidung nun in der Tat ein unbedingt zuverlässiger Kanon? Wird sich nicht sofort bei jeder Einzelfrage der Streit erheben, ob dies oder jenes mit dem innersten Wesen des preußischen Volkes zusammenhängt oder nicht? So z. B. konnte die Frage der Standesvorrechte von beiden Parteien in ihrem Sinne beantwortet werden. Die Entscheidung wird hier durch die Instanz der Geschichte gegeben: nahezu allgemeiner Widerwille, nachteilige Folgen, Ansicht der Staatsleitung selbst. Doch wird das, was nach Schleiermacher bleiben soll, der positive Ertrag seiner Ausführungen, jedenfalls von allen als unvergänglich angesehen. Es sind im großen und ganzen die ethischen Grundsätze und Ziele auf dem Gebiete des Rechts, der Bildung, der Religion. Scheinbar wenig, in der Tat aber nach der Ansicht des Predigers eine genügende Grundlage zum Aufbau des Staates.

---

[1]) 2. Sammlung No. 3 (I[1], S. 227). Schon eine Abendmahlsrede über 1. Kor. 10, 15—17 vom Jahre 1795 hat das Thema: Von der nötigen Unterscheidung des Wesentlichen und Unwesentlichen. Wesentlich ist die Gemeinschaft mit Christus und den Christen, unwesentlich sind die Zeichen und Gebräuche (ungedruckter Entwurf).

Daß Friedrich ein **großer König war**, ist eine Voraussetzung, die Schleiermacher nicht näher nachzuweisen für nötig hält und auf die er nur gelegentlich, in der Einleitung und im zweiten Teile, hinweist. Seine Größe zeigt sich im allgemeinen in der Macht seines Staates und in seinem Ansehen bei ganz Europa. Dieses Moment bildet für ihn nun keinen Grund, alles kritiklos anzunehmen. Es ist nur ein Zeichen, daß Gutes, d. h. Bleibendes überhaupt da war, mehr nicht.

Den einseitigen Verehrern Friedrichs hält Schleiermacher entgegen, daß weder seine Person unersetzlich sei, noch seine **Staatseinrichtungen** vollkommen und in jeder Weise **mustergültig**. Seine Persönlichkeit sei aus dem Volk hervorgegangen, und ebensogut könne sein Geist sich oft erneuern innerhalb der Nation. Friedrich ist insofern nicht der „Einzige". Nach Tugenden und Mängeln war er ein Kind seiner Zeit. **Seine Einrichtungen aber sind ebenso zeitlich bedingt:** sie sind ja zu einem großen Teile schon durch Napoleon vernichtet. Wie dieser die Militärmacht aufgelöst, so muß jetzt im inneren Staatsleben vieles geändert werden, z. B. die Ungleichheit der Stände. Auch in das Lob des zweiten Teiles wird da und dort leiser Tadel eingefügt. Er hat es nur erst zu den Anfängen politischer Gleichheit gebracht, er ist über die religiöse Toleranz zur Gleichgültigkeit fortgeschritten, seine Grundsätze haben zum Mißbrauch, zur Unempfänglichkeit gegen religiöses Leben geführt.

Dem gegenüber stehen die **Lichtseiten**. Sie überwiegen jene bei weitem. Seine Größe liegt eben darin, daß er sich mit dem preußischen Staat und Volk eins wußte. Dem Geist des preußischen Volkes entspricht seine Arbeitsamkeit, seine Sparsamkeit und Mäßigung im Aufwand, seine Fürsorge für Handel und Ackerbau, für Recht und Gerechtigkeit,[1] für

---

[1]) In Predigten aus dem Ende des 18. Jahrhunderts wird häufig mit besonderem Stolz die Gerechtigkeitspflege und die unparteiische Justiz des preußischen Staates erwähnt. Z. B. Pischon, Predigten an Festtagen, 1794, S. XXI, S. 250, und andere unten genannte Predigten. Von Friedrichs persönlichen Tugenden wird besonders hervorgehoben sein unermüdlicher Fleiß im Dienst des Staates. Eine prächtige Schilderung des Eindrucks, den diese Pflichttreue machte, in der Lebensbeschreibung

bürgerliche Gleichheit, Bildung und Toleranz. Dies letzte, Freiheit des Glaubens, und des Gewissens ist ein Grundgesetz des Vaterlandes. Wenn Schleiermacher gegenüber der religiösen Gleichgültigkeit Friedrichs nur eine leise Kritik ausspricht und die Toleranz des Königs gegen jede bestehende Art gemeinsamer Gottesverehrung zugleich auf den Wunsch zurückführt, Untertanen zu haben, die würdig wären, beherrscht zu werden, wenn er darin eine offene Anerkennung der Grenzen seiner Macht und ein Zeichen seines liebevollen Gemüts sieht, das jede unmittelbare Beschäftigung mit Gott als ein der Willkür unzugängliches Heiligtum betrachtete —, so mag diese Schilderung die wirklichen Motive des Königs nicht ganz herausgefunden haben. Inwieweit Friedrich aber für die Schäden der Aufklärung selbst verantwortlich war, erwähnt Schleiermacher nicht ausdrücklich.[2]

Nicht Bruch mit der Vergangenheit darf die Losung sein: der Prediger findet nicht Worte genug, um seine innere Erregung über ein solches Vorgehen auszudrücken. Keinen sträflicheren Frevel, keine verwerflichere Hintansetzung göttlicher Ordnungen, keine hoffnungslosere Herabwürdigung, als wenn ein Volk törichterweise mit dem Vergänglichen in seinen heimischen Einrichtungen zugleich das Bleibende wegwirft und sich freiwillig, leichtsinnig verführt oder feigherzig erschreckt,

---

Ludwigs von der Marwitz: Die Rückkehr des Königs von der Revue im Mai 1785. „Ein 73jähriger Mann, schlecht gekleidet, staubbedeckt, kehrte von seinem mühsamen Tagewerk zurück. Jedermann wußte, daß dieser Alte auch für ihn arbeite, daß er sein ganzes Leben in diese Arbeit gesetzt und sie seit 45 Jahren noch nicht einen einzigen Tag versäumt hatte. Jedermann sah auch die Früchte seiner Arbeiten nah und fern, und wenn man auf ihn blickte, so regte sich Ehrfurcht, Bewunderung, Stolz, Vertrauen, kurz alle edleren Gefühle des Menschen.“ (Aus dem Nachlaß L. v. d. M. I, 78 ff.)

[2]) Mit vielen anderen hat z. B. Stein den Niedergang des religiösen Lebens als Folge der persönlichen Haltung des Königs angesehen (Lehmann, Stein II, S. 111, 525). Prediger der Aufklärungszeit dagegen haben dieser Ansicht widersprochen, und noch Preuß, Friedrich der Große III, S. 190, 206, 279, bemühte sich um den Nachweis, daß in der Zeit Friedrichs das Interesse an religiösen Fragen lebhafter als früher gewesen sei. Die Zahl der um jene Zeit erschienenen Erbauungschriften und ihre Verbreitung war allerdings sehr groß.

in eine fremde Gestalt hineindrängt. Weiterbildung des Staates Friedrichs ist die Aufgabe.[1]

Diese Anschauung Schleiermachers mag dem einen oder anderen Leser heute selbstverständlich erscheinen. Allein gerade durch sie erhält die Predigt neben ihrem Charakter als Verteidigung des Steinschen Edikts noch eine weitere zeitgeschichtliche Bedeutung: sie war durch diesen Gedanken — die Reform ist eine rechte Verehrung des großen Königs — eine patriotische Tat, und mit ihm reiht sie sich ein in die gleichzeitige publizistische Literatur über Friedrich den Großen und nimmt auch innerhalb derselben eine eigenartige Stellung ein.

Vergleichen wir sie zuerst mit den Schriften, in denen die kritische, ablehnende Richtung zu Worte kommt. Sie treten nicht erst in den Jahren 1806—1808 auf, als Folgen des unglücklichen Krieges und im Anschluß an die Reformbestrebungen: sie reichen zurück in das letzte Jahrzehnt des 18. Jahrhunderts.

G. P., Die nationale Bedeutung Friedrichs des Großen, Deutsche Vierteljahrsschrift 1841, I, S. 169; W. Wiegand, Friedrich der Große im Urteil der Nachwelt, Straßburg 1888; C. Varrentrapp, Süvern über Friedrich den Großen, Hist.

---

[1]) W. v. Humboldt (Ideen zu einem Versuch, die Grenzen der Wirksamkeit des Staates zu bestimmen, ed. Reclam, S. 192) 1792: „Bei jeder Reform muß der neue Zustand mit dem vorhergehenden verknüpft werden“. Hardenberg (Denkschrift vom Sept. 1807, Ranke, S. W. 48, S. 365): „Der Wahn, daß man der Revolution am stärksten durch Festhalten am Alten entgegenstreben könne, hat besonders dazu beigetragen, die Revolution zu fördern. Revolution durch Weisheit der Regierung ist unser Ziel.“ Der Satz aber, mit dem Altenstein seine Denkschrift eröffnet: „Der Preußische Staat ist untergegangen, und es entsteht jetzt bei dem erfolgten Frieden ein neuer Staat“ (Forschungen zur Brandenb. und Preuß. Geschichte XVIII, S. 482) — ihn hätte Schleiermacher nicht unterschrieben. Er entspricht auch nicht den Tatsachen. Denn einmal sind, wie man jetzt weiß, längst vor 1806, seit dem Beginn der Regierung Friedrich Wilhelms III., in verschiedenen Zweigen des öffentlichen Lebens Versuche zur Weiterbildung gemacht worden: der Staat Friedrichs des Großen bestand 1806 nicht mehr als unverändertes System. Und die Stein-Hardenbergische Reform war in der Tat kein völliger Bruch mit der Vergangenheit, sondern eben eine Weiterbildung (O. Hintze, Hist. Zeitschr. 76, S. 413 ff.).

Zeitschr. 81, S. 274. Ich füge hier gleich die Literatur über Arndt an, weil seine Stellung auch in den genannten Artikeln berührt wird. R. Thiele, E. M. Arndt, Gütersloh 1894; E. Müsebeck, E. M. Arndts Stellung zum fridericianischen Preußen und zur französischen Revolution, Preuß. Jahrb. 117, 255; E. Müsebeck, E. M. Arndt und das kirchlich-religiöse Leben seiner Zeit, Tübingen 1905. Über den Widerspruch von Arndts Zeitgenossen gegen ihn vgl. Chr. W. von Dohm, Denkwürdigkeiten V, 1819, 8 ff. Gegenäußerungen aus dem ersten Jahrzehnt des Jahrhunderts sind mir nicht bekannt. Erst später, als Arndts Ruf begründet war, regte sich die Opposition. Noch 1840 versuchte C. Fr. Köppen, Friedrich der Große und seine Widersacher, die Widerlegung aus Friedrichs Schriften zu geben.

Bald nach dem Tode Friedrichs machte sich eine Gegenwirkung geltend gegen die allgemeine Bewunderung, die seine Person und seine Regierung weit über die Grenzen Preußens und Deutschlands gefunden hatte. Weniger im preußischen Heere, wo man sich nur zögernd und vereinzelt entschloß, an den erprobten militärischen Einrichtungen und Grundsätzen zu ändern. Auch nicht in den Kreisen des Volkes, in denen die Figur des großen Königs beliebt war und idealisiert fortlebte. Aber bei den Beamten, die unter dem Druck seines strengen Regiments gelitten hatten. Unter Friedrich Wilhelm II. auch in der höfischen Gesellschaft, soweit sie mit der neuen Regierung zufrieden war. Hat man doch später die nachläßige Art der Ausgabe seiner Werke als einen Beweis der geringen Achtung jenes Jahrzehnts vor Friedrich bezeichnet. Besonders aber, und in steigendem Maß, fanden sich Kritiker unter den Gebildeten der Nation; diese Kritik setzte sich fort bis in die Tage der Erniedrigung und Erhebung.

Sie entstand zum Teil unter dem Einfluß der französischen Revolution: ihre welterschütternden Ereignisse drängten die Erinnerung an die großen Taten des Königs zurück, und ihre Motive und Ziele regten überall zur Prüfung der heimatlichen politischen Verhältnisse an, auch da, wo man ihr nicht unbedingt zustimmte. Ihre tiefste Grundlage hat die Kritik am Staate Friedrichs des Großen aber doch in der neuen Richtung des gesamten geistigen Lebens, wie es

durch Philosophie und Literatur am Ausgange des 18. Jahrhunderts bestimmt wurde, und in Verbindung damit in den allmählich sich verändernden Anschauungen von der Aufgabe des Staats überhaupt, vom Verhältnis der Einzelpersönlichkeit zum Gemeinwesen.

Es begann, wie Schleiermacher in einer seiner akademischen Reden auf Friedrich den Großen sagt, der Prozeß, welcher der Seligsprechung eines Mannes vorausgehen muß, das Fegefeuer, durch welches er hindurch muß, um in den geschichtlichen Himmel einzugehen (S. W. III, 3, S. 30).

Wie die Idee des Weltbürgertums und des Kosmopolitismus die Gebildeten, soweit sie nicht Beamte waren, von einer aktiven Beteiligung am politischen Leben fern hielt, so führte die Anschauung vom Wert der Individualität und ihrer Entwicklung zum Gegensatz gegen den Staat, wie er bestand, nicht nur gegen den „aufgeklärten Despotismus“ Friedrichs, sondern gegen die Art und Weise überhaupt wie der Staat bisher seine Aufgaben bestimmt hatte. Das Werk W. v. Humboldts „Idee zu einem Versuch, die Grenzen der Wirksamkeit des Staats zu bestimmen“, niedergeschrieben im Jahre 1792, enthält keine direkte Polemik gegen den fridericianischen Staat; aber dieser ist doch der Gegner, gegen den es mittelbar ankämpft, im ganzen und in vielen einzelnen Abschnitten. Die Sorge des Staates, das positive Wohl des Bürgers zu erhöhen, ist nach Humboldt schädlich. Sie bringt Einförmigkeit hervor und gibt Güter auf Kosten der Kräfte der Nation, sie macht die Menschen zu Maschinen, hindert die Freiheit, beeinträchtigt die Energie des Handelns, verdirbt den moralischen Charakter. Denn der höchste Zweck des Menschen ist die höchste Ausbildung seiner Kräfte zu einem Ganzen. Die notwendigen Voraussetzungen dazu sind Freiheit des Handelns und Mannigfaltigkeit der Situationen. Die Staatsvereinigung ist nur ein untergeordnetes Mittel, welchem der wahre Zweck, der Mensch, nicht aufgeopfert werden darf.[1]

---

[1]) Humboldts Schrift erschien vollständig erst 1851 und ist jetzt — neben der Gesamtausgabe der Werke Humboldts — allgemein zugänglich

Die schärfste Polemik gegen Friedrich, gegen seine Persönlichkeit und seine Tätigkeit als Herrscher veröffentlichte im ersten Jahrzehnt des Jahrhunderts Ernst Moritz Arndt.

Die erste seiner zahlreichen politischen Schriften, „Germanien und Europa" 1803, schildert die damalige Weltlage, die Ohnmacht Deutschlands und die Verschiebung des europäischen Gleichgewichts. Ihre Ursachen erblickt er in Friedrich dem Großen und seinem aufgeklärten Absolutismus.

Friedrich war, nach Arndt, nicht das ideale Vorbild eines Herrschers und sein Staat kein Idealstaat. Er war allerdings der größte Regent im Geist seiner Zeit, der seltenste Mensch des achtzehnten Jahrhunderts, aber dieser Zeitgeist war ein irregeleiteter. Sein persönlicher Fehler war die Neigung zum französischen Esprit. Für deutsche Literatur und Kunst hat er nichts getan trotz seiner „Geistigkeit". Ebensowenig für das deutsche Vaterland. Denn sein Ziel war die Vergrößerung Preußens, die Schwächung Österreichs. Man muß ihn als Menschen und Regenten wegen seiner Standhaftigkeit im siebenjährigen Krieg bewundern — „als Teutsche müssen wir weinen, daß er nicht erlag, und daß Maria Theresia nicht erliegen konnte; kein Krieg geschah mehr auf Kosten des deutschen Volkes." Doch hat er Großes aus seinem Staat gemacht. Bewundernswert ist sein Einfluß auf Hebung der Kultur, des Gewerbes und Handels, seine Sorge für den Staat. Über allen Tadel erhaben das Kunstwerk seines Staats, wenn man ihn vergleicht mit seinen Zeitgenossen. Aber seine Staatsidee führte er erbarmungslos durch. Im Interesse von Subordination und Disziplin sah er die einzelnen Menschen nur als Hölzchen und Stiftchen in seiner großen Maschinerie an. Die Idee einer ewigen Gerechtigkeit auch der Staaten fehlte ihm. Der Staat brauchte nur noch Maschinen: man durfte alles andere, nur kein Mensch sein. Er beherrschte seine Nation tüchtig; aber er regierte sie schlecht. Er war nicht frei von Launen und Gewohnheiten. Der König war den Menschen alles,

---

durch die Reclamsche Ausgabe. Auch abgesehen von unserer Frage bietet sie eine interessante Parallele zu Schleiermachers Ansichten, z. B. in Kap. VII und VIII über das Verhältnis von Kirche und Staat. — Br. Gebhardt, W. v. Humboldt als Staatsmann I, 1896, S. 12 ff.

der Staat konnte ihnen nichts sein: aber der Staat lag ganz in dem König. Ein großer Menschencharakter, wie er sein soll, war Friedrich nicht — er war schneidend einseitig und bloß geistig, mit all den Gebrechen, welche die Geistigkeit auf der Erde zeigen muß. Er war ein höheres, aber meistens ein finster geschlossenes und furchtbares Wesen, wie Geistigkeit sich mit dem Edleren verbindend zeigen mußte. In Staaten seiner Art war Patriotismus — Subordination, Vaterland — nur ein Schulbegriff, Begeisterung — nur die der Zerstörung im Siegen.[1]

Die Schrift „Germanien und Europa" war nicht sehr weit verbreitet — um so größeres Aufsehen erregte der erste Teil vom „Geist der Zeit" aus dem Jahr 1805 (erschienen 1806). In diesem Buch, das nach Arndts eigenem Zeugnis seine literarische Laufbahn bestimmt hat und später von vielen für sein bestes Buch erklärt wurde, trug er seine Ansichten über Friedrich wieder vor, in mancher Hinsicht noch heftiger und maßloser.

Keiner hat den Deutschen so sehr geschadet als Friedrich, der Geist des geistigen Zeitalters. Zwar sprachen die Deutschen während seiner Regierung den Namen Friedrich als einen Namen aller Deutschen, und der Enthusiasmus machte das Große noch größer als es war. Aber seine Arbeiten haben zu unserem Verderben gewirkt. Gerechtigkeit, zarteste Behandlung des Nationalsinns sucht der menschliche Forscher in den herkulischen Arbeiten des großen Königs vergebens. Wildester Despotismus, das erbarmungsloseste Zertreten der zarten Keime der menschlichen Gefühle ist allenthalben. Der König mit dem Gemüte eines vollendeten Despoten haßte alles „Nationale" an einem Volke, weil es dem Despotismus entgegenstrebt. Der Soldat, die vollkommenste Puppe, ist ihm der erste und würdigste Mensch im Staat, der Staat eine künstliche Maschine. „Er starb nach großen Taten, glücklich, gefürchtet und geliebt, als die alte Zeit zu Ende lief. Würde er sie länger gehalten, würde er verständiger als das Enkelgeschlecht in der allgemeinen Verwirrung geherrscht

[1]) Altona 1803, S. 79, 89, 94—107, 160 ff., 165; über Friedrichs Toleranz und seine Kriegführung S. 171, 241.

haben? Würde er endlich edel für Europa und groß für das teutsche Vaterland in den Stürmen gestanden sein, wie sonst für sein Haus? Wer weiß es? Töricht sind die, welche meinen, er würde durch die Freiheit der alten Politik alles zusammengehalten haben. Kann man auch einen Löwen lang mit einem Zwirn führen, selbst wenn man ihn klug nicht merken läßt, daß er ein Löwe ist? — Auch er würde in der ganzen Staatseinrichtung jetzt das Meiste ändern. Was vielleicht im großen Diebssinn gewonnen ward, wird nie ein fortlebender Diebssinn erhalten."[1]

In den nächsten Jahren 1806—1807, während und unmittelbar nach dem Krieg, lautet Arndts Urteil etwas zurückhaltender. In dem Abschnitt „Blick vorwärts" des zweiten Teils vom „Geist der Zeit", geschrieben im Januar 1807, erkennt er den Patriotismus des preußischen Königs und Volkes, der zum Krieg mit Napoleon führte, freudig an. Während er früher von der Voraussetzung des schroffsten Individualismus ausging — „Ewig soll der Mensch höher stehen als der Staat; es ist das schlimmste Zeichen, wenn man den Staat höher stellt als den Menschen"[2] —, so redet er jetzt von dem sittlichen Wert der Gemeinschaft und vermeidet dadurch viele auffallende Widersprüche der früheren Schrift. „Das ist die höchste Religion, zu siegen oder zu sterben für Gerechtigkeit und Wahrheit, das Vaterland lieber zu haben als Herren und Fürsten (!), als Väter und Mütter, als Weiber und Kinder, das ist die höchste Religion, seinen Enkeln ein freies Land, einen stolzen Sinn zu hinterlassen."[3]

---

[1]) Nach der ersten Ausgabe von 1806, S. 4, 208, 303—327. Der ganze Abschnitt ist unter den Eindrücken der preußischen Politik des Jahres 1805 niedergeschrieben. „Preußen, es gibt einen schönern Grabgesang für euch, wenn je das Vaterland durch ein Verhängnis fallen sollte, als mit den Verwünschungen von Teutschen zu sterben!"

[2]) Germanien und Europa, S. 4. Aber S. 152 erhebt er gegen das Zeitalter der Geistigkeit den Vorwurf, daß ihm die natürlichste Ansicht des Staats, die der Notwendigkeit', verloren gegangen sei. Seine damaligen Ideen von den Aufgaben des Staats S. 270 ff., 303, 343.

[3]) 2. (veränderte) Aufl. 1813, S. 87, 196 ff. Ob sich die Stellen in derselben Form schon in der ersten Auflage von 1809 finden, konnte ich allerdings nicht feststellen.

In der „Friedensrede eines Teutschen", Juli 1807 nach dem Frieden von Tilsit, erinnert er sich daran, daß der Geist der Standhaftigkeit, des Stolzes, der Tapferkeit, des Hochsinns, der Geist von Torgau und Leuthen, von Hohenfriedberg und Kunersdorf leider verschwunden ist. Aber immer noch kann er sich nicht von seinen politischen Ansichten beim Urteil über Friedrich losreißen. „O wäre er als Habsburger geboren, mit jenem Geist, jenem Mut, jenem Adlerblick, wir sähen kein geschändetes Reich!"[1] Und in seinen hochfliegenden Plänen für Deutschlands Einheit, wobei alle Unterschiede zwischen den Volksstämmen verschwinden sollen, gesteht er nur mit Bedauern zu, daß das große Werk nicht ohne die Existenz des preußischen Staates möglich ist, „ob gleich glücklicher für Teutschland nur ein Reich wäre von der Ostsee bis an die Alpen."[2]

Doch diese im Verhältnis zu früher immerhin gemilderte Auffassung hielt nicht lange an. Die Abneigung gegen Friedrich und den Geist seiner Zeit hat er auch später nicht überwunden, als er dem preußischen Staat angehörte.

Im Jahre 1812 arbeitete er in Breslau an einer deutschen Chronik, von der er Bruchstücke zuerst im Historischen Taschenbuch für 1813, dann, unter mehrfachen Veränderungen, in „Ansichten und Aussichten der deutschen Geschichte" 1814 veröffentlichte. Der Abschnitt „König Friedrich der Zweite und sein Zeitalter" wiederholt die Anklagen gegen den König mit heftigeren Ausdrücken wie je. „Für menschlichere Freiheit, für deutsches Leben hat Friedrich nie eine Stunde gedacht noch gearbeitet. Er stand doch da, ein großes Zeichen der nichtigen Zeit, wie ein unseliger und von Gott verlassener Geist in der kalten Einsamkeit seines Gedankens. Er bildete sich ein, größer und besser zu sein als seine Zeitgenossen und sie verachten zu dürfen, weil er den göttlichen Trieb nie in voller Lebendigkeit fühlte, ihr Führer zum Licht und zur Gerechtigkeit zu sein. Wie konnte er

---

[1]) Geist der Zeit II, S. 201, 247.

[2]) Geist der Zeit II, S. 428 ff., aus dem Abschnitt „Letztes Wort an die Teutschen, gesprochen im Herbst 1808".

das, er bei aller seiner Größe ein Franzosenaffe, der von seinem eigenen Volk nichts wissen wollte? Denn verflucht ist der, welcher von seinem Volke lässet, und elendig gerät das Werk des Mannes, der keine Liebe hat. Aus solchem Licht der Aufklärung kam nichts als Aufgeblasenheit, Elend und Schande. Hinter Despoten und Tyrannen treten immer Schwächlinge und Dummköpfe auf. Karl V., Gustav Adolf, Alexander konnten große Menschen hinterlassen — nicht ein solcher Alleinherrscher, als Friedrich II. sein wollte. Gott hatte sein Herz von dem Könige gewandt, und er war verstockt und erblindet und erkannte nie die Treue, den Glauben, den Tiefsinn seines Volkes. Daher ward seine Größe Teutschland zum Verderben und sein Gedächtnis dem teutschen Volk zum Fluch."[1]

Nach den Erfolgen des Jahres 1813 hat Arndt in Liedern und Flugschriften Preußens Heer und Volk hoch gepriesen. Ja er gab in der Schrift „Das preußische Volk und Heer im Jahr 1813" auf die Frage, wodurch die unüberwindliche Kraft der Preußen entstanden sei, die Antwort, daß die Erbitterung über das Unglück, der Haß gegen die Fremden, der preußische Mut und Stolz das Land nicht gerettet hätten, wenn nicht die Freiheit des Geistes geherrscht hätte. „Seit zwei Jahrhunderten hat der Geist gefrevelt; doch was uns gestört hat, muß uns heilen: Friedrich Wilhelm hat die Geister frei fliegen lassen".[2] Daß aber der preußische Mut und die Geistesfreiheit

[1]) Nach dem Text im „Historischen Taschenbuch für das Jahr 1814", Königsberg 1814, S. 146 ff., 152 ff. Es ist leicht möglich, daß Arndt im Jahr 1812 in seiner Ansicht über Friedrich durch Stein bestärkt wurde. In den Ton der eben angeführten Worte hätte dieser freilich nicht eingestimmt. Allein auch er hat in einer Denkschrift vom 18. September 1812 im Unmut über Preußens damalige Haltung die fridericianischen Kriege Bürgerkriege genannt, die die Gemüter verbittert und Deutschlands Fall vorbereitet hätten (Lehmann, Stein III, S. 161; Pertz, Stein III, S. 142). Im übrigen hat Stein nicht nur in seiner Jugendzeit das Genie Friedrichs bewundert — er ist noch unter dessen Regierungszeit in preußische Dienste getreten —, sondern er hat, obgleich mit vielen Einzelheiten der Regierungsweise Friedrichs nicht einverstanden, doch das „Werk des großen Mannes" im ganzen immer anerkannt (Lehmann, Stein III, S. 111).

[2]) 1813 (ohne Angabe des Verlegers und des Druckortes), S. 17, 39, 46, 48.

auf die Regierung Friedrichs zurückgeht, bedachte er nicht: mit keinem Wort erwähnt er den großen König.

Im vierten Band seines „Geistes der Zeit“ 1818 nennt er zwar Friedrich den Helden und Glanz des Jahrhunderts in seinen Tugenden und Mängeln, den Angelstern und das hellste Licht seiner Zeit, behauptet aber gleichzeitig, daß der siebenjährige Krieg nur eine kleine Spur in der Geschichte gezogen habe und bald auch in seinem Herrlichsten vergessen sein werde.[1]

Arndts und Schleiermachers Ansichten über Friedrich den Großen — wenn wir sie hier einander gegenüberstellen, so wird uns die Bedeutung der Predigt Schleiermachers in der Literatur seiner Zeit unmittelbar klar.

Es bedarf keines Nachweises, wer von beiden nach der heute herrschenden geschichtlichen Auffassung im größeren Recht ist. Aber das muß doch einmal hervorgehoben werden gegenüber einem einseitig günstigen Urteil über Arndts Publizistik in jener Zeit, daß sie keineswegs nach allen Richtungen hin segensreich auf die politische Bildung und das nationale Gefühl eingewirkt haben kann, so aufrichtig sie gemeint und so edel ihre Absicht war. Schon Dohm behauptet 1819, daß Arndts Übertreibungen der guten Sache geschadet hätten.[2] Hinreißend und ergreifend bei der ersten Lektüre, wecken seine Schriften Bedenken über Bedenken beim ge-

---

[1]) S. 241 ff. Noch im „Notgedrungenen Bericht“ 1847, I, S. 173 suchte Arndt seine Ansichten zu rechtfertigen, obwohl er die theoretischen Ausführungen in „Germanien und Europa“ jetzt selbst preisgab. Erst im fünften Teil vom „Geist der Zeit“, in der Schrift „Pro populo germanico“ 1854, S. 86 ff., gab er endlich zu, daß er in seiner Jugend in mehr altdeutschem Sinn die Bedeutung des „gewaltigen und herrlichen Mannes, der seinem eigensten Wesen nach ein protestantischer Fürst war“, und ebenso die der Aufklärung verkannt habe. Diese Schrift enthält übrigens bemerkenswerte Äußerungen Arndts über die religiösen Anschauungen seiner letzten Lebensjahre, vgl. S. 197 ff.

[2]) Denkw. V, S. 8. Den nachteiligen Einfluß kann man bei Fr. L. Jahn bemerken. Er beruft sich im „Deutschen Volkstum“ 1810 auf Arndts Germanien und Europa, unterläßt es jedoch nicht, seine eigene preußische Vaterlandsliebe zu betonen, die bei ihm in der Tat nicht hinter dem „Deutschtum“ verschwindet, S. XIV, 17, 140, 352. Auch Arndts „Fragmente über Menschenbildung“ und „Geist der Zeit I“ zitiert er S. 179, 240.

naueren Studium. Auch der glänzende und packende Stil des ersten Teils vom „Geist der Zeit“ kann nicht über die engen Schranken der Begabung Arndts, über seine leidenschaftlichen Übertreibungen und seine unzulängliche historische Erkenntnis hinwegtäuschen.

Er war ein guter Beobachter und hatte auf seinen Reisen viel gesehen und gelernt. Aber er hatte keinen Sinn für eine ruhige Prüfung der tatsächlichen Verhältnisse. Ein begeisternder Agitator, der als solcher später treffliche Dienste geleistet hat, aber kein Historiker, trotzdem er Geschichte lehrte! Seine Schriften sind keine historischen Untersuchungen, sondern politische Streitschriften, die sich aufbauen auf einer Art von Geschichtsphilosophie, bei der Reflexion und Geschichte, Realismus und Phantastik, Aufklärung und Romantik in einem merkwürdig unklaren Gemisch durcheinandergehen. Einmal gewonnene Urteile werden bei ihm zu Vorurteilen, an denen er zähe festhält; umzulernen hat er kaum verstanden, und wer seinen Entwicklungsgang verfolgt, wird immer wieder die gleichen Motive, die alten Gegensätze und Widersprüche finden: das Neue, was hinzukommt, sind Zusätze, die von außen herantreten, ohne ihn innerlich kräftiger zu berühren. Treffend hat ihn Haym daher den „unvergleichlichen Wiederholer“ genannt.[1]

Eines seiner stärksten Vorurteile richtet sich gegen das Zeitalter der „Geistigkeit“, worunter er die Aufklärungsepoche versteht. Er bekämpft es mit den schärfsten Waffen — und er verdankt ihm mehr, sehr viel mehr, als er selbst weiß. „Friedrich der Einzige, nicht aller Zeiten, sondern seiner Zeit.“ Aber sofort fügt er hinzu, daß diese Zeit selbst zu den unvollkommensten Perioden der Weltgeschichte gehöre: „Ein dunkles Schattengesicht voll ungeheurer Kräfte und Taten, die Trennung von Seele und Geist auf das Höchste gebracht.“ Und der Schluß? „In der weitesten Trennung ist die nächste Vereinigung!“[2] Seine sittliche Tatkraft und die innerste Richtung seiner religiösen Überzeugung ruht, so viel ich sehe, auf

[1]) Preuß. Jahrb. V: E. M. Arndt (Sonderdruck S. 25).
[2]) Germanien und Europa S. 71.

den besten Bildungsgrundlagen der Aufklärung. Er war aus ihr hervorgegangen so gut wie Schleiermacher — aber wie anders urteilt dieser über sie, der sie innerlich überwunden hat und doch ihre Güter festhält.[1]

Arndt stellte ferner in völliger Verkennung der geschichtlichen Verhältnisse den Begriff „Teutsch" über alles. Er hat den Zwiespalt zwischen seinem Deutschtum und seinen kosmopolitischen Neigungen allmählich überwunden; aber den politischen Beruf Preußens hatte er damals noch nicht erkannt. Sein bitteres Urteil über Friedrich wird nur durch eines entschuldigt: er war kein Preuße.[2] Schleiermacher aber schrieb im Januar 1807: „Ich habe außerdem, daß ich ein Deutscher bin, wirklich aus vielen Gründen die Schwachheit, ein Preuße zu sein" (Br. IV, 132). Charakteristisch ist es, daß Arndt als guter Protestant doch nicht beachtet hat, welche wertvolle Stellung der Staat Friedrichs in der Geschichte des Protestantismus einnimmt.

Auch die Abhängigkeit von der Schablone ist bei dem Schriftsteller Arndt zu beachten. Das klingt zunächst unglaubhaft, da seine Schriften auf den ersten Eindruck ungeordnet erscheinen und meistens schnell hingeworfen waren. Aber man prüfe nur einmal, wie eng in „Germanien und Europa" die Polemik gegen Friedrich mit der Anlage und der Methode der Schrift zusammenhängt. Sie ist von dem Schema „Leib, Seele, Geist" beherrscht; die Teilung zieht sich durch das ganze Buch hindurch. Die Harmonie dieses Verhältnisses ist für ihn das Ideal, nach dem er alle Erscheinungen der Geschichte mißt.[3] Das Schema kehrt wieder im „Geist der

---

[1]) Die Bedeutung der Aufklärung für Arndts Geistesleben möchte ich anders, und zwar um vieles höher einschätzen als Müsebeck. Bezeichnend für Arndts Unklarheit ist auch seine Stellung zu Rousseau, Germanien und Europa S. 121 ff., 252.

[2]) Die Ansichten über den Kosmopolitismus, Germanien und Europa S. 421 ff., erinnern an Wackenroder und an das damals nicht veröffentlichte Gedichtfragment Schillers von 1801 „Deutsche Größe", Cottasche Säkularausgabe 2, 386.

[3]) Vgl. S. 1, 8, 22 usf. „Schwärmerei ist Träumen der Seele ohne ein Halten des Geistes; Unglauben die Alleinherrschaft des Geistes." Und dabei das wegwerfende Urteil über Plato S. 2 ff.

Zeit" und in anderen gleichzeitigen Schriften, wenn auch nicht in derselben ausgeprägten Aufdringlichkeit.

Nun wird man allerdings einer Vergleichung der Predigt Schleiermachers mit der Publizistik Arndts entgegenhalten, daß der Ton durch die verschiedene literarische Aufgabe der beiden Publikationen bestimmt ist. Das ist ohne weiteres zuzugeben. Ein Prediger muß anders reden als ein politischer Schriftsteller. Er muß namentlich in der Kritik zurückhaltender und vorsichtiger sein. Auch in den Punkten, wo Schleiermacher mit Arndt übereinstimmt, drückt er sich daher feiner, taktvoller, ruhiger aus.

Aber wenn man die rednerische Färbung und den rhetorischen Stil der Arndtschen Gelegenheitsschriften hervorhebt und dadurch eine Vergleichung zwischen dem Redner Arndt und dem Prediger Schleiermacher nahelegt, so rücken beide noch enger zusammen, weil sie im letzten Grunde auf dasselbe Ziel hinarbeiten, auf die Weckung des religiösen und sittlichen Idealismus. Beide ergänzen sich, dort das Feuer der Leidenschaft, hier die klare und sichere Entwicklung. Nicht darum natürlich steht Schleiermacher höher, weil er der politische Prediger, Arndt der politische Schriftsteller ist, sondern weil jener die tiefere Auffassung der geschichtlichen Tatsachen besitzt, und weil er mit ihr überzeugt, nicht vorübergehend begeistert, sondern dauernd gewinnt. Nicht die literarische Aufgabe allein, sondern die ganze Denk- und Anschauungsweise der Beiden bestimmt den Ton ihrer Schriften.

Ein sicheres und abschließendes Urteil über Arndts Publizistik des ersten Jahrzehnts ist freilich erst dann möglich, wenn sie kritisch und literargeschichtlich in bezug auf die Quellen und Vorgänger Arndts untersucht ist. Eine solche Untersuchung fehlt m. W. bisher völlig. Auch Müsebeck hat die Frage nicht berücksichtigt. Der Hinweis auf die von Arndt selbst erwähnten Schriften, z. B. die Rousseaus, genügt nicht. „Germanien und Europa" setzt die Kenntnis von Johannes Müllers Darstellung des Fürstenbundes 1787, von Fichtes Beiträgen zur Berichtigung der Urteile des Publikums über die französische Revolution 1793, Herders Briefen zur Förderung der Humanität und Jakobis Schriften voraus. Einige Abschnitte der Humboldtschen Schrift waren in Schillers Thalia

und in der Berlinischen Monatsschrift veröffentlicht. Die vielfachen Einwürfe, die Arndt erhebt und zurückweist, scheinen mir nicht immer rhetorische Wendungen zu sein. Gewiß kommt noch anderes in Betracht. Ich kann hier die Sache nicht weiter verfolgen, möchte aber ausdrücklich darauf hinweisen, weil sie für das Verständnis Arndts nicht unwichtig ist. In welchem Lichte freilich die Selbständigkeit Arndts bei einer derartigen Quellenuntersuchung erscheint — auch in bezug auf „Geist der Zeit", „Fragmente" und „Reisebeschreibungen" — ist eine andere Frage.

Auch die **Formseite** der Arndtschen Schriftstellerei ist noch nicht genügend beachtet. Eine seiner besten Schriften in bezug auf den Stil ist „Geist der Zeit" I; eine der unerträglichsten — der „Katechismus für den deutschen Kriegs- und Wehrmann". Der Soldatenkatechismus gehört zu jener Literatur, die im 19. Jahrhundert lange als eigentliche „populäre Volksschriftenliteratur" gegolten hat und die sich mit Unrecht auf Matthias Claudius berufen hat; ihre Merkmale sind eine bis zur Manier gesteigerte Nachahmung der Bibelsprache Luthers und ein absichtlich gesuchter und darum unnatürlicher „Volkston".

Eine direkte Bezugnahme Schleiermachers auf Arndts Schriften und seine Ansichten ist nicht nachweisbar, aber auch nicht ausgeschlossen. Beide Männer kannten sich damals wahrscheinlich noch nicht persönlich. Beide standen jedoch in Briefwechsel mit Charlotte von Kathen, der Schwester von Henriette von Willich, mit der sich Schleiermacher 1809 verheiratete. Zum erstenmal in Schleiermachers Briefen finde ich Arndt im Dezember des Jahres 1806 erwähnt, Br. II, 81. Er gibt hier den Rat, Arndt zur Flucht von Greifswald zu veranlassen, weil er ein Schriftsteller sei, der „nicht in Gnaden stehe bei dem Mächtigen". Schleiermacher wird, wenn auch nicht „Germanien und Europa", doch den „Geist der Zeit" gelesen haben.[1] —

Wenn sich Schleiermachers Predigt auf der einen Seite in einem entschiedenen Gegensatz bewegt gegen eine scharf

[1]) Urteil über Arndt aus der Zeit nach der Verlobung Arndts mit Schleiermachers Schwester (1817) z. B. Br. an Dohna S. 62, oder aus der Zeit nach der Absetzung Arndts in der Rede am Geburtstag des Königs, 3. Aug. 1827, „unser Ehrenmann Arndt", S. W. III, 3, S. 92 f.

ablehnende Kritik an der Regierung und dem Staat Friedrichs, so unterscheidet sie sich andrerseits ebenso sehr von der Literatur seiner Zeit, soweit sie über Friedrich günstig urteilt. Denn dieser fehlen wiederum die großen Gesichtspunkte und der freie, unbefangene Blick für das zeitgeschichtlich Bedingte.

Das gilt zunächst von den eigentlichen Lobreden, wie sie noch zu Lebzeiten Friedrichs von J. G. Sulzer nach den Schlachten bei Roßbach und Leuthen 1758 (Thema: Beschützen des Staats die erste Wohltat eines Königs: Friedrich hat uns diese Wohltat erwiesen — Schilderung des Feldzugs 1757/58), von J. J. Engel 1781 gehalten und veröffentlicht wurden. Die Rede Engels ist, formal betrachtet, als Rede nicht ungeschickt und erhebt sich auch inhaltlich über die leeren Phrasen einer „Lobrede". Mit persönlicher Wärme preist Engel besonders die enge Verbindung zwischen Friedrich und seinem Volk, zwischen König und Staat. Die Begründung des preußischen Staats wird allein als das Verdienst Friedrichs bezeichnet. Der Schluß ist matt, doch bezeichnend für die Zeit: Friedrich als Vorbild der Tugend des Einzelnen — die Pflichten des Bürgers gegen den Staat werden nicht erwähnt.[1]

Weiter gehören hierher — wenn wir absehen von der militärisch-wissenschaftlichen Literatur, — die zahlreichen mehr populär geschriebenen Anekdotensammlungen und Mitteilungen aus dem Leben und der Regierungsweise Friedrichs: ihr historischer Wert ist nach den Ergebnissen der heutigen Forschung großenteils sehr gering. Damals haben sie jedenfalls dazu beigetragen, das Andenken des Königs lebendig zu erhalten. Sofern sie mehr für gebildete Leser berechnet sind, vertreten sie den Standpunkt der Moralphilosophie der Aufklärung. Sie werden daher nicht müde, den Zusammenhang Friedrichs mit der Aufklärung und seine Einwirkung auf dieselbe nachzuweisen, in engerem oder weiterem Anschluß an Kant, von dem ja auch die Bezeichnung „Zeitalter der Aufklärung oder das Jahrhundert Friedrichs" herrührt. Die Be-

---

[1]) J. J. Engel, Lobrede auf den König, Berlin, 1781; Sulzer, Lobrede auf den König, Berlin, 1781.

deutendste unter ihnen mag die von Garve sein: „Fragmente zur Schilderung des Geistes, des Charakters und der Regierung Friedrichs des Zweiten“ vom Jahr 1798. Schleiermacher hat im Athenäum 1800 eine sehr abfällige Kritik über das Buch veröffentlicht: es sei gänzlich verfehlt. Die Aufgabe, das Geheimnis der Individualität aufzusuchen, d. h. die Bestandteile der Individuums zu sondern und sie in ihrer Verbindung darzustellen, sei nicht erfüllt. Garve zerstückle nur das Individuum und es sei ein Glück, daß er keine Geschichte Friedrichs II. hätte geben wollen. Er sei ein Vertreter der Anmerkungsphilosophie, die nur Reflexionen über einzelne Daten hervorbringen könne.[1]

Eine merkwürdige Serie von neun Predigten über die Vaterlandsliebe der Preußen, die vortreffliche Regierung Friedrichs, die Staatsverfassung, die Justiz, die Kultus- und Schuleinrichtungen, Zölle und Steuern, das Miltärwesen mit genauen Schilderungen zahlreicher Einzelheiten in populärer, anziehender Sprache hatte der Prediger Chr. L. Hahnzog in Welschleben bei Magdeburg herausgegeben: „Patriotische Predigten oder Predigten zur Beförderung der Vaterlandsliebe für die Landleute in den preußischen Staaten“, Halle 1785. Nichts kann einleuchtender zeigen, auf welche Weise der Patriotismus und das Selbstgefühl in den unteren Schichten des preußischen Volkes entstanden und gebildet wurde, als ein Blick in dieses Buch. Der Verfasser ist ein einfacher Landpfarrer; die Begebenheiten der Weltgeschichte sind ihm unbekannt, ebenso wie die Strömungen unter den Gebildeten und die Bewegungen in der schönen Literatur. Aber auf jeder Seite des Buchs, könnte man sagen, tritt uns entgegen, wie das Beispiel Friedrichs, seine Pflichttreue und Sorge für den Staat, die Unter-

---

[1]) S. W. III, 1, 509 (Dilthey, Denkm. S. 97, No. 69). Die Kritik ist verständlich durch den Gegensatz Schleiermachers in jener Zeit zur Popularphilosophie, die „nur den Kampf eines redlichen Willens mit einem kleinen Gemüt, eines kleinen Geistes mit einem großen Gegenstand darstelle — zur wehmütigen Teilnahme rührend“. Früher hatte er über Garve geäußert, daß er ihn vorzüglich liebe (Br. I, 83, 123). Aber das Urteil über Garves Schrift über Friedrich (Breslau, 1798, 2 Bände) wird den Absichten des Verfassers doch nicht gerecht.

tanen zum Bewußtsein ihrer Pflichten gegen den Staat erzieht. Wer diese und ähnliche heute völlig vergessenen Schriften studiert, erhält den Eindruck, daß der einzig dastehende opferfreudige Patriotismus der Preußen in den Freiheitskriegen seine Grundlage in dem Staatsgefühl hat, das Friedrich, wenn auch nicht geschaffen, so doch fest eingeprägt hat.

Ein Berliner Prediger, Jenisch, der Schleiermachers „Reden“ und „Monologen“ in einer höchst verworrenen und unklaren Schrift bekämpfte, gab im Jahre 1801 als Nachtrag zu seinem Werk „Geist und Charakter des 18. Jahrhunderts“ eine „Denkschrift auf Friedrich den Zweiten mit besonderer Hinsicht auf seine Einwirkung in die Kultur und Aufklärung des 18. Jahrhunderts“ heraus.[1] Der zweite Teil der Schleiermacherschen Predigt berührt sich mehrfach mit den anerkennenden Urteilen von Jenisch. Aber dessen Schrift leidet im Stil und im Inhalt an starken Übertreibungen, wenngleich sie weit über der genannten späteren Schrift „Kritik des dogmatischen Systems“ steht. Sie ist immerhin ein bezeichnendes Zeugnis für die damals noch herrschenden Ansichten über die weitgehende Wirkung von Friedrichs Größe. Die Tendenz wird durch den Schluß charakterisiert: „Laßt uns, ein jeder in seinem Wirkungskreise, recht und gut handeln wie Friedrich, und wir werden, wie er von seinen Taten, von unsern Handlungen herrliche Früchte ernten. Laßt uns die dem menschlichen Geschlecht eigentümliche intellektuelle und moralische Bildungskraft entwickeln und gebrauchen!“[2]

Wie man außerhalb Preußens über Friedrich den Großen dachte, kann eine Predigt aus einer anderen einzigartigen Predigtsammlung jener Zeit zeigen. Im Jahr 1800 hielt der

[1]) Berlin, 1801. Jenisch war wahrscheinlich der Verfasser der Schmähschrift „Laterne des Diogenes“ 1799 gegen Dorothea Veit, Fr. Schlegel, Fichte und Schleiermacher, Dilthey 515, 529; Brief Schlegels an Fichte, Fichtes Leben II, 426. Die Kritik Schleiermachers über Jenischs Religionssystem Br. IV, 615.

[2]) Der 24. Januar wurde am Anfang des Jahrhunderts immer noch als denkwürdiger Tag der preußischen Geschichte in der Tagesliteratur aufgeführt. Auch Jahn nennt ihn noch als berühmten Gedächtnistag und teilt auch Reime aus dem Jahr 1801 mit (S. 388). Vgl. Neue Berl. Monatsschrift VI, 1801, Sept.

Prediger J. J. Stolz in Bremen einen Zyklus „Predigten über die Merkwürdigkeiten des 18. Jahrhunderts". Neben Joseph II. und Napoleon widmete er auch Friedrich dem Großen eine eigene Predigt über den Text 1. Kor. 4, 29—34 (No. 5 der Serie). Er rühmt ihn als den größten Regenten seines Jahrhunderts, als einen Mann von vorzüglichen Geisteskräften, als ein erhabenes Vorbild von Gerechtigkeit, Ordnungsliebe und Sparsamkeit. Von Friedrich rührt eine neue Auffassung des Verhältnisses von Fürst und Volk her: habe er sich doch als ersten Diener des Staats angesehen und gezeigt, daß ein Fürst nicht nur Rechte, sondern auch Pflichten, das Volk nicht nur Pflichten, sondern auch Rechte habe. Wie in einer künstlichen Maschine griff in seinem Staatswesen alles ineinander. Aber Stolz weiß doch allerlei zu tadeln. Friedrich habe seine Muttersprache verachtet; er sei kein Friedefürst gewesen — im Gegenteil, die ersten schlesischen Kriege habe er nur geführt, um sich selbst einen berühmten Namen in der Geschichte zu machen. Das Christentum habe er verkannt, nicht aus eigener Schuld, sondern infolge einer verfehlten Erziehung. In der Vorrede entschuldigt sich Stolz ausdrücklich, daß er Friedrich nicht noch strenger beurteilt habe, weil Friedrichs Charakter, sittlich gewürdigt, eher verliere als gewinne. Er habe sich nur so mild als möglich ausgedrückt, um als Prediger einem Regenten gegenüber, der Verächter des Predigerstandes war, die strengste Billigkeit zu beweisen.[1]

Eine, den historischen Untersuchungsmitteln der Zeit entsprechende, biographische Darstellung Friedrichs war noch nicht vorhanden. Es war das die allgemeine Klage der patriotisch gesinnten Schriftsteller. Jenisch bedauerte es, daß er keinen Deutschen nennen konnte, der Friedrichs Regierungs-

---

[1]) Die Schrift erschien in 8 Heften, Altenburg und Erfurt, 1801 und 1802. Biester hat in seiner Neuen Berlinischen Monatsschrift Band VI, 1801, Sept., S. 223, diese Ansichten scharf zurückgewiesen, namentlich die über Friedrichs Stellung zum Predigerstand. Im übrigen hat er, wie auch Teller, der ihn auf Stolz aufmerksam gemacht hatte, die Bedeutung des Predigtbuches anerkannt. Die Sammlung von Stolz enthält auch eine merkwürdige Predigt über Napoleon.

geschichte beschrieben habe außer Engel, und daß die Deutschen nichts Besseres zu tun wüßten, als die französischen Lobreden von Mirabeau (1788) und Guibert (1787) zu übersetzen. Im Jahr 1819 mußte Dohm die Klage wiederholen und noch 1833 kehrt sie bei Schleiermacher wieder.

Aber unmittelbar vor Schleiermachers Predigt hat wenigstens ein Historiker, und noch dazu der berühmteste seiner Zeit, den bestimmten Auftrag zu einer ausführlichen Biographie Friedrichs des Großen erhalten und bei der Feier der Berliner Akademie zu Ehren Friedrichs zwei Reden über ihn vorgetragen: Johannes v. Müller. Mit seinen Reden haben wir uns hier etwas eingehender zu beschäftigen; denn Schleiermacher hat sie gekannt, und seine Predigt steht in offenem oder stillem Widerspruch wenigstens mit der zweiten Rede.

Wenige Jahre erst, seit 1804, hatte sich Müller in Berlin niedergelassen und eine Stellung als Sekretär der Akademie und Historiograph des königlichen Hauses erhalten. Bald begann er sich genauer mit der preußischen Geschichte zu beschäftigen. Schon in der Vorrede zum ersten Band der Schweizergeschichte hatte er 1780 Friedrich den Großen gefeiert („Friedrich war mein Held in der Jugendzeit“) und sich unter mancherlei Schwankungen von seiner Bewunderung Friedrichs nicht abbringen lassen, obwohl dieser bei einer Audienz 1781 keinen günstigen Eindruck von Müller erhalten hatte.[1]

Am 24. Januar 1805 hielt Müller eine Rede „Über die Geschichte Friedrich II.“ und beschrieb hier die Aufgabe einer Biographie des Königs. Er wollte „seiner Monarchie den edelsten Zweck geben und den deutschen Mut zu heben suchen“.[2]

---

[1]) Müllers Werke 1810, X, 70: Rezension der nachgelassenen Werke Friedrichs; VII, 116, 140, 161, 163; Darstellung des Fürstenbundes 1787, W. IX, 297. Müllers frühere Urteile über Friedrich bei Preuß a. O. O.

[2]) Müllers Werke 1810, VIII, 101; VI, 151, 160. Joh. Gg. Müller in Schaffhausen schrieb dem Bruder, daß eine Biographie nach den Grundsätzen dieser Rede nicht nur des Helden würdig sei, sondern auch dem Preußischen Königshaus ein Ideal der Regierung vorhalten werde, wie es für diesen Staat vielleicht einzig passend sei, „Der Briefwechsel der Brüder Müller“, herausg. von Ed. Haug, 1893, S. 379.

Die Vergleichung mit großen Persönlichkeiten aus anderen Epochen der Geschichte sei zu vermeiden:[1] ein großer Mann müsse aus seiner Zeit erklärt, sein Lebensplan hervorgehoben werden. Dies sei bei Friedrich die Bildung eines Staats, der die deutsche Herrschaft in Europa verstärkte, eines Staats, der aufgebaut auf den Grundsätzen der Humanität, der Freiheit, der Aufklärung, der Nation ein freies Selbstgefühl und Zunahme des inneren Wertes verschaffen wollte, und zwar nicht durch künstliche Theorien, sondern durch Geistesarbeit. Nicht das Unwesentliche, sondern der feste Blick auf einen Zweck hin sei der Verewigung wert. Auch die Fehler dürfe man nicht verschweigen, denn selbständige Größe vertrage die Wahrheit.

Abgesehen von trivialen Allgemeinheiten bildet die Rede eine Art Gegenstück zu Arndts Darstellung. Während Arndt den König verurteilt, weil er seinen Idealen nicht entspricht, findet umgekehrt Müller seine Ideen vom Staatsleben in Friedrichs Regierungsweise verwirklicht.

Die Rede hatte den Erfolg, daß Müller vom König Friedrich Wilhelm III. den Auftrag erhielt, die Geschichte Friedrichs zu schreiben in der Erwartung, daß das Werk schwerlich einem andern je so vollkommen gelingen werde.[2]

Die zweite Rede wurde am 29. Januar 1807 gesprochen: sie ist die bekanntere und für unseren Zusammenhang wichtigere. Nicht etwa weil Müller nun hier die Früchte seiner Studien vorgelegt und neue Resultate über Friedrich und seine Zeit mitgeteilt hat. Nach dieser Hinsicht hat die Rede keine Bedeutung. Müller sagt nichts was nicht vorher schon bekannt war, was vor ihm so viele andere, was er selbst früher schon gesagt hatte. Über Vorarbeiten in seinen Studien war er bisher nicht hinausgekommen. Die Rede ist vielmehr nur von Interesse für den Charakter Müllers, seine Wandelbarkeit und Abhängigkeit von Stimmungen des Tages, und als Gegenbild zu Schleiermachers Predigt.

Zwischen der ersten und zweiten Rede hatten sich die

---

[1]) Das hatte kurz vorher 1801 noch Jenisch getan: S. 41 ff.

[2]) W. VII, 168.

politischen Verhältnisse durchaus verändert — und Müller mit ihnen. 1804 hatte er ausgerufen: „Hier bin ich zu Hause wie ein aus der Fremde gekommener Sohn; Preußens Sachen sind die meinigen und die des Glaubens meiner Väter.“[1] Vor dem Krieg 1806 war er einer der entschiedensten Mitglieder der Kriegspartei. Den endlich gefaßten Entschluß zum Krieg hatte er freudig begrüßt. Ja er war eigentlich dazu bestimmt, den Aufruf des Königs an das Volk abzufassen.[2] Da brach die Katastrophe von Jena herein. Müller war aufs tiefste erschüttert und alsbald entschlossen, da das Alte offenbar vergangen sei, sich ohne Heuchelei und Zurückhaltung zu ergeben. Ängstlich um sein Leben besorgt, durchsucht er seine Schriften, ob er den Kaiser nicht persönlich angegriffen habe, freut sich, daß eine unsichtbare Hand ihn davon zurückgehalten habe und hofft, daß ihm nichts geschehen werde.

Napoleon zog als Sieger in Berlin ein. In einer Audienz am 20. Oktober 1806 hat er Müller vollständig für sich gewonnen. „Es war einer der merkwürdigsten Tage meines Lebens. Durch sein Genie und seine unbefangene Güte hat er auch mich erobert. Gott hat ihm die Welt gegeben. Auf Preußen läßt sich kein Schluß mehr machen.“ Nun erbleicht auch die Erinnerung an Friedrich, den „enthusiastisch verehrten“. „Dem Kaiser muß ich in Ansehung der Gründlichkeit und Umfassung den Vorzug geben.“ Die Biographie Friedrichs ist abgetan. „Es ist auch keine Freude unter einer entehrten Regierung in einem herabgewürdigten Volke zu leben. Mein Wunsch ist also in dem französischen Reich eine Stelle zu suchen“.[3]

Und dieser Mann sollte nun 1807, am Geburtstage Friedrichs des Großen, die Rede halten! In Gegenwart vieler französischer Offiziere und Beamten hat er sie am 29. Januar in französischer Sprache vorgetragen und alsbald drucken lassen. Die Rede machte weit über Berlin hinaus großes

---

[1]) W. VII, 217 ff.; XVII, 332; IX, 297 (vom Jahre 1787).

[2]) Lehmann, Stein I, 389.

[3]) VII, 236, 241; Briefwechsel, Anhang S. 95; XVII, 438, 442. Vgl. über die Unterredung mit Napoleon den Brief Adam Müllers an Gentz, Schriften von Fr. v. Gentz IV, S. 267.

Aufsehen. Sie erregte den Zorn der preußischen Patrioten und mißfiel anderseits doch den Siegern, für die sie im Grunde bestimmt war. Denn die Feier wurde auf ausdrücklichen Wunsch Müllers veranstaltet, nicht ohne Widerspruch einiger Akademiemitglieder.[1]

Kein geringerer als Goethe glaubte dem angegriffenen Freunde einen Dienst leisten zu können und schrieb in der Jen. Allg. Lit.-Zeit. schon in der Nummer vom 28. Februar eine sehr anerkennende Kritik. Gleichzeitig übersetzte er die Rede ins Deutsche, und in dieser Übersetzung, die zuerst in den Nummern vom 3. und 4. März des Morgenblattes erschien, wurde die Rede allgemeiner bekannt.[2]

Die in ihrer Gedankenentwicklung nicht klare Rede zerfällt in zwei Teile.

Nach einer kurzen Einleitung, die der Veranlassung gedenkt und jährliche Gedächtnisfeiern mit Lobreden auf große Männer rechtfertigt, spricht der Redner die Behauptung aus, die als Hauptsatz des ersten Teiles anzusehen ist: Friedrich der Große gehört der Menschheit, nicht einem Volk an (1805: „er ist der Preußen Friedrich").

Damit hat er das Thema geschickt in ein neutrales und ungefährliches Gebiet versetzt. Bei dem Beweis vergißt er freilich seine frühere Warnung vor der Vergleichung mit anderen großen Männern und gibt zunächst Beispiele aus der Geschichte (Alexander, Trajan usw.).

Der weitere Beweis dafür, daß Friedrichs Ruhm ein geheiligtes Erbgut der Welt, nicht allein für Preußen ist, liegt darin, daß sein Ruhm außer Verhältnis zu den Mitteln seines Staates war. Ohne Zweifel waltet eine unschätzbare

---

[1]) von Dohm, Denkwürdigkeiten V, 33 ff.

[2]) Die Rezension, verschiedene andere Äußerungen Goethes und die Übersetzung in der Goetheausgabe von Hempel 29, 121 und 844. Das Original und die Übersetzung in Müllers Werke VIII, S. 367 und 385. Dohm glaubt, daß die Übersetzung das Lückenhafte des Originals etwas verberge. Nach den kritischen Untersuchungen der Weimarer Goetheausgabe 41, S. 381 rührt die Übersetzung in ihrer ersten Gestalt von Goethes Sekretär Riemer her. Goethe hat sie aber so genau und wiederholt mit ihm „durchgegangen" und verbessert, daß er sie schon in jener Zeit als seine eigne Übersetzung bezeichnet hat.

und zarte Beziehung zwischen einem Land und seinem Heros, insofern als der Eindruck des Hohen von dem Volkscharakter angeeignet wird und unwandelbar bleibt. Die Mazedonier haben den Ruf der besten Soldaten bis zur Gegenwart behalten. Von den Franzosen fordern wir die Kühnheit ihrer germanischen Väter (es folgen wieder Beispiele aus der Geschichte Frankreichs und der Schweiz).

Den nächsten Satz hat Goethe mißverständlich übersetzt: „Um der Erinnerungen an die Eigenschaften der Voreltern willen verzeihen wir den Nachkommen“. „C'est le respect de ces souvenirs indestructibles qui souvent a fait pardonner les fautes des enfants aux vertus des ayeux“. „Wir“ ist falsch und stört den Zusammenhang. Müller will mit dem ersten allgemeinen Satz vorsichtig andeuten, was er nachher deutlich ausspricht: große Männer verzeihen die Fehler der Nachkommen wegen der großen Eigenschaften der Väter. So war Sulla gütig gegen Athen. Große Männer haben nichts Individuelles (d. h. im Verhältnis zu anderen Großen!), sie gleichen einander und bilden für sich einen Geschlechtskreis. Die Vorzüglichsten erkennt man eben an ihrer Verwandtschaft mit den Besten, d. h. daran, daß sie verzeihen, wie Alexander Ilium nicht zerstörte, sondern dort opferte. Jedes Volk, das einem Heros angehörte, hat auf das Herz eines anderen Heroen vollkommene Rechte. „Ainsi, oh Prussiens, dans toutes les vicissitudes de la fortune et des siècles, tant qu'un religieux souvenir du génie et des vertus du grand roi et une trace de l'impression de sa vie vivra dans votre âme, il n'y aura pas à désespérer, tous les héros prouveront un généreux interêt au peuple de Frédéric!“ „Mit Teilnahme wird jeder Held (!) Friedrichs Volk betrachten“ (d. h. Napoleon ist ein großer Heros wie Friedrich und um seinetwillen wird er euch gnädig gesinnt sein und eure Fehler verzeihen, auch diesen Krieg!).

Wir erinnern uns an die Predigt Schleiermachers. „Wie schimpflich ist es, für ein ganzes Volk, seine Selbständigkeit hoffen zu wollen, von Eines Kraft zu handeln. Großes hat er ausgerichtet nur durch eine im Schoß seines Volkes entstandene und gepflegte Kraft. Mit seinem Volk ist er aufs

innigste verwachsen. Unvergänglich ist, was dem Geist und der wahren Bestimmung seines Volkes entspricht; denn dies ist die göttliche Ordnung". — Sollte hier nicht eine beabsichtigte Ablehnung der Anschauungen Müllers vorliegen?

Im September 1804 hatte Schleiermacher auf der Reise nach Halle Müller in Berlin kennen gelernt. Beide fanden an einander Gefallen. Schleiermacher nannte Müller wegen seines umfassenden Wissens eine erfreuliche Erscheinung und Müller wiederum Schleiermacher einen trefflichen Kopf, einen großen Prediger, einen edlen Menschen. Schleiermachers „Weihnachtsfeier" hat Müller gelesen und Platonische Ideen darin gefunden, („ganz der wahre Plato über den 25. Dezember"), worüber jener freilich nicht erfreut war. Die zweite Rede hat Schleiermacher, wenn auch mit einer rücksichtsvollen Entschuldigung Müllers, verurteilt. „Die Berliner sollen sehr, sehr böse auf J. Müller sein, meinend, er gallisiere. Sie tun dem Mann wohl unrecht: der Geschichtsschreiber darf sich doch nicht selbst den Mund versiegeln und die Zunge abbeißen, und er sagt, was sich nur immer sagen läßt und für den Halbverständigen schon genug unter der einzigen Form, die ihm offen steht, und immer auf das Rechte, die innere Nationaleinheit hinweisend. Seine letzte akademische Rede aber ist freilich ein schwaches Stück Arbeit, das ich in keiner Hinsicht, auch nicht die Klassizität des Französischen darin, verteidigen möchte." Schleiermacher war wohl über die Charakterlosigkeit Müllers noch nicht genauer unterrichtet.[1]

Der zweite Teil (von Seite 374, beziehungsweise 391, an) behandelt die Größe des Königs als Vorbild für die Gegenwart. Was in ihm groß war, liegt auch in uns. Einem König und unumschränkten Herrscher als solchen nachzuahmen, wäre Torheit. Friedrich ist nicht groß geworden durch Erbschaft und Schlachtenglück, sondern durch seine sittliche Großheit (grandeur morale). Sie zeigt sich einmal in seiner Pflichterfüllung. Der Krieg war Pflicht für ihn, seine Friedens-

---

[1]) Schleiermacher Br. II, 7, 58; IV, 110, 135, 138. Müller, Werke VII, 152, 159, 201. In den Vorlesungen über Kirchengeschichte, S. W. I, 11, S. 624 (vom Jahr 1806) wendet er sich gegen Müllers Ansicht über die Methode der Geschichtschreibung.

neigungen unterdrückte er. Seine ungeheure Selbstbeherrschung gebot dem Glück. Es war Pflicht für ihn, als erster Mann des Landes frei zu sein von Parteigeist, Leidenschaften, Vorurteilen. Er wollte geliebt sein, und fürchten sollte man ihn doch auch (Il vouloit être aimé, non sans un mélange de crainte). Diesen Sinn, sich zur ersten Stelle zu erheben, kann jeder haben — die meisten verfallen der weisen Mittelmäßigkeit. Entscheidend ist die sittliche Größe, nicht das Glück.

Ihr Geheimnis lag aber zweitens in der richtigen Anwendung der Zeit, mit der er seinen Geist stets erneuern konnte, durch Arbeit und Erholung in der Einsamkeit. Er hat keinen Tag verloren als den, da er starb. Er hatte Ordnung in seinen Angelegenheiten; er hörte nicht auf, sich weiterzubilden an der Geschichte und Literatur.

Müller bleibt demnach in der Schilderung der Eigenschaften Friedrichs bei den rein persönlichen Momenten stehen: ihren Beziehungen zur Regierung seines Volkes geht er vorsichtig aus dem Wege.

Und nun kommt er auf die Fehler zu sprechen.

Am 17. Oktober 1806 hatte er als Fehler Friedrichs aufgezählt die zu freien Grundsätze im öffentlichen Recht, die Schwächung der moralischen Kraft in den Gemütern, besonders wo Glaube und Gefühl das meiste vermögen, und die Vorliebe für die Sprache und Manier einer Nation, welcher der deutsche Wert nie aufzuopfern war! Auch er wäre auf die Religion und praktische Weisheit der Väter zurückgekommen, wenn er jetzt anfinge. Es war in ihm in Wahrheit so viel Großes, daß er weder Ehrfurcht noch Liebe verlieren kann dadurch, daß man zeigt, er sei Mensch. Dann beklagt Müller den Tod des Prinzen Louis Ferdinand, um fortzufahren: Gut wenn dies Opfer noch mehr anfeuert. Dann wird der Schatten Friedrichs sich freuen, wenn er durch die Ausführung seines Wunsches befriedigt wird. Sein ganzer Wunsch in der letzten Zeit war die Befreiung der Deutschen.[1]

Jetzt nennt er nur persönliche Fehler Friedrichs, die auf das „öffentliche Leben keinen Einfluß haben und über die ein

[1]) W. XVII, 424; V, 242 vom Jahr 1788 über Friedrichs Irreligiosität.

Fürst keine Rechenschaft schuldig ist". Seine Stellung zur Religion — wenn er das Wesen der Religion mißverstand und den Sinn ihrer Quellen, so wußte er die Vorsteher aller Gottesverehrungen in Grenzen zu halten, indem er sie beschützte und ihr Eigentum schonte —, Verletzung des Völkerrechts, Bevorzugen des Adels, Herrschaft des Militärgeistes, der Absolutismus: doch alles entschuldbar, wenn man auf die Motive und Vorteile achtet. Anstatt auf die Beschuldigungen des Neides zu erwidern, wollen wir lieber seiner glorreichen Siege und seines Heldensinnes gedenken. (Aus dem siebenjährigen Krieg werden überhaupt keine Schlachten genannt — um auch den Namen Roßbach zu vermeiden.)

Jedes Volk hat seinen Schutzgeist, seinen Anwalt, der, was in ihm vortrefflich war, darstellt. Nie darf ein Volk wähnen, das Ende sei gekommen. Durch die Feier des Andenkens großer Männer suchen wir zu verbannen, was den Aufflug lähmen kann. Güterverlust läßt sich ersetzen; über anderen Verlust tröstet die Zeit. Nur ein Übel ist unheilbar: „wenn der Mensch sich selbst aufgibt". (Vgl. Schleiermachers Schluß!)

„Und du, unsterblicher Friedrich, wenn von dem ewigen Aufenthalt, wo du unter den Scipionen, den Trajanen, den Gustaven wandelst, dein Geist sich einen Augenblick herablassen mag auf das, was wir auf der Erde große Angelegenheiten zu nennen pflegen, so wirst du sehen, daß der Sieg, die Größe, die Macht immer dem folgt, der dir am ähnlichsten ist. (!) Du wirst sehen, daß die unveränderliche Verehrung deines Namens jene Franzosen, die du immer sehr liebtest, mit den Preußen, deren Ruhm du bist, in der Feier so ausgezeichneter Tugenden, wie sie dein Andenken zurückruft, vereinigen mußte." —

Die Aufgabe des Redners an jenem Tage war gewiß nicht leicht. Müller selbst war vorher, als er die Rede ausausarbeitete, mit banger Sorge erfüllt, ob ihm die „Fahrt zwischen Scylla und Charybdis" glücklich gelingen werde.[1] Läßt sich auch zu seiner Entschuldigung nicht anführen, daß

---

[1]) W. VII, 258, 259; XVII, 430.

er unter dem Zwang einer notwendigen Pflicht handelte — er hatte die Aufgabe ja freiwillig übernommen —, so mag doch mancher in seiner Zeit die Schwierigkeiten in ähnlicher Weise wie Goethe empfunden haben. Goethe schrieb in der Einleitung zu jener Rezension folgende für ihn höchst charakteristische Worte: „Fragte sich ein gebildeter Redner deutscher Nation: wie würdest du dich benehmen, wenn du am 29. Januar 1807 in der Akademie der Wissenschaften zu Berlin von dem Ruhme Friedrichs zu sprechen hättest? Gewiß, er würde unmittelbar empfinden, daß die ganze Kraft seines Geistes, die Zartheit seines Gemüts, der Umfang seines Talents und die Tiefe seiner Kenntnisse ihm in einem solchen Falle nötig sein würden. Ließe er sich dann von der Vorstellung des zu Leistenden hinreißen, würde er aufgeregt, sich zu prüfen, einen Versuch zu machen, zu erfinden, anzuordnen, so könnte ihn diese Beschäftigung wohl einige Zeit fesseln; aber gar bald würde er, wie aus einem schweren Traum erwachend, mit Zufriedenheit, daß ein solches Geschäft ihm nicht obliegt, gewahr werden."

Aber niemand wird heute Goethe zustimmen, daß Müller in bedenklicher Lage trefflich gesprochen, daß sein Wort dem Beglückten Ehrfurcht und Schonung, dem Bedrängten Trost und Hoffnung einflößen mußte. Schleiermacher hätte auch in einer Akademierede andere Worte gefunden. Eine Rede bei solcher Gelegenheit, wenn sie nicht eine rein wissenschaftliche Untersuchung irgend einer Spezialfrage ist, wird immer ein Zeugnis der persönlichen Stimmung des Redners sein. Bei Müller herrschte, wie sein ganzes Verhalten Napoleon gegenüber beweist, vollständige Verzweiflung an der Rettung des preußischen Staats. Er hatte Preußen aufgegeben — war doch auch dieser kosmopolitische Universalhistoriker kein Preuße. Die paar moralischen Redewendungen über das Festhalten der Hoffnung sind Phrasen und in ihrer Begründung für die Besiegten nicht aufmunternd, sondern verletzend. Seine Angabe über den Zweck dieser Rede, „dem Sieger etwas Achtung für das Volk der Preußen einzuflößen", enthält eine doppelte Selbsttäuschung. Das war nicht sein

letzter Zweck allein, und eben darum blieb auch der Erfolg bei den Siegern aus.[1]

Müller hat in der Tat trefflich geredet, wenn es die Aufgabe des Redners war, sich möglichst ohne eigenen Schaden aus der Sache herauszuhelfen. Seine Rede ist ein Abschiedswort an Friedrich den Großen, an Müllers Studien über Friedrich, an den preußischen Staat, ein Enkomion auf Friedrich und — Napoleon.

Über die doppelseitige Wirkung der Rede war Müller sehr unglücklich. Von überallher bekam er Vorwürfe zu hören. Man hat ihn Verräter und Verleugner der Nationalität genannt. Anonyme Drohbriefe wurden ihm zugesandt.[2]

An seinen Bruder schrieb er am 20. März 1807: „Ich habe viel ausgestanden über die Berliner Philistereien. Sie haben mir sehr übel genommen, daß ich französisch vorgelesen, daß ich Friedrich erhoben (an dem Fest seines Wiedergedächtnisses), daß ich die Nation der Schonung des Überwinders empfohlen und ein paar, wirklich ganz kleine, Weihrauchskörnchen hingeworfen habe. Die Esel und die Gänse! Der erbärmlichste Kleinigkeitsgeist herrscht, und sie meinen mit Fäusten in der Tasche die Monarchie herzustellen. Nie habe ich das unsinnige Judenvolk, dem Jeremias predigte, leibhafter gesehen. Auch bin ich's ganz satt; ich kann hier nicht wieder gut werden. Es ist entsetzlich, daß niemand lesen will, was die Hand des Schicksals mit so großen Buchstaben schreibt" (VII, 267, ausführlicher im Briefwechsel der Brüder, Anhang S. 98; VII, 264 „pöbelhafte Gemeinheit" der Berliner; XVII, 433).

An den bekannten Oberhofprediger Reinhard sandte er die „Kasualrede" mit der Bitte um sein Urteil: „Einen größeren Steuermann weiß ich nicht zu nennen. Von uns ist noch nicht erschienen, was wir sein werden. Die Hauptsache

---

1) Brief an Fichte, Fichtes Leben I, 399.

2) W. XVII, 433, 435, 441, 443, 446, 450; XVIII, 12. Anders urteilte Scheffner, Mein Leben II, 426. Der letzte Brief von Gentz an Johannes Müller vom 27. Febr. 1807, — „als Streiter für eine geheiligte Sache spreche ich über Ihre frevelhafte Apostasie ein unerbittliches Verdammungsurteil aus" — ist nicht infolge der Rede Müllers, sondern eines Briefes von Adam Müller und der Erklärung Johannes Müllers über den Rheinbund geschrieben. (Schriften von Fr. v. Gentz IV, 269, Gentz' Bemerkungen über Müllers „Synkretismus" S. 283 ff.), Twesten über J. Müller, Heinrici a. a. O. S. 216; Varnhagen I, 419, 446; Preuß, Friedrich der Große III, S. 301 ff.

ist, daß ich bisher über nichts zu klagen habe." Was mag ihm Reinhard geantwortet haben?[1]

Nur wenige Männer haben ihn zu entschuldigen gesucht. Friedrich Perthes erklärte zwar, daß er das Vertrauen zu Müller persönlich nicht verlieren werde, daß dieser aber für die Nation verloren sei. In der Rede sei um des Herrn willen das übrige Menschengeschlecht zu sehr als Pack behandelt. Der große Prozeß sei noch nicht entschieden. Seine Achtung und Liebe für Müller habe ihn nicht überzeugt, und so könne auch Goethe ihn nicht bestechen, so schön seine Übersetzung sei (Perthes Leben, I, S. 174 ff.).

Dohm hat die Rede nicht selbst gehört, aber sofort nach der Veröffentlichung gelesen. Er stand mit Müller in freundschaftlichem Verkehr und sprach sich mit ihm über die Rede und ihre Wirkung aus. Über Vortrag, Stimmung und Form der Rede urteilt er nicht günstig, offenbar auch auf Grund von Berichten der Zuhörer. Er widerspricht jedoch denen, die in der Rede überall versteckte Schmeicheleien auf Napoleon und die Franzosen fanden. Den Schluß hält er für ein berechtigtes Kompliment an den Sieger (Dohm V, 33 ff.; Müller, W. XVII, 434).

Fichte (Leben I, 402 ff.) beklagte die Mißdeutung der Denkart Müllers und fand die herrlichsten Gedanken in der „verrufenen Rede"! Aus zwei Stellen, die besser weggeblieben wären, habe man einen falschen Schluß auf die Tendenz des Ganzen gezogen. Er trat für Müller bei der Regierung ein: wenn man ihn jetzt aus Preußen ziehen lasse, erhalte der Skandal, der durch Müller in der Tat nicht gegeben sei, scheinbare Wahrheit. Als Fichte im August 1807 nach Berlin zurückkehrte, schloß er sich enger an Müller an und glaubte in ihm einen treuen Mitarbeiter bei der Aufrichtung des Vaterlandes zu besitzen!

Den besten Trost fand Müller jedoch in der Rezension und Übersetzung Goethes. Goethe allein ist es zu verdanken, daß seine Rede noch späterhin gelesen und sogar in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts in einem Schullesebuch für Primaner, als Musterbeispiel „deutscher Beredsamkeit" zu finden war! (Wie ich aus der Poetik, Rhetorik und Stilistik W. Wackernagels, 3. Aufl., S. 363 sehe, auch in dessen Lesebuch;

---

[1]) W. XVII, 430. Müller hatte im Jahr 1806 die Predigt Reinhards am Johannistag „Einige tröstende Blicke auf die großen Weltbegebenheiten" (Predigten von 1806 II, S. 18, vgl. oben S. 147) gehört und sie unvergleichlich gefunden.

Wackernagel hat die Rede stark überschätzt). Müller verließ Berlin und wurde der Minister Jérômes — nachdem er kurz zuvor noch beim Abschied Fichte gelobt hatte, mit ihm kräftig und einig zu stehen über dem zertrümmerten Vaterland![1]

Am letzten Geburtstage Friedrichs, den er erlebte — er starb am 19. Mai 1809 in Cassel — am 24. Januar 1809 schrieb er seinem Bruder: „Mein Held, der große Friedrich, trat heute vor 97 Jahren in die Welt, welche er mit dem Ruhm seines Namens erfüllte. Und ich sitze hier — statt etwas Bleibendes zu schaffen, mit einem Troß von Rechnungen überladen!“[2] — —

Zum Schluß dieses Kapitels bleibt uns nach dem mancherlei Unerfreulichen noch eine angenehme Aufgabe. So sehr sich Schleiermacher von den bisher genannten Schriftstellern und Rednern unterscheidet — mit einem wenigstens berührt er sich in einigen Punkten sehr nahe, der freilich seine Ansichten und Urteile selbst nicht veröffentlicht hat, mit dem Königsberger Professor der klassischen Philologie Johann Wilhelm Süvern.[3]

In den ersten Monaten des Jahres 1808, also ungefähr gleichzeitig mit Schleiermachers Predigt, hielt Süvern in Königsberg vor einem Kreis von Männern und Frauen historische Vorlesungen. Ihr Hauptinhalt ist die Geschichte des Mittelalters; erst gegen Ende, in den beiden letzten Vorlesungen, der 22. und 23. des Zyklus, gibt er einen Über-

---

[1]) Einen interessanten Bericht über eine Unterredung mit Müller in Halle, wohin er als Staatsrat den König Jérôme 1808 begleitete, gibt Steffens VI, 17.

[2]) VII, 238. Der Bruder antwortet: „Du redest von einem Friedrich dem Großen: hat er vor 1000 Jahren gelebt? Oder warum ist keine Spur mehr von ihm in Deutschland vorhanden?“; Briefwechsel S. 434.

[3]) Andere Schriften jener Zeit, die entweder gänzlich wertlos sind oder in keinem Zusammenhange mit Schleiermacher stehen, übergehe ich. Adam Müller zitiert in seinen Elementen der Staatskunst III, 255, Schleiermachers „Reden“; in den Vorlesungen „Über König Friedrich II.“ 1810, die übrigens weniger eine historische Darstellung, als eine Entwicklung der eignen politischen Ansichten Müllers sind, konnte ich eine Beziehung auf Schleiermacher nicht finden. Über seine Stellung vgl. R. Steig S. 7 ff., 52 ff., 113 ff.; Schleiermacher Br. IV, 156: über den „Phöbus“.

blick über die Geschichte des 18. Jahrhunderts bis zu seiner Zeit.[1]

Nun ist zwar Süvern, außer von Arndt und, wie mir scheint, von den „Monologen“ Schleiermachers, besonders von Fichte inhaltlich und formell beeinflußt, so sehr, daß man öfters Fichte selbst zu hören glaubt. An Fichtes „Grundzüge“ erinnert der anklagende Ton der Vorlesungen, die bedingungslose Verurteilung des Zeitalters als einer Epoche der Selbstsucht, des Vergnügens, des Nutzens, der jedes innere Lebensprinzip und jede höhere Lebenskraft, jeder Sinn für das Ideale fehlt, die der Krisis der Selbstvernichtung zustrebt. („Der vollendete Sohn der Zeit, in dem ihr Prinzip konzentriert ist, nicht ein Werkzeug oder ein Liebling der Gottheit ist jene große mit dumpfem Erstaunen betrachtete Erscheinung!“) Auch seine Andeutungen über die Aufgaben der Gegenwart, oder der Zukunft, sind nicht klar genug und beschränken sich im wesentlichen auf allgemeine Forderungen. Über den Protestantismus und die Reformation urteilt er, in Verbindung mit jener Anklage gegen das Zeitalter der Selbstsucht sehr ungünstig, noch ungünstiger als Fichte in den „Grundzügen“. Nach seiner Ansicht besteht das Wesen des Protestantismus in einem skeptischen Bekämpfen jeder positiven Religionsform; er ist etwas bloß Negatives, das allerdings mit der höchsten Religiosität notwendig verbunden ist, insofern als er den gemeinschaftlichen Quell alles Religiösen überhaupt zu verstehen fähig ist. Der Protestantismus ist gegen alles Mythische in der Religion aufgetreten, hat alle wahre Religion wegprotestiert und so den frommen Glauben von dem Symbolischen und Idealischen abgezogen: die Reformation hat das Heilige aus dem Leben weggeklügelt. Worin das Heilige und Ideale besteht, wird nirgends deutlich gesagt, Klagen und Vorwürfe

---

[1]) Auf die Vorlesungen Süverns und auf die Parallele mit Schleiermachers Predigt hat zuerst C. Varrentrapp hingewiesen und einen ausführlichen Auszug aus dem Abschnitt über Friedrich den Großen mitgeteilt, Hist. Zeitschr. 81, 1898, S. 278. Infolge dieses Artikels wurde die 22. und 23. Vorlesung nach dem einzig vollständigen Exemplar einer Abschrift in den „Mitteilungen aus dem Litteraturarchive in Berlin“ 1901, S. 1 ff. abgedruckt.

überwiegen auch hier die positiven Vorschläge. Nur der eindringliche Hinweis Süverns auf die Erziehung ist um vieles praktischer gehalten, was bei einem Schulmann von seiner Erfahrung begreiflich ist.

Andere wichtige Teile der Vorlesungen führen dagegen von Fichte weg zu Schleiermacher: die Anerkennung von Friedrichs Staatswesen und von dem Beruf Preußens in Deutschland.[1] Wenn er in der letzten Vorlesung mit begeisterten Worten das Ideal der Opferfreudigkeit für den Staat preist und als dessen edelsten und höchsten Zweck die Darstellung der Idee von einer vollkommen organisierten Gesellschaft wahrhaft gebildeter Menschen angibt, so hatte er in der vorausgegangenen Rede gezeigt, wie wertvoll Friedrichs Regierung für die Bildung eines preußischen Patriotismus gewesen war, daß sein Staat unerschüttert dastand, weil unbegrenztes Vertrauen Volk, Heer und Fürst zur Einheit des Willens verschmolzen hatte und alle Kräfte und Teile des Volkes zu einem Ganzen verbunden waren. „Es opfern sich gern die Kräfte eines Volkes, sobald ein waltender Geist sie alle zu beleben, zu entwickeln, sie zu einer Kraft zu binden weiß. Denn vertrauen kann alsdann jeder, daß er ein wesentlicher Teil des mit Bewußtsein gelenkten Ganzen ist und nur zu dessen Zweck wirkt. Friedrich hat gezeigt, was Deutschland vorzüglich durch das brandenburgische Haus werden kann. Friedrich streute, es ist nicht zu leugnen, viel Samen auch der Gegenwart. Vieles, was man dem großen Mann jetzt zur Last legt, trifft nicht seine Maßregeln, sondern ihre mißverstandene und einseitige Anwendung. Wer kann sagen, was erfolgt sein würde, wäre es möglich gewesen, Friedrichs Leben in seinem Geist immer bessernd und das

[1]) Mehrere Abschnitte der letzten Vorlesung erinnern an das dritte Kapitel der „Monologen" Schleiermachers. So das Lob des Staates und seiner Bedeutung für die Bildung des einzelnen, die Stellen über die Aufopferung und über die Bürger eines besseren Zeitalters, S. 32, 38, 40, 45. Süvern hatte durch Schleiermachers Platoübersetzung schon 1804 Beziehungen zu diesem. Vgl. Br. IV, 105. — Die erste Rede J. v. Müllers von 1805 wird S. 17 zitiert, die zweite nicht ausdrücklich erwähnt, aber durch die Ausführungen von S. 15 an stillschweigend zurückgewiesen.

Unvollkommene tilgend, fortzusetzen?" Auch Süvern gedenkt der begonnenen Reform unter Stein und der Edikte über die Aufhebung der Gutsuntertänigkeit und über die Städteordnung; auch er ist erfüllt von dem Vertrauen der Wiedergeburt des Staates durch sich selbst. „Möchte, wenn der Augenblick der Reife da ist, möchte dann gerüstet mit Geist und mit Kraft dastehn der Staat, welcher von Anfang an dazu gewachsen, dem von seinem Friedrich die Idee als heiliges Erbe hinterlassen ist, Deutschland zu reißen aus seiner Bedeutungs- und Kraftlosigkeit und ihm den Platz zu erringen unter den Völkern Europas, der ihm gebührt."[1]

In Königsberg und Berlin, den beiden Zentren des preußischen Staates, haben also gleichzeitig zwei Patrioten die Reform durch die Erinnerung an Friedrich den Großen zu unterstützen gesucht. Süverns Vorlesungen waren von einem „in jeder Hinsicht bedeutenden Kreise von Männern und Frauen besucht." Mehrere Abschriften sind noch jetzt vorhanden; eine dankbare Leserin einer solchen, eben der jetzt abgedruckten, war die Königin Luise.[2] Süvern hat damals nur die Einleitung und einen Abschnitt aus den ersten Vorlesungen in Zeitschriften veröffentlicht. Schleiermacher aber hat seine Predigt über den engen Kreis seiner gottesdienstlichen Zuhörer einem weiteren Publikum zugänglich gemacht durch die Aufnahme in die zweite Sammlung seiner Predigten.

Leider nur in einer Predigtsammlung. Die theologische Kritik hat sie zwar mit Beifall aufgenommen und die Fortschritte gegenüber der ersten vom Jahr 1801 anerkannt. „Heiliger ward das Heilige von keinem Theologen behandelt ... Welch hohe Bildung können wir von dem Geist erwarten,

---

[1]) Mitteilungen S. 14, 18, 21, 55, 56. Varrentrapp S. 286 ff. weist noch hin auf Niebuhrs Urteile und auf Goethes und Schillers Ansichten über Friedrich den Großen, insbesondere auf die Bedeutung, die Goethes „Dichtung und Wahrheit" mit seinen Schilderungen des fridericianischen Zeitalters gerade für jene Zeit (1. Teil 1811 erschienen) hatte.

[2]) In dem Briefwechsel der Königin Luise mit Scheffner findet sich leider über die zwei letzten Vorlesungen keine Bemerkung, Altpreußische Monatsschrift I, 722 ff.

durch welchen die Religion selbst einen neuen Stil der Redekunst schaffen wird!"[1]

Aber Predigten in jener Zeit — über einen begrenzten, religiös angeregten oder gar theologischen Leserkreis drangen sie nicht hinaus, wenn auch 1808 mehr als 1791, wo Fichte mit Rücksicht auf den voraussichtlich geringen Erfolg die Veröffentlichung seiner Predigten unterließ.[2] Wie anders hätten Schleiermachers Predigten wirken können, und wie wären sie bekannt geworden, wenn er sie als „Religiöse Reden an preußische Patrioten" oder in Form von Flugschriften dem Publikum übergeben hätte! —

Die zeitgeschichtliche Bedeutung der Predigt vom 24. Januar 1808 wird trotzdem nach unserer Untersuchung klar hervorgetreten sein. Gehalten und veröffentlicht in einer Zeit, wo die widersprechendsten Meinungen über Friedrich geäußert wurden, vom schrankenlosen Lob bis zum abfälligsten Tadel,[3] in einer Zeit der Entmutigung, wo nichts die Rettung so sehr hinderte als übertreibende Vorwürfe und haltloses Schwanken, wo Berufene und Unberufene sich an der Kritik beteiligten und Regierte und Regierende nach einem festen Stützpunkt suchten, überragt die Predigt alle andern literarischen Publikationen über Friedrich und sein Staatswesen: durch die Klarheit des geschichtlichen Blicks, durch die Sicherheit des Urteils, durch die unbefangene und sachliche Kritik in Verbindung mit dem stolzen Vertrauen auf die Unzerstörbarkeit der fridericianischen Schöpfung.

Die Frage, ob die Ansichten Schleiermachers und Süverns, insbesondere die These von der Reform Preußens als einer Umbildung des fridericianischen Staats, den Tatsachen entspricht, liegt natürlich außer dem Bereich dieser Untersuchung. Sie wollte nur ihre Bedeutung in der Literatur und Stimmungswelt jener Jahre klarlegen. Doch darf nicht unerwähnt bleiben, daß neuere Historiker wieder auf ähnliche

---

[1]) Heidelb. Jahrb. II, 2, 28 ff., 232.

[2]) Der interessante Dialog, in dem Fichte seine Gründe entwickelt: W. VIII, 245.

[3]) 1810/11 sind die gehässig geschriebenen Denkwürdigkeiten der Schwester Friedrichs des Großen erschienen.

Anschauungen zurückkommen. Hat man längere Zeit mehr oder ausschließlich den Gegensatz zwischen Friedrichs Staatswesen und der Neuorganisation betont — er war gewiß weitgehender, als es jene Zeit überschauen konnte —, so achtet man jetzt wieder auf die verbindenden Linien. So erklärt denn in neuster Zeit Meinecke (Zeitalter der deutschen Erhebung S. 74), es habe sich schon damals gezeigt, daß der fridericianische Staat trotz seiner Singularität und Künstlichkeit ein lebensfähiges Gebilde war, das sich fort- und umbilden ließ. Friedrich und sein Vater hätten in der Tat mehr geschaffen, als sich aus ihren Institutionen unmittelbar ablesen ließ, und die Ansätze zu einer wirklichen preußischen Nation hinterlassen, an die sich die Reformtätigkeit Steins wenden konnte. Vgl. O. Hintze, Preußische Reformbestrebungen vor 1806, Hist. Zeitschr. 76, 413ff. Daß aber in den Kreisen des Volkes und des Bürgertums der Patriotismus der späteren Zeit mit dem nationalen Selbstgefühl zusammenhing, das Friedrich geschaffen hatte, haben wir an der dort verbreiteten Literatur gesehen.

IV.

Predigt und Akademiereden.

Im Jahre 1810 wurde Schleiermacher selbst Mitglied der Akademie. Nicht weniger als siebenmal hat er in den Jahren 1810 bis 1834 am 24. Januar bei der Feier der Akademie die Rede auf Friedrich den Großen gehalten. In seinen Anschauungen ist er sich gleichgeblieben: die Reden enthalten zum großen Teil nur Weiterführungen der Gedanken jener Predigt von 1808, unter gelegentlichen Anspielungen auf die Zeitereignisse.[1]

Am 24. Januar 1817 behandelte er die Frage: Wie würde Friedrich der Große heute regieren? In welchem Sinn darf diese Frage aufgeworfen werden, und wie weit kann man sie beantworten?

Zwei Zeiten gibt es für die Wirksamkeit eines großen Mannes, die seines unmittelbaren Erfolges und die herrlichere in der Geschichte. Zwischen beiden liegt eine Epoche, in der sein Bild unklar ist, wo Vorübergehendes mit Bleibendem, Zufälliges mit Notwendigem verwechselt wird. Diesem Schicksal unterliegt heute noch Friedrich. Zwar ist er heute nicht mehr „der Einzige", wie in der Zeit, ehe jene westliche Sündflut uns erreichte, ehe jene höllische Erscheinung uns ver-

[1]) S. W. III, 3, S. 28, 45, 69, 78, 100, 150, 163. Nur die Rede vom 24. Januar 1817, S. 28 ist von Schleiermacher selbst in den Druck gegeben worden. Die anderen Reden hat L. Jonas nach dem Manuskript Schleiermachers veröffentlicht: sie haben daher nicht die künstlerisch-rednerische Durchbildung, die ihnen der Verfasser vor dem Druck gewiß noch gegeben hätte.

blendete, die in vielen Stücken ihr Gespenst war und sein wollte; denn zu viele Veränderungen sind seitdem eingetreten.

Aber er steht uns mit seinem Wirken doch noch zu nahe, und in einem rein geschichtlichen Licht erscheint er auch jetzt noch nicht. Entgegengesetzte Urteile treten auf, die zur Spaltung der Gemüter führen. Undenkbar ist die Behauptung, Friedrichs Weisheit sei nur jener Zeit angemessen; Zeichen der Unfähigkeit die andere, er allein könne die Gegenwart glücklich machen. Wo ist die Lösung?

Keiner ist zu trennen von seiner Zeit und seinem Volk, aus dem er hervorgewachsen ist. Gehört jemand ganz der Geschichte an, so stellt man die Frage nicht. mehr. Sie ist aber ein Zeichen der Liebe und Verehrung. Lösbar ist sie nicht, insofern man jemand in die spätere Zeit versetzen könnte, sondern nur indem man die innersten Kräfte und Prinzipien erkennt, die auch jetzt noch wirken.

Ein großer Mann muß groß sein in seinem persönlichen Leben, und er muß das Leben seines Volkes in sich tragen: nicht der Schutzgeist, sondern die lebendige Seele des Volkes ist er (im Gegensatz zu Müllers Rede S. 401). Beide Seiten sind miteinander im Streit. Nur wo fester Wille beide Seiten vereint, ist auf dem Throne ein großer Mann. Das trifft zu bei Friedrich in bezug auf seine Arbeitsamkeit, seine Stellung zur Volksliteratur, sein Verhältnis zur Religion, seine Taten des Friedens und des Krieges.

Dies eigentümliche, persönliche und königliche Leben Friedrichs hat eine innere und eine äußere Seite. Die äußere kann nicht in die Gegenwart versetzt werden, weder hinsichtlich der Person, noch des Regiments. Friedrichs Maximen und Formen sind nicht Muster für uns, denn er selbst würde sie heute nicht festhalten, und wie er sein Regieren heute gestalten würde, weiß niemand.

Darum halten wir uns an das Innere: an die Kraft seines Willens, an die innere Schönheit seines Gemüts. Würde er das Heimische, dessen Kern er ehrte, Kraft der Bildung, Anmut der Sitten bei uns finden? Wie würde der Held jetzt den Geist des Volkes kräftigen! —

Die Gedanken dieser von Schleiermacher selbst ver-

öffentlichten Akademierede sind bis auf die kleinsten Züge aus der Predigt wiederholt.

Am 24. Januar 1821 beschrieb Schleiermacher die Größe Friedrichs in seiner Fürsorge für die Bildung, für Volksschule und Akademie: sie ging hervor aus seinem praktischen Sinn, weil er die Seele des Volkes war. Auch er würde heute alles anders einrichten.

Am 24. Januar 1825 erinnerte Schleiermacher an die großartige und feinsinnige Weise, wie Friedrich die Zensur über die Literatur übte. Prohibitive Maßregeln sind immer verdammende Urteile über die großen Institutionen des gemeinsamen Lebens und rein mechanische Maßregeln. Friedrich fühlte, daß er die Seele seines Volkes sei, und vertraute auf den reinen und tüchtigen Sinn seines Volkes. — Schleiermacher hat jede direkte Anwendung auf die Zeitverhältnisse vermieden: die Darstellung der Ansichten Friedrichs war die beste und eindringlichste Kritik der Reaktion.

Im Jahre 1826 entwickelte er den Begriff des großen Mannes. Er ist unendlich, wie jedes Kunstwerk höherer Gattung. Auch große Männer unterliegen ungleicher Beurteilung in ihrer Zeit und später. Die Nähe oder Entfernung von der Gegenwart bestimmt den Begriff nicht, sondern die geistige Kraft und Wirkung des einzelnen im Verhältnis zur Gemeinschaft. Der große Mann ist aber nicht der schönste und genialste der Masse, sondern der, der ihr alles gibt und nichts von ihr empfängt. Und weiter besteht seine Größe darin, daß er die Gemeinschaft zum organischen Gesamtleben anregt, daß neues gemeinsames Leben entsteht. Doch nicht in unendlichem Umfang wie das Genie in der Kunst, sondern in dem Umfang seiner Gemeinschaft, seiner Heimat. Große Männer gibt es also nicht im Gebiet der Kunst und Wissenschaft, sondern nur im Staat und in der Kirche, d. h. in der volkstümlichen, bürgerlichen Heimat! Große Männer sind nur Gründer und Wiederhersteller der Staaten und Religionen; sie stiften nicht Schulen, sondern Zeitalter. Es gab ein Zeitalter Friedrichs des Großen.

1828 erörterte er die Frage, ob ein Regent mit künstlerischen und wissenschaftlichen Produktionen öffent-

lich hervortreten solle. Friedrich war König und Schriftsteller — eine seltene Vereinigung. Bedenklich kann das Verhältnis nicht sein in einem freier entwickelten Volk, wo „die Wichtigkeit des Gegenstandes dem Kundigen gebietet, Gebrauch zu machen von dem Rechte strenger Prüfung, oder wo der Drang der Zeiten heischt, die einströmende Mittelmäßigkeit, welcher Gattung und welchen Ursprungs sie auch sei, auf jede wirksame Art zurückzuweisen, ohne Ansehen der Person". Allgemeine Regel darf es nicht sein, daß man dem Herrscher die öffentliche Mitteilung künstlerischer und wissenschaftlicher Werke verschließt. Es wäre nur von Nachteil für die Schätzung des Gebietes geistiger Tätigkeit. Gerade hierin zeigte sich der königliche Sinn Friedrichs, in dem zuerst die Überzeugung lebte, die wir jetzt alle teilen, daß sein Volk etwas werden konnte nur durch große und regelmäßige Entwicklung geistiger Kräfte. Möge es der Akademie nie an höchststehenden Männern fehlen, die als Meister der Wissenschaft den würdigen Bund zwischen dem bürgerlichen Ansehen und der literarischen Tätigkeit ruhmvoll unterhalten. Möge auch die Kritik nie persönlich werden und die feineren Formen des Lebens verletzen!

Diese Rede ist von besonderem zeitgeschichtlichen Interesse. Im Jahre vorher war während des Agendenstreites eine Schrift erschienen: „Luther in Beziehung auf die Preußische Kirchenagende usw.", als deren Verfasser der König Friedrich Wilhelm III. galt. Schleiermacher hatte sich dadurch nicht abhalten lassen, eine schonungslose und scharfe Kritik zu veröffentlichen: „Gespräch zweier selbst überlegender evangelischer Christen über die Schrift: Luther und die preußische Agende". Er hat von dem Recht des „Kundigen auf strenge Prüfung" Gebrauch gemacht.[1]

---

[1]) S. W. I, 5, 537. Vgl. jetzt darüber E. Foerster, Die Entstehung der preußischen Landeskirche II, 1907, S. 151 ff. Doch bin ich mit Foersters Ansichten über Schleiermachers Kritik nicht einverstanden. Die Schrift scheint mir nicht so einfach und populär zu sein, wie Foerster meint. Und dann zeigen gerade Foersters Untersuchungen über die Entstehung der Schrift des Königs Schleiermachers Gegenschrift in neuer Beleuchtung. Schleiermacher redet zwar von dem Verfasser jener Schrift als

Am 26. Januar 1832 sprach Schleiermacher über die Wiederherstellung der Akademie durch Friedrich. Die Akademie gehöre nicht zu den Institutionen, die schädlich wirken, weil sie länger fortbestehen als die Umstände, durch welche sie bedingt waren. Viele Vorwürfe habe man mit Unrecht gegen Friedrich erhoben, weil man seine Anstalten nach den späteren Wirkungen beurteile, nicht nach dem Gedanken, der ihnen zugrunde lag. So hatten z. B. ursprünglich das Werbesystem Friedrichs und seine künstliche Unterstützung der Fabrikation wie seine Monopole große Vorteile für den Staat. Nachteile seien erst da eingetreten, wo man diese Einrichtungen über ihr natürliches Ziel hinaus noch fortdauern ließ. Anders sei es bei der Akademie, dem „anerkannten Sensorium des Staats für alles rein wissenschaftliche Leben innerhalb desselben und der Vermittlerin zwischen nationaler und auswärtiger Wissenschaft, da die Wissenschaft wesentlich eine sei." Dies sei die Absicht des Königs bei ihrer Stiftung gewesen, eines Königs, der dem Krieg, obwohl er ihn führte, doch nicht minder abhold blieb, und diese Bedeutung seiner Stiftung sei unvergänglich.

Im Jahr 1833 redete er über Denkmal und Biographie Friedrichs des Großen.

Am Ende des 18. Jahrhunderts war das Projekt auf-

---

einem „ungeübten Schriftsteller", der nicht die gehörige Schule in der „zünftigen Sprachbehandlung" durchlaufen hat, und von „dem ungenannten Autor, von dem man nicht wisse, ob man bei der Kritik nicht mittelbar oder unmittelbar ein geliebtes und geehrtes Haupt träfe" (S. W. I, 5, S. 590 ff., 614). Aber der ganze Ton seiner Polemik scheint mir anzudeuten, daß Schleiermacher über die Person des eigentlichen Verfassers, Neander, der dem König das Material zusammenstellte, gut unterrichtet war. Richtet sich seine Schrift nur gegen den König, so hat er die Forderung am Schluß der Akademierede selbst nicht erfüllt, nämlich die einer unpersönlichen, schonenden Kritik. Und noch weniger jene der schönen Predigt vom 17. Nov. 1822, am 25 jährigen Regierungsjubiläum des Königs: Wer die Wahrheit nicht lieblich, sondern rauh und ungefällig rede, wer nicht „bei solchen Verhandlungen den Stachel des Witzes einziehe", der könne nicht erwarten, daß der König sich mit Wohlgefallen oder Dankbarkeit seiner Rede zuwende (Pr. IV[1], 187 ff. = IV[2], 185, 187). — Bei allem Reichtum an Geist und Witz machen die Streitschriften Schleiermachers immer einen unangenehmen Eindruck.

getaucht, dem König ein Riesendenkmal mitten in der Stadt Berlin auf dem Friedrichstädtischen Platz zu errichten, zur Anregung der Vaterlandsliebe und des Dankes für das, was der König für das Ganze und für jeden besonderen Beruf des Staates getan hat.[1] An diesem Gedanken war vieles schön, auch daß die Türme der abzubrechenden beiden Kirchen als Fundament des Denkmals Verwendung finden sollten. Denn ist auch der preußische Staat in seiner europäischen Bedeutsamkeit das geistige Denkmal, das der König sich selbst errichtet hat, so mußte ja, damit sich dieses zu seiner vollen Höhe erhebe, schon manches eingerissen werden, was er mit Liebe gebaut hat. Hoch muß ein solches Denkmal stehen und zugänglich zugleich, königlich und volksmäßig, Meisterwerk der Kunst und von lebendiger politischer Wirksamkeit.

Indessen, es mag kurz oder lange dauern, bis ein glücklicher Augenblick ein künstlerisches Denkmal schafft, wir brauchen nicht zu klagen: wir besitzen längst große Denkmäler von ihm; das Denkmal seiner Schlösser draußen in Sanssouci, wo uns der Geist Friedrichs umweht,[2] und das Denkmal der lebendigen Überlieferung. Doch diese letztere hält nicht mehr lange an, und es entsteht das Bedürfnis einer Geschichte des Königs, die an Stelle lebendiger Überlieferung sein Bild uns nahebringt.

Eine solche Biographie ist ein Nationaldenkmal; denn ein Zusammenhang zwischen Volksliteratur und Wissenschaft,

[1]) Es muß dies in der Zeit der zweiten Konkurrenz 1797 gewesen sein. Bei F. und K. Eggers, Christian Daniel Rauch, IV, 48, wo die Geschichte des Friedrichsdenkmals behandelt ist, wird das Projekt nicht erwähnt, ebensowenig in dem Aufsatz von H. Weiß, Zur Geschichte des Denkmals Friedrichs des Großen, Deutsches Kunstblatt II, 1851, S. 173 ff. Nachdem die Denkmalsfrage über die Zeit der Freiheitskriege geruht hatte, wurde sie Ende der zwanziger Jahre wieder aufgenommen und hat endlich 1839 zur Annahme des Rauchschen Entwurfs geführt. Am 31. Mai 1851 wurde das Denkmal enthüllt.

[2]) Schon am 21. Nov. 1806, nach dem Einzug der Franzosen in Berlin, hatte Schleiermacher von Halle aus geschrieben: „Ist es denn wahr, daß alle Statuen und alle Kunstsachen und alles persönliche Eigentum Friedrichs des Großen fortgeschleppt wird?“ Br. II, 77.

zwischen Kinderbüchern und Kalendern und den edelsten Werken der Kunst und Wissenschaft ist vorhanden. Der Stoß, den das Volk empfängt, beginnt bei dem obersten Glied, und wir haben darauf zu achten, daß die Bilder der königlichen Personen, die uns auf allen Straßen aufstoßen, einen Anflug bekommen von dem gegenwärtigen Zustande der Kunst.

Der Zeitpunkt für eine solche Geschichte ist da. Noch kann man die Verhältnisse in ihrem wahren Licht betrachten und die Materialien zusammenbringen. Zu früh ist es nicht mehr. Eine solche Biographie soll aber mehr leisten als Sammlung und Sichtung des Materials.

Wir besitzen noch keine rechte Biographie trotz aller Lobreden, die „man selbst unter dem Drang der umstürzenden Weltbegebenheiten" gehört hat — eine Erinnerung an Müllers Rede. Sie muß Lebensbeschreibung, Regierungsgeschichte, Charakterschilderung sein, und ihre höchste Vollkommenheit liegt nur in der Vereinigung dieser Aufgaben.

Wann wird ein solcher Geschichtschreiber auftreten? „Ich sage aber, gebt mir einen Mann, dem nichts zu groß ist und nichts zu klein, nichts zu nahe und nichts zu fern, der sich so ins einzelne einlebe mit seinem Helden, daß er jede Wolke, die sich auf dem beweglichen Antlitz erhob, ebensogut versteht wie der wohlgehegte Diener, jeden leisen Ausdruck der Schwermut wie die schwesterliche Freundin, der, wenn er an seine Jugend denkt, nicht nur das Bild der zerfallenden Häuslichkeit, in der er aufwuchs, vor Augen hat, sondern auch die gesamte erhabene Gesellschaft der gleichzeitigen europäischen Fürstensöhne, der einen Blick dafür hat, wie sich sein Auge für die Welt öffnete, wie sich die Geschichte in ihn hineinarbeitete, wie er das Treiben der Regenten und der Völker um sich her ansah, wie er die Bedeutung der ihm angewiesenen Stelle auffaßte. Er muß in sich bestimmt unterscheiden (und wenn er auch aus Mangel an Zeugnissen nicht wagt, sein Urteil auszusprechen), was der König geliebt und was er sich nur vorgeschrieben, was er an und für sich als gut gewollt und was er nur als vorübergehend notwendig geordnet."

Ein großer König, der auf der waltenden Stelle in der Grenze zweier Zeitalter steht, ist ein eminenter Gegenstand für die Geschichte. „In dem, was sich weit umher regte, liegt der Schlüssel zu seiner Entwicklung; in dem, was er gewesen ist und geleistet hat, liegt der Schlüssel zu dem, wie die Stöße des krachenden Weltteils auf den von ihm verfaßten Boden gewirkt haben. Diese Wechselwirkung zwischen dem einzelnen und den allgemeinen Lebensbewegungen ist der Geist der Geschichte, und wer die Darstellung Friedrichs II. nicht auf diese Weise faßt, muß sie auch wesentlich verfehlen . . .“

Dies war das letzte Wort Schleiermachers über Friedrich den Großen. Es ist, ein Jahr vor seinem Tode gesprochen, ein schönes Zeugnis einer begeisterten Vaterlandsliebe und eines tiefen Verständnisses für die Aufgaben des Geschichtschreibers. Auch die Akademiereden zeigen, wie eng verbunden für ihn die öffentliche Wirksamkeit als Redner und Gelehrter war.

Das wertvollste Glied in dieser Reihe von Reden innerhalb 25 Jahren aber bleibt die Predigt von 1808. Es sind aus jener Zeit nicht viele literarische Dokumente erhalten, die ein so plastisch anschauliches Bild der Zeitverhältnisse in einer künstlerisch so vollendeten Form gewähren wie diese Predigt. Neben Flugschriften und Briefen, Aktenstücken und Edikten behält sie ihren eigentümlichen Wert, in der Literatur überhaupt wie insbesondere in der Geschichte der Predigt. Wir haben an ihr als an einem Einzelbeispiel die wesentlichen Züge der Schleiermacherschen Beredsamkeit zu erkennen gesucht — wir kehren nun mit dem erhaltenen Eindruck zurück zur ganzen Gruppe der patriotischen Predigten, um mit einem Gesamtbild seiner Predigtweise abzuschließen.

Dritter Abschnitt.

Schleiermachers Predigtweise.

I.

Gedankenkreis der patriotischen Predigten.

Unter einem Eindruck wird gewiß jeder stehen, der den Gedankenkreis der patriotischen Predigten Schleiermachers überblickt und ihn zusammenfassend charakterisieren will: bei welcher Gelegenheit immer sie gesprochen wurden, in den Tagen der schmerzlichsten Demütigung oder des erhebenden Aufschwungs, nach der Niederlage oder nach dem Sieg, im Krieg oder beim Friedensschluß — die Anziehungskraft des Inhalts liegt in der seltenen und großartigen **Verbindung** von **Patriotismus** und **Christentum**, von glühender Vaterlandsliebe und tiefer Herzensfrömmigkeit.

Versuchen wir nun die beiden hier verbundenen Reihen näher zu verfolgen und ihre Eigentümlichkeit zu beschreiben.

Zunächst die **religiösen** und **sittlichen Gedanken.**

Sie bleiben sich gleich von der ersten bis zur letzten Predigt. In ihrer Geschlossenheit und Klarheit, in der Ruhe und Sicherheit, mit der sie vorgetragen werden, geben sie das Bild einer reifen Persönlichkeit, die nicht erst im letzten Augenblick unruhig nach einem Stützpunkt sucht, sondern die Errungenschaften langer, eigener Erfahrung vor dem Hörer ausbreitet, um ihm Suchen und Kämpfen zu erleichtern. Nicht in ihrer Vielseitigkeit, sondern in ihrer Einfachheit liegt ihre Stärke. Darum ist es auch leichter, die Religiosität Schleier-

machers, wie sie in der Gruppe der patriotischen Predigten hervortritt, zu beschreiben, als etwa die der Jahre seiner Entwicklung oder seiner letzten Lebensepoche.

Die Frömmigkeit, die er predigt, ist Gottesfurcht und Gottesbesitz, starker Glaube an Gottes Offenbarung und Walten in der Geschichte und im Menschenleben, siegesgewisses Vertrauen auf Gottes Weisheit und Liebe. Sie ist nicht Sache des berechnenden und klügelnden Verstandes, sondern des Gemüts, des Gewissens, der Überzeugung. Aber sie ist weit entfernt von Empfindelei und Sentimentalität: sie ringt nach Einheit der Welt- und der Gotteserkenntnis, und sie muß die Quelle der Sittlichkeit sein und den Willen beherrschen.

Seine Sittlichkeit ist tatkräftige Beherrschung der Welt. Auf der Gesinnung ruht die Tugend. Sie erfordert Kampf, Selbstverleugnung, Opfer, Erneuerung — aber der Begriff „Buße" fehlt.

Weil das Christentum Freude in der Liebe zu Gott ist, so ist die Verkündigung des Evangeliums Botschaft des Trostes. Nicht nur sein Glaube, auch seine sittliche Idee ist höchster Optimismus: nie zweifelt er an der Besserung und dem Fortschritt des einzelnen und der Gesamtheit. Von pessimistischer Stimmung keine Spur.

Das Christentum steht nicht im Gegensatz zum Menschlichen, sondern führt zur wahren Schönheit des Lebens. Die Welt, sofern sie bekämpft werden muß, ist nicht das Nichtchristliche überhaupt, sondern das Böse in der Welt; das Gute aber siegt. Nicht kalte Moral und gesetzliche Vorschrift ist die christliche Sittlichkeit, sondern innerer Trieb.

Seine ethische Anschauung lehnt den Eudämonismus ab — aber die verderblichen Folgen des Bösen zeichnet er erschütternd, den Segen des Guten beschreibt er ergreifend: als Motive des Willens. Die Tugend ist Ausbildung der einzelnen Persönlichkeit und Liebe im Leben der Gemeinschaft. Daraus gehen hervor: Arbeitsamkeit, rechtliches Wesen, Biederkeit usw.

Höchstes Vorbild des religiösen und sittlichen Lebens ist Christus. Möglich ist dies religiös-sittliche Ideal nur, wo Freiheit des Gewissens und Toleranz des Glaubens herrscht

und wahre Bildung des Geistes, die Vorurteile und Aberglauben bekämpft. —

Wüßten wir nichts von der Entwicklung des Predigers, der mit solchen Gedanken vor uns tritt, und sollten wir aus diesen Zeugnissen seines Seelenlebens ein Bild entwerfen, auf welchem Wege er dieses klare, entschiedene, einfache, wenn auch eng begrenzte Christentum gewonnen hat — gewiß, wir würden aus ihnen niemals den Schluß ziehen, daß er einst der Brüdergemeinde angehörte: die religiös-sittlichen Gedanken der Predigt Schleiermachers in den Jahren 1806 bis 1809, bez. 1815 haben nichts gemeinsam mit den religiösen Stimmungen, die man in der Geschichte der evangelischen Frömmigkeit unter dem Namen Pietismus zusammenfaßt: sie sind vielmehr im ganzen durchaus die der Aufklärung.

Natürlich nicht die des seichten Rationalismus und der Moralphilosophie, die er selbst mit so scharfen Waffen bekämpfte, aber die einer praktischen, auf das Sittliche gerichteten Frömmigkeit, wie sie am Ausgang des 18. Jahrhunderts in ihrer höchsten Gestalt bestimmt war durch den Idealismus der deutschen Philosophie und Literatur.[1]

Es ist sehr mißverständlich, Schleiermacher den „großen Hasser der Aufklärung" zu nennen (Foerster I, 87). Wir sehen heute deutlicher als er selbst, wie eng er mit Kant zusammenhängt, um von anderen zu schweigen, und wie stark der Einfluß der Aufklärung auf ihn war: er selbst hat in seinen Predigten wiederholt den Wert derselben so sehr gepriesen, wie nur einer der „Rationalisten". Und bei seinen Streitschriften, auch der späteren Zeit, wie gegen Ammon, darf man

---

[1]) E. Troeltsch hat für die durch die großen Philosophen und Schriftsteller am Ausgang des 18. Jahrhunderts bestimmte Aufklärung die treffende Bezeichnung „Deutscher Idealismus" eingeführt. Der Ausdruck darf nur nicht, wie das in der neuesten Zeit sich schon einzubürgern scheint, in einen zu scharfen Gegensatz zur Aufklärung gebracht werden. Auch der deutsche Idealismus ist gegenüber dem Pietismus einer- und der Reaktion anderseits Aufklärung, wenn er auch eine gewisse Art von Aufklärung bekämpft hat. Kant wird doch recht behalten, wenn er das Jahrhundert Friedrichs das Jahrhundert der Aufklärung genannt hat („Was ist Aufklärung?", 1784, W. VII, 1, 152).

nicht vergessen, daß persönliche Gegensätze bei ihm stets mitwirkten, Gründe der Zu- und Abneigung.

Schleiermachers Jugendzeit ist uns durch neuere Untersuchungen um vieles verständlicher geworden. Die Eindrücke seiner Erziehung sind ihm geblieben sein Leben lang. Sie haben sich weiterhin vertieft, aber seine ganze spätere Entwicklung knüpft an sie an — nach zwei Seiten hin.[1]

Um die Mitte des 18. Jahrhunderts war in weiten Kreisen Norddeutschlands eine Richtung der Frömmigkeit verbreitet, die wohl einzelne Züge vom Pietismus empfangen hatte, im großen und ganzen aber noch Fortsetzung der alten „Orthodoxie" war, doch unter starkem Einfluß der Wolffschen Philosophie und der ausländischen, englischen und französischen Aufklärung. Zu ihr trat dann die Einwirkung Kants und der großen Dichter hinzu.[2]

Dieser Richtung gehörten die Eltern Schleiermachers bis zum Jahre 1778 an. Der Vater war ein Freund Garves und eifriger Angehöriger des Freimaurerordens. In seinen noch erhaltenen Predigten aus dieser Zeit fällt der Nachdruck auf sittliche Forderungen. Der Christusglaube, namentlich im pietistischen Sinn, tritt ganz zurück. Dabei verwendet er ruhig die Formeln der Rechtgläubigkeit. Er redet von der Gottessohnschaft und der Versöhnung, von dem Blute Christi usw., ohne je diese Begriffe näher zu erklären oder sie mit Überzeugung zu verwenden. Ja, er geht so weit — allerdings nicht in den Predigten —, daß er meint, Christus habe seine Gottessohnschaft und stellvertretende Genugtuung nicht geglaubt, sondern nur aus Akkommodation an Volksanschauungen gelehrt.[3] Dabei war es ihm offenbar ernst um Frömmigkeit und Moral.

Ähnlich die einfach fromme Mutter, die mit ihren Kindern „oft zu Gott betete, wenn sie Untugenden an ihnen wahrnahm", aber doch nach ihren eigenen Worten „jenseits des Grabes auf nichts rechnete als die Tugend".

---

[1]) E. R. Meyer, Schleiermachers und C. G. von Brinckmanns Gang durch die Brüdergemeine, 1905, S. 1 ff., 269 ff.

[2]) Vgl. K. Sell, Der Anteil der Religion an Preußens Wiedergeburt vor 100 Jahren, 1907, S. 6, 8.

[3]) Br. I, 84.

In diesem Geist eines frommen Moralismus wurde Schleiermacher zehn Jahre erzogen. Im Jahre 1778 trat der Umschwung bei seinen Eltern ein, zuerst beim Vater, dann bei der Mutter: sie näherten sich der Brüdergemeinde. Wie nun der Sohn in die Erziehungsinstitute der Brüdergemeinde aufgenommen und in dem dort herrschenden Geist des Pietismus erzogen wurde, wie er sich von den Fesseln, die seine geistige Entwicklung einschlossen, loslöste und sich wiederum die völlig entgegengesetzte philosophische und literarische Bildung der Zeit aneignete, ist allgemein bekannt.

Für den Vater zwar war die Berührung mit der Brüdergemeinde schließlich doch nicht mehr als eine Episode. Er hat sich nicht nur mit dem Sohn ausgesöhnt, sondern er ist in gewissem Sinn wieder zur alten Richtung zurückgekehrt. Er studiert mit dem Sohn; er empfiehlt ihm die Lektüre von Lessing, Hemsterhuis, Baco, Blair; er beschäftigt sich mit Kant, Fichte und — mit Bahrdts „Moral für alle Stände"! Die Predigten seiner letzten Lebensjahre enthalten nichts mehr spezifisch Herrnhutisches, wenn sie auch wärmer und lebendiger sind als die der ersten Periode.[1]

Der Sohn aber wurde ein „Herrnhuter höherer Ordnung". Die zweifache Richtung seiner Erziehung und Bildung hatte für ihn die nachhaltigste Wirkung. Sie zieht sich durch seine ganze schriftstellerische Laufbahn, durch die ganze Entwicklung seines inneren Lebens und theologischen Denkens hindurch.[2] Und wenn er beide miteinander verbunden hat, so lag dies in seiner Natur begründet: sie kam jener doppelten Einwirkung entgegen. Wie er von Natur die schärfste Verstandeskraft besitzt neben dem weichsten Gefühl, bittersten Hohn und zerschneidende Kritik neben inniger Wärme der Empfindung (man denke nur an sein Verständnis für das geistige und seelische Leben der Frau) —

---

[1]) Br. I, 63, 75, 83, 103, 110, 125, 129, 130. Meyer 273.

[2]) Meyer 58, 257 ff., Monologen 108, Reden 14, Br. I, 295. Zahlreiche Stellen aus den Predigten und anderen Schriften der späteren Zeit lassen sich noch hinzufügen. Vgl. auch Gelzer, Prot. Monatsbl. 1855 II, S. 35, und die Abhandlung von A. Dorner, Schleiermachers Verhältnis zu Kant, Th. Stud. u. Krit. 1901, S. 1 ff., 72 ff.

so zeigt sich das gleiche auch in seinem religiösen und theologischen Leben.[1] Er bekämpft die Aufklärung und steht doch auf ihr. Er hat die Religion als unmittelbares frommes Gefühl erfahren, er hat in vielen, sehr vielen Punkten das Ideal des Gemeinschaftslebens in der Kirche, in der Gesellschaft, in der Freundschaft nach der Brüdergemeinde gezeichnet — aber er war nie mehr Pietist.

Überschaut man daher Schleiermachers Entwicklung, so wird man von seinen patriotischen Predigten sagen dürfen: ihre leitenden Gedanken, die des Gottvertrauens, der energischen Tatkraft, wobei die Person Christi als Erlöser — im Gegensatz zu seinen späteren Predigten — und der Bußkampf völlig zurücktritt, sind die der Aufklärung. Was ihn aber weit über die Prediger der Aufklärungszeit hinausführt, über Zollikofer, Sack und Niemeyer und wie sie alle heißen, ist die Wärme und Begeisterung der religiösen Kraft, die Unmittelbarkeit des religiösen Lebens, ohne daß er auf der anderen Seite auch nur das Geringste von jener merkwürdigen Begleiterscheinung des Rationalismus hat, die uns heute so wunderlich berührt: er verfällt niemals in sentimentale Rührseligkeit und Empfindsamkeit.

Und diese Frömmigkeit hat nun in den Kreisen seiner Zuhörer freudigen, herzlichen Anklang gefunden. Für sie brachten sie Verständnis und Sympathie mit. Hier fanden sie ihre eigene Anschauungswelt dargestellt; aber sie fanden sie auch zugleich weitergeführt, verklärt und vertieft durch das persönliche Leben einer geistesmächtigen Persönlichkeit.

Gewiß hat die Not der Zeit zur Gottes- und Selbsterkenntnis zurückgeleitet, den Leichtsinnigen und Oberflächlichen aufgerüttelt, den Engherzigen aus seiner beschaulichen Abgeschlossenheit zur Teilnahme am öffentlichen Leben erweckt. Wie kläglich der Ausgang der Aufklärungsepoche gewesen wäre ohne die Freiheitskriege — wer vermag das zu

---

[1]) Br. II, 146 (1808). „Was ich im allgemeinen ursprünglich angeschaut habe, fand ich so oft im einzelnen wieder: daß das Schicksal eines jeden Menschen in unmittelbarer Beziehung ist mit seinem inneren eigentümlichen Wesen.“ Über seine „Kälte und Gefühllosigkeit“ Br. II, 200, Einheit von Wissen und Gefühl II, 214.

sagen.[1] Aber eine geschichtliche Untersuchung, die eine Zeit aus ihr selbst und aus ihren Motiven und Grundlagen zu verstehen sucht, nicht vom Standpunkt einer späteren besseren Erkenntnis aus, wird, soviel ich sehe, immer mehr zugestehen müssen, je mehr Quellen sich eröffnen, daß das Zeitalter der Aufklärung und des Idealismus neben seinen vielen Schatten eine helle Lichtseite in der Geschichte der protestantischen Frömmigkeit und Sitte aufweist: in ihm ruht, nicht ausschließlich, aber mit starken Wurzeln die religiös-sittliche Bewegung in den Tagen der Reform und Regeneration.

Nur für die Predigt der späteren Zeit scheint mir die Bemerkung K. Sells S. 25 zutreffend, daß die Gestalt des Erlösers von Schleiermacher wesentlich im Bilde des Evangelisten Johannes aufgefaßt sei. Daß die Schwierigkeiten seiner Christologie schon früher sich leise andeuten, wurde oben bei verschiedenen Predigten bemerkt (vgl. Pr. I, 317). Daß aber die stärkste „Wandlung" der religiösen Anschauungen Schleiermachers — abgesehen von der Frühzeit — in die Hallesche Zeit fällt, wie Mulert S. 41 annimmt, wird wenigstens durch die Predigten nicht bestätigt, sofern man überall den Text der ersten Ausgaben beachtet. Es sei nur an die Stellung des Vorbildes Christi auch in den Festpredigten erinnert. Wiederholt haben wir gesehen, daß die Textveränderungen der späteren Zeit eine Neigung zu einer kirchlicheren Haltung anzeigen (anders Mulert S. 52). Soviel ich sehe, hängt das mit Schleiermachers Tätigkeit im Berliner Pfarramt, mit den Kämpfen um Liturgie und Verfassung und — mit der Ausarbeitung der Glaubenslehre zusammen: ich würde es aber nicht als „Wandlung", sondern als Entwicklung bezeichnen. Wer Glaubenslehre und

---

[1]) 1814 konnte Schleiermacher aussprechen, daß der evangelische Gottesdienst nicht einer außerordentlichen Reform bedürfe. „Vieles hat sich allmählich zum Besseren geändert. Gott sei Dank! Christus darf fast nirgend mehr mit Sokrates um eine mäßige Hochachtung wetteifern; die dürftige häusliche und bürgerliche Moral, die niemandem sitzen wollte, sondern jedem zu kurz war oder zu lang, macht auf den Kanzeln wieder einer lebendigen Darstellung des Christentums Platz, und das süßlichfade empfindsame Geblümel einem kräftigen Stil, die Leerheit des Kopfes und Herzens, wie gut sie sich auch unter dem Schein strenger Ehrwürdigkeit verhülle, und die eitle frivole Selbstgefälligkeit, wie gut sie sich auch als zutuliche geistliche Liebe einzuschmeicheln wisse, beide täuschen nicht mehr und können sich auf die Dauer nicht mehr in dem sonstigen Ansehen behaupten" (S. W. I, 5, S. 159).

Predigten jener Zeit vergleicht, erhält sogar manchmal den Eindruck, daß er dort mehr „vermittle“ als in diesen. Auch W. Gaß, ein feinsinniger Kenner und Beobachter Schleiermachers, glaubte die Anfänge des Standpunktes, den die Festpredigten zeigen, in der dritten Sammlung zu bemerken (Predigt der Gegenwart 1864, S. 118).

Auch darin liegt ein Unterschied von der rationalistischen Predigt, daß die Naturbetrachtung zurücktritt (Drews, Die Predigt im 19. Jahrhundert, 1903, S. 22). Aber das hängt nicht mit einem Gegensatz zur Aufklärung zusammen, sondern ist in seiner eigenen Stimmungswelt begründet. Naturbeschreibungen liegen ihm im allgemeinen ebenso fern, wie Bilder und Vergleiche aus der Natur, obschon sich viel mehr Beispiele aus den Predigten beibringen lassen, als Mulert S. 11 glaubt. Vgl. auch Br. I, 202, 227, 229, 265 und Fuchs, Stud. u. Krit. 1903, 85 ff. In den Entwürfen der früheren Zeit sind sie häufiger, vor allem in den Erntefestpredigten, die Schleiermacher sehr hoch hielt (S. W. I, 5, S. 124: hier empfiehlt er sogar die Einrichtung eines zweiten Festes des Ackerbaus, der „Grundlage aller geselligen Bildung und somit auch der Religion“; Pr. Theol. S. 154). An die Stelle der Natur tritt und mußte treten in den Jahren 1806—1815 — die Geschichte. Ein Thema, wie das von Eylert im Jahre 1809: Wie erscheinen uns die Unglücksfälle der Zeit beim frommen Aufblick zum gestirnten Himmel? („Über die weise Benutzung des Unglücks“, 1810), hätte Schleiermacher nie gewählt.

Nur nebenbei sei bemerkt, daß es nicht die Aufgabe einer geschichtlichen Untersuchung ist, über den religiösen Inhalt der Predigten von irgend einem dogmatischen Standpunkt aus ein Urteil zu fällen. Wer derartiges sucht, möge die Aufsätze von Egelhaaf a. a. O., besonders A. Brömel, Homiletische Charakterbilder, 1869, S. 150 ff., und A. Nebe, Zur Geschichte der Predigt, III, 1879, S. 1 ff., zur Hand nehmen.

Und nun der **Patriotismus**, die opferfreudige Betätigung vaterländischer Gesinnung, die sich mit jener Frömmigkeit zusammenschließt zu einem engen Bunde.

Auch seine Ideen vom Staat und von dem Verhältnis des einzelnen zum Gemeinwesen sind in den Predigten jener Zeit einheitlich und klar. Nirgends ein unsicheres Schwanken und Suchen. Die Sicherheit und Geschlossenheit der Anschauung verleiht ihnen jene klassische Ruhe, die so überwältigend wirkt. Hier hat er die reifen Früchte seiner persönlichen Überzeugung und Erfahrung dargereicht, und unausgeglichene

Gegensätze, die sich in seinen Vorlesungen zeigen, sind kaum vorhanden.[1]

Der Staat ist keine kunstreiche Maschine, die nur insofern zum Besten der einzelnen da ist, damit deren Tätigkeit ungestört weitergehen kann. Er ist kein notwendiges Übel, dem man sich fügen muß, weil er nur für Recht und Ordnung im Innern, für Verteidigung gegen außen sorgt.

Der Staat kommt auch nicht zustande durch einen Vertrag, er ist vielmehr eine notwendige Einrichtung der menschlichen Geschichte. Er vertritt eine individuelle Idee der Kultur, die aus dem Zweck der Familienverbindung hervorgeht, aber nicht mit ihr identisch ist.

Jedes Volk hat seine bestimmte individuelle Aufgabe in der Geschichte. Aus dem Gefühl der Zusammengehörigkeit zu einem Volk, aus dem politischen Gesamtbewußtsein im Gegensatz zum Privatinteresse des einzelnen und der Familie ergibt sich als notwendige Folge der Staat. Kosmopolitismus ist niemals Patriotismus.

Der Staat hat daher eine hohe Kulturaufgabe, nämlich die Kräfte des einzelnen zur vollen Entfaltung zu bringen, und darum auch die Pflicht, die Freiheit des einzelnen in Sachen der Religion, des Wissens, der Erziehung zu schützen und zu — schonen. Mit jedem Eingriff in die Freiheit verletzt er seine Aufgabe und wird zur „kunstreichen Maschine".

[1]) Einige Ausdrücke im folgenden sind den Notizen zur Vorlesung über Philosophische Sittenlehre (Winter 1804/1805) entnommen, S. W. III, 5, S. 274, von Schweizer mit d bezeichnet. Diese Notizen entsprechen völlig den gleichzeitigen Predigten. Auf die weitere Entwicklung der Ansichten Schleiermachers über den Staat kann ich hier nicht eingehen. Er hat sie in den Vorlesungen über philosophische und christliche Sittenlehre, über die Lehre vom Staat und in mehreren Akademiereden wiederholt und ausführlich ausgesprochen (S. W. III, 2, S. 234 ff., 246; III, 3, S. 227—278; III, 5, S. 272; III, 8; I, 12, S. 241—290, 440—501). Über das Verhältnis von Staat und Kirche, von Staat und Erziehung wechseln seine Ansichten; aber durchgreifende Veränderungen der grundsätzlichen Bestimmung der Staatsaufgaben treten, soviel ich sehe, nicht hervor, und die wichtigsten Begriffe der Predigten finden sich noch in den Äußerungen der letzten Lebensjahre, Lehre vom Staat III, 8; Pr. Theol. S. W. I, 13, S. 664 ff., aus der Zeit vom Jahr 1821 an.

Daraus folgt weiter, daß sich das Recht durch gemeinsame Übereinstimmung aller bildet. Regierung und Untertanen arbeiten nicht gegen-, sondern für- und miteinander. Jeder arbeitet mit, und groß ist im Staat nur, wer tüchtig ist, aber dann auch der Geringste: hier liegt die Lehre von der Volkssouveränität zugrunde, wie sie seit Rousseau sich verbreitet hatte.

Kein Staat ist unveränderlich und keiner ohne Mängel. Das Recht des einzelnen vorhandenen Staates auf Existenz und Weiterbestehen aber ergibt sich eben daraus, ob und inwieweit er und das ihm zugehörende Volk noch eine individuelle Aufgabe in der Geschichte haben und erfüllen. Das gilt nun in der Tat von Deutschland, vor allem aber vom preußischen Staat und Volk.

Wohl redet auch er von dem Volk der Deutschen, das Gott nicht verläßt, und Gedanken über Verfassung und Kriegsheer, über innere und äußere Einrichtungen in „unserem großen Vaterland" begleiten ihn vom Zusammenbruch des alten Reiches bis in die Freiheitskriege. Er war anscheinend der einzige Theologe, der im Jahre 1816 bei der Reform der Gottesdienstordnung daran erinnerte, wie zweckmäßig es wäre, im allgemeinen Fürbittegebet auch des erneuerten deutschen Vaterlandes und des „großen, hochwichtigen Werkes" der Bundesversammlung zu gedenken, und daß Preußen hierin mit gutem Beispiel vorangehen müsse.[1] Aber von der einseitigen Deutschschwärmerei eines Arndt war er weit entfernt. Seine Predigten werden getragen von dem stolzen Gefühl eines preußischen Patriotismus.

Die Vaterlandsliebe der Preußen ist für ihn Treue gegen den König. Sie äußert sich im Vertrauen zu ihm und seiner Regierung, die eine sachgemäße und wahrheitsliebende Kritik nicht ausschließt. König und Volk gehören zusammen: auf beiden ruht die Größe des Staates, wie er in der Geschichte entstanden ist. Das ist für Schleiermacher nicht eine neben-

---

[1]) Über die neue Liturgie für die Hof- und Garnisongemeinde zu Potsdam und für die Garnisonkirche in Berlin, S. W. I, 5, S. 199. Aus Predigten und Briefen wurden oben mehrere Stellen mitgeteilt; vgl. noch Pr. VII, S. 345 von 1795.

sächliche Folgerung: seine Predigten und Briefe enthalten zahlreiche Zeugnisse seiner Verehrung „gegen den guten König, dem er so gern ein Wort sagen möchte über die Anhänglichkeit des besseren Teils der Nation, über den Mut für die gute Sache und über den Haß gegen die Niederträchtigen“. Diese Königstreue ist ihm geblieben auch in Zeiten, in denen er sich wahrlich nicht der Gunst des Königs erfreuen durfte.[1]

Welches sind nun die spezifisch christlichen Motive zur Anhänglichkeit an das Vaterland? Wo ist die Verbindung zwischen Christentum und Patriotismus?

Der Staat ist eine Einrichtung Gottes. Denn er beruht auf der Natur des Menschen: der Mensch ist „gesellig erschaffen“. Ebenso ist der nationale Staat eine göttliche Einrichtung, denn er beruht auf der natürlichen und daher von Gott bestimmten Verschiedenheit der Sprache und Lebensweise der Völker. Die Geschichte, als Weiterentwicklung der Natur, bestätigt dies: die Bildung eines Staates vollzieht sich auf den höheren Stufen der Kultur. Aus der Anerkennung der Tatsachen in Natur und Geschichte, die göttliche Ordnung sind, folgt für den Christen, der an Gott und seine Regierung glaubt, die sittliche Pflicht, Gottes Werk in Staat und Volk zu unterstützen. Dies der eine Grund.[2]

Daraus folgt aber sofort der zweite.

Ist der Mensch von Gott „gesellig erschaffen“, so kann er das ihm vorgesetzte sittliche Ideal nicht ohne die Gemeinschaft erreichen. Nur in ihr kann er ausführen, was er „in sich und um sich her bilden soll“.

Die Gemeinschaft ist die notwendige Grundlage zur Ausbildung des einzelnen. Der Staat ist nicht Selbstzweck, insofern er eben ohne die individuellen Kräfte nicht existieren

---

[1]) Br. II, 72, 75, 80, 84, 181, 240; IV, 128.

[2]) Die Voraussetzung Schleiermachers „Wir wollen den Staat rein als Naturerzeugnis betrachten,“ (Lehre vom Staat, S. W. III, 8, S. 2, Anm. und ähnlich in der Predigt I, 2, No. 3) hat daher für ihn eine größere Bedeutung, als es auf den ersten Blick erscheinen mag. Vgl. schon die Monologen S. 84 und aus d. J. 1814 die Akademierede „Über die Begriffe der verschiedenen Staatsformen“, S. W. III, 2, S. 248.

kann; er dient aber auch nicht etwa nur dem äußeren Wohlsein und der Glückseligkeit, sondern der Entfaltung der menschlichen Persönlichkeit, der Ausbildung von Tugenden, die ohne den gegenseitigen Dienst der Gemeinschaft nicht entstehen und sich nicht verstärken können. Und das sind nicht nur Tugenden der Tatkraft und des praktischen Lebens: auch das religiöse Leben selbst, die Erkenntnis Gottes und seiner Regierung in der Geschichte wird im einzelnen Christen durch das Leben im Staat fortgebildet. Der einzelne dient daher nicht gezwungen und nicht äußerlich: christlicher Patriotismus ist freie ideale Gesinnung dem Staat und Volk gegenüber. Für seine Erhaltung ist jedes Opfer sittliche Pflicht, auch das Opfer des Lebens.

Das stärkste christliche Motiv zur Vaterlandsliebe ist daher der Gedanke an den Zweck des Staates für das religiös-sittliche Ideal des einzelnen Christen: die Gemeinschaft steht im Dienst des christlichen Individualismus, aber dieser ist nicht zu verwirklichen ohne die Gemeinschaft.[1]

Eben durch diese ethische Bestimmung der Aufgabe des Staates unterscheidet sich nun Schleiermachers Ansicht von den verschiedenen Staatstheorien der Aufklärungszeit, so sehr sie auch auf ihn eingewirkt haben.

Die Vertragslehre lehnt er ab. Die Gemeinschaft leitet er nicht ab aus einem freiwilligen Akt der Individuen, wobei der einzelne sich fernhalten kann, wenn er will — wie nach Rousseau noch Fichte in seinen älteren Schriften und Schleiermacher selbst in seinen ersten Studien —, sondern aus der natürlichen Bestimmung des Menschen, der für die Gesellschaft angelegt ist (animal natura sociale), und aus der von

[1]) Die Predigt I, 2, No. 3 ist in allen ihren Einzelausführungen nur ein Beweis für diese Ansicht vom Wert des Staates: „Wie sehr es die (sittliche) Würde des Menschen erhöht, wenn er in der engsten Verbindung mit seinem Vaterlande lebt"; dort auch die Unterschiede zwischen den ethischen Diensten der häuslichen und kirchlichen Gemeinschaften und denen des Staates. „Die Welt brauchen gibt Gelegenheit, alle Tugenden des Herzens zu entwickeln" Pr. I, 2, No. 10. Der einzelne erreicht ohne Anschluß an den Staat seine Bestimmung nicht, IV[1] No. 1 = IV[2] No. 3. Zweck nicht nur äußeres Wohlsein I, 2, No. 8; — Pr. I, 3, No. 8.

der Natur gegebenen Gemeinschaft und der Geschichte der Menschheit. Diese Stellung der Natur und Geschichte sucht er psychologisch zu begründen: er teilt die Ansichten der geschichtsphilosophischen Theorien, insofern auch er von dem Glauben an einen Fortschritt der Menschheit ausgeht, der durch Rückschritte, Revolutionen usw. niemals ganz unterbrochen wird. Da er aber weiter dieses natürliche und geschichtliche Recht des Staates als göttliche Ordnung bezeichnet, so greift er mit dieser religiösen Begründung auf ältere Anschauungen, insbesondere die der Reformation, zurück. Die Begriffsbestimmung des Staats aus rein philosophischen Ideen und die Aufstellung eines von der Geschichte sich entfernenden Staatsideals verwirft er.

Auf der andern Seite ist nun für Schleiermacher das Individuum nicht das Werkzeug für den Staat, wobei die individuelle Freiheit verloren geht und die Aufgabe des Staates so erweitert wird, daß er die Erziehung und Bildung des einzelnen übernimmt und ein Staatsabsolutismus entsteht — wie bei Fichte in seinen späteren Werken —, sondern er sucht die Freiheit und Selbständigkeit des einzelnen zu bewahren und sicherzustellen gegen jeden Übergriff der Gemeinschaft auf dem Gebiet des religiösen Lebens und der sittlichen wie wissenschaftlichen Ausbildung des einzelnen, ohne daß er sich nun wieder darauf beschränkt, den Staat nur als Rechts- und Sicherheitsgemeinschaft (Fichte 1796, „Die Sicherheit der Rechte aller ist der gemeinsame Wille“) anzusehen.[1]

[1]) Daß daraus im praktischen Leben Kollisionen entstehen, erkannte Schleiermacher, aber die Grenzen der beiderseitigen Gebiete, der Einzelpersönlichkeit und des Staates, hat er nur unsicher angegeben: hier liegt der angreifbare Punkt seiner Theorie, und hieraus entstanden auch die Widersprüche, auf die Foerster I, S. 84 hinweist. Die Staatsidee Schleiermachers zu beurteilen, insbesondere zu entscheiden, ob seine Ansicht in der Tat eine Unterschätzung des Staates ist, wie Foerster meint, — dies liegt außerhalb unserer Aufgabe: hier handelt es sich nur darum, die charakteristischen Merkmale hervorzuheben. Über die geschichtlichen Zusammenhänge vgl. O. Gierke, Johannes Althusius und die Entwicklung der naturrechtlichen Staatstheorien, 1880; R. Fester, Rousseau und die deutsche Geschichtsphilosophie, 1890; G. Jellineck, Allgemeine Staatslehre, 2. Aufl., 1905.

Über das Mißtrauen gegen den Staat, das gegen Ende des Jahrhunderts die Gebildeten in verstärktem Maß ergriffen hatte, und über eine negative oder gleichgültige Beziehung des einzelnen zum Staat erhebt sich demnach Schleiermacher, indem er den Wert der Gemeinschaft in ihrem Dienst für die ethische Vervollkommnung des einzelnen erblickt. Ein Dienst, den in dieser Weise nur die Gemeinschaft und unter den Gemeinschaften in seiner speziellen Weise nur der Staat leisten kann. Darum ist er mit dieser ihm allein zukommenden Aufgabe für Schleiermacher nicht ein Übel, sondern ein köstliches Gut und des höchsten Opfers wert. —

Es läßt sich eigentlich von vornherein annehmen, daß eine derartige Auffassung von der ethischen Kulturaufgabe des Staates nicht erst in der Zeit der Not entstanden ist. Frei von jeder eudämonistischen Rücksicht auf die äußere Wohlfahrt und von jedem trotzigen Fanatismus der Verzweiflung ist sie getragen von dem hoffnungsfreudigsten Optimismus. Dies hat schon Schleiermachers Schüler Thiel betont (S. 29): er habe sich nicht durch mangelhafte Staatseinrichtungen von seinem Glauben an die Vortrefflichkeit und den Wert des Gemeinwesens abbringen lassen, sondern in ihnen nur vorübergehende Erscheinungen gesehen; seine ideale Ansicht vom Staat habe die Gemüter der Zuhörer begeistert.

Gewiß hat sich das tatkräftige Staatsgefühl auch bei Schleiermacher in den Tagen des nationalen Unglücks zur vollen Reife ausgestaltet und bewährt. Aber es ist nicht mit dem Unglück entstanden und nicht mit ihm verschwunden.[1]

Verfolgen wir die Spuren weiter zurück in seinen Schriften! Wir erinnern uns zunächst an die Briefe vor der Katastrophe, an die Stellen in der Weihnachtsfeier und in der Philosophischen Sittenlehre der ersten Hallenser Zeit. Bald nach dem Antritt seines Amtes in Halle schrieb er eine Rezension des Zöllnerschen Buches „Ideen über Nationalerziehung". Als Hindernisse der Entstehung eines wahren Gemein-

---

[1]) Darauf hat zuerst W. Dilthey aufmerksam gemacht, Pr. Jahrb. X, S. 234 ff.; S. 239 f.

geistes in der Nation bezeichnete er die Verschiedenheit der Sprachen, die weitverbreitete Unzufriedenheit mit einzelnen Teilen der Staatsverwaltung (Handelszwang und Kantonwesen). Aber die Sittlichkeit als Nationalgut, nicht als allgemein menschliches Gut anzusehen, erschien ihm Rückkehr zu einem engherzigen Patriotismus. In weiteren Kreisen werde Anhänglichkeit an den Staat durch nichts so verhindert, als durch die gänzliche Unbekanntschaft mit dem Ganzen. Dagegen helfe weniger Unterricht in vaterländischer Geschichte, als die Verbindung der Schüler zu gegenseitiger Arbeit. „Es gibt keine sichrere und edlere Quelle der Liebe, als die Tätigkeit zum Besten des zu liebenden Gegenstandes.“[1]

Die Zeit der „Verbannung“ in Stolp von 1802 bis 1804 gab ihm Gelegenheit, die Frage über das Verhältnis von Staat und Kirche in der Praxis des kirchlichen Lebens zu studieren. Aus der ihn erschreckenden Erkenntnis der Mängel des Kirchenwesens entstand die Schrift „Zwei unvorgreifliche Gutachten“ 1803 bis 1804 — trotz mancher phantastischer Vorschläge die bedeutendste Reformschrift der evangelischen Kirche Preußens am Anfang des Jahrhunderts.[2] Gelegentliche Bemerkungen in den Tagebüchern deuten schon die Richtung an, die seine Anschauungen später eingeschlagen haben (Veränderlichkeit des Staats; Staat ein Ganzes von Familien, Individualität in der Politik).[3] In den Grundlinien einer Kritik der bisherigen Sittenlehre beschränkte er sich auf

---

[1]) Br. IV, 600 ff.; Br. m. Gaß S. 8, 16.

[2]) Bei der Beurteilung der Schrift ist nicht zu übersehen, daß seine eigene Gemütsstimmung ihn auch in der Kirche damals alles in trübem Lichte sehen ließ. Auf die Widersprüche zwischen den Gutachten und den Reden hat neuerdings E. Foerster I, S. 87 ff. aufmerksam gemacht. In den Gutachten selbst erhält übrigens der Staat im ersten Teil bei der Unionsfrage eine andere Stellung als im zweiten Teil, der die innere Reform der Kirche behandelt. Merkwürdige Widersprüche zur sonstigen Ansicht Schleiermachers finden sich auch hier, z. B. der Vorschlag, den Prediger zur obrigkeitlichen Person zu machen, S. W. I, 5, S. 152. Interessant sind die Studien zu dieser Schrift, Dilthey, Denkmale S. 128; 137 ff.

[3]) Dilthey, Denkmale von Seite 133 an: No. 103; 107—109; 114—118; 176, 186—191.

die Ablehnung des Staatsbegriffs als Mittel zur allgemeinen Glückseligkeit, als Schutz gegen das Unrecht oder als Verbesserungsmittel: positive Darlegungen gab er in dieser als Kritik hochbedeutsamen Schrift nicht.[1]

In einem Predigtentwurf vom 7. Sonnt. n. Trin., dem 1. August 1802, behandelte er in Stolp das Thema: Über die Forderung der Religion, unsern Verstand auszubilden (Luk. 11, 30—32). Als zweiter Grund ist genannt die Verbindung mit den moralischen Pflichten. „Ohne Weltkenntnis keine Vaterlandsliebe." Denn die Kenntnis des Fremden, Gleichzeitigen gründet eine vernünftige Liebe. Der Ungebildete hat nur eine blinde Liebe, die ebenso leicht zum Gegenteil übergeht, wenn er Fremdes kennen lernt oder wenn er sich übel fühlt. Die Kenntnis des Fremden, Vorhergegangenen gründet Duldung. Die Unwissenheit gebiert ruhestörende Entwürfe. Ohne Naturerkenntnis keine Berufsliebe für die erwerbenden, ohne Geschichtserkenntnis keine für die staatsdienenden Stände. Besondere Aufforderungen dazu liegen einmal in der Verbindung der Völker; wer sie nicht benützt, verdient außerhalb dieser Gemeinschaft zu leben, und gegen ihn werden aufstehen: unsere Vorfahren, welche sich diese Gemeinschaft durch Gewalt erworben haben, und unsere Zeitgenossen, welche sie durch Handel erhalten. Ferner in der Annäherung der Stände, durch welche sich die Kenntnisse von selbst auf die zweckmäßigste Art stufenweise verteilen. Wer sie nicht braucht, gegen den werden aufstehen diejenigen, welche die Scheidewände aufgehoben haben, und alle, die das Band der verschiedenen Volksklassen sind.

Die Anregung zu einem solchen Thema mag Schleiermacher durch eine Predigt von Hugo Blair erhalten haben. Im Sommer 1801 übersetzte er den fünften Band der Predigten Blairs.[2] Die sechste Predigt hat den Text Ps. 122,

[1]) S. W. III, 1 S. 290 ff.; Begriff des Mutes S. 296 wie später in den Predigten.

[2]) Erschienen 1802; Vorwort vom Januar 1802. Im Dezember 1800 wartete Schleiermacher auf die englische Ausgabe Br. I, 254, sie erschien im Frühjahr 1801. Also hat er den 5. Band im Sommer 1801 übersetzt.

6—9 und das Thema: Über die Liebe zum Vaterland. Sie beginnt mit einer scharfen Polemik gegen den Kosmopolitismus. Gott hat uns mit den Banden natürlicher Triebe an Familie und Vaterland gekettet. Wir müssen unser Vaterland lieben, denn es ist der Sitz unsrer häuslichen Freuden, die Gott uns durch die Natur geschenkt hat; es ist der Sitz der wahren Religion; es ist der Wohnsitz der Freiheit und einer guten Verfassung (Polemik gegen die Republik). Unsere Pflichten sind, daß wir als Privatleute christliche Tugenden üben und wahre Frömmigkeit pflegen, als Bürger bereitwillig die Maßregeln der Regierung unterstützen, die Freiheit der Presse nicht mißbrauchen und auf Ordnung sehen. Achtung vor dem Staat und seiner Regierung!

Die vereinzelten Äußerungen aus den Jahren 1801—1804 treten jedoch alle zurück hinter einem Abschnitt in einer der wichtigsten Schriften Schleiermachers aus der ersten Berliner Zeit, in den Monologen von 1799—1800.[1]

Nachdem er hier in den beiden ersten Kapiteln dieses „Selbstgespräches im Inneren des Gemütes" den Wert der inneren Selbstbetrachtung gepriesen und jedem als höchstes Ziel vorgezeichnet hatte, daß er auf eigene Art die Menschheit sittlich darstellen solle, zieht er im dritten Kapitel die Schlußfolgerung für die Stellung der Persönlichkeit zur Welt und zu den Verhältnissen der Gemeinschaft. Aber indem er hier Ideal und Wirklichkeit vergleicht, wird das Selbstgespräch zur Anklage gegen das heutige Geschlecht.

Was suchen die Menschen in der Gemeinschaft mit andern? In der Freundschaft, in der Ehe, im Staat? Richtet sich nicht ihre höchste Sorge auf die äußere Wohlfahrt? Suchen sie in der Freundschaft Ausbildung des Geistes? Erzeugt sich in der Ehe aus beider Naturen Harmonie ein neuer gemeinschaftlicher Wille?

„Wo sind vom Staat die alten Märchen der Weisen?

[1]) Monologen, erste Ausgabe, S. 83 ff.. Zum Inhalt ist zu vergleichen Dilthey, S. 450, die Einleitung Schieles zu seiner Ausgabe 1902, die klare Darstellung von E. Fuchs, Vom Werden dreier Denker, 1904, S. 278 ff., und immer noch Twesten in der Einleitung S. LXXXIII seiner Ausgabe der philosoph. Ethik Schleiermachers, 1841.

Wo ist die Kraft, die dieser höchste Grad des Daseins dem Menschen geben, das Bewußtsein, das jeder haben soll, ein Teil zu sein von seiner Vernunft und Phantasie und Stärke? Wo ist die Liebe zu diesem neuen selbstgeschaffnen Dasein, die lieber das alte eigene Bewußtsein opfern als dieses verlieren will, die lieber das Leben wagt, als daß das Vaterland gemordet werde? Wo ist der eigne Charakter jedes Staates, und wo die Werke, durch die er sich verkündet? So fern ist dies Geschlecht von jeder Ahnung, was diese Seite der Menschheit wohl bedeuten mag, daß sie von einem besseren Organismus des Staates träumen, wie von einem Ideal des Menschen; daß, wer im Staate lebt, es sei der neuen oder der alten einer, in seine Form gern alle[1] gießen möchte, daß der Weise in seinen Werken ein Muster für die Zukunft niederlegt und hofft, es werde doch einmal zu ihrem Heil die ganze Menschheit es als ein Symbol verehren; daß alle glauben, der sei der beste Staat, den man am wenigsten empfindet und der auch das Bedürfnis, daß er da sein müsse, am wenigsten empfinden lasse. Wer so das schönste Kunstwerk des Menschen, wodurch er auf die höchste Stufe sein Wesen stellen soll, nur als ein notwendiges Übel betrachtet, als ein unentbehrliches Maschinenwerk, um sein Gebrechen zu verbergen und unschädlicher zu machen, der muß ja das nur als Beschränkung fühlen, was ihm den höchsten Grad des Lebens zu gewähren bestimmt ist“. . . .

Woher kommt das Übel? Daher, daß man in der Gemeinschaft nur vermehrten äußeren Besitz des Habens und Wissens, Schutz und Hilfe gegen Schicksal und Unglück sucht und findet, nicht Hilfe und Ergänzung der Kraft zur eignen Bildung, nicht Gewinn im neuen inneren Leben. Einstweilen bietet die Welt nur tote Formeln, sie schafft eine veraltete Form glücklich beiseite und gebiert Neues, was alsbald wieder tote Formel wird. Aber die

[1]) Hier druckt Schiele in seinem Neudruck der ersten Ausgabe, Leipzig 1902, „Alle“; in S. W. III, 1, S. 388 (4. Ausgabe) steht „alle“, es muß wohl zu ergänzen sein „alle Staaten“. So erst wird die Stelle verständlich.

göttliche Phantasie gibt der besseren Zukunft sichere Ahnung, und es kommt das erhabene Reich der Bildung und der Sittlichkeit.

Hier liegen in der Tat die wichtigsten Grundgedanken und Begriffe der Anschauungen Schleiermachers vor. Die Polemik gegen die Staatsphilosophie, die nicht vom Boden der „Natur“ und Geschichte ausgeht, die Ablehnung der Vertrags- und Schutztheorie, der Kampf gegen die Gleichgültigkeit des einzelnen dem Staat gegenüber, der Wert des staatlichen Gemeinwesens für die Entfaltung der eignen Individualität — fast jeder einzelne Ausdruck ist uns schon bekannt. Die Schilderung unterscheidet sich nur darin von den späteren Predigten, daß hier als allgemein menschliches Ideal dargestellt ist, was später als christliches erscheint, und daß sie dem Charakter der Schrift gemäß — im Ton der härtesten und herbsten Anklage gehalten ist.

Eben dieser Ton hat aber zu Mißverständnissen geführt. Man hat die Anklage als eine wesentlich gegen den bestehenden Staat gerichtete angesehen und hat gleichzeitig die Entstehung des Gedankens „die Gesamtheit gibt dem Individuum neue Möglichkeiten der Wirkung“ mit der Romantik in Beziehung gebracht.[1]

Nun wirft der Dichter ja allerdings die Frage auf: Wo ist der eigene Charakter des Staats und wo seine Werke? Aber der Zusammenhang des Monologs, oder des Gesangs, wie man fast sagen möchte, beweist, daß dies nur eine Zwischenfrage ist. Die Anklage richtet sich als ganze nicht gegen den Staat, sondern gegen die Individuen, die dem Staat fremd gegenüber stehen oder ihn nur als Übel, Maschine oder Schutzwehr ansehen und dadurch bewirken, daß der Staat keinen eigenen Charakter hat. Schleiermacher träumt hier nicht von einem „neuen Staat, der im Gegensatz stände zum bisherigen, absolutistisch-bureaukratischen“, sondern „als Fremdling der Denkart des jetzigen Geschlechts, als prophetischer Bürger einer späteren Welt“ träumt er von anderen Menschen,

---

[1]) F. Meinecke, Das Zeitalter der deutschen Erhebung, 1906, S. 24 ff.; 26; 55.

die den Wert des Staates für sie selbst erkennen.[1] In gleicher Weise klagt er nicht die Institution der Ehe und die Freundschaft an, sondern die Menschen, die in Ehe und Freundschaft nicht das Richtige suchen. Die Ansicht über das Verhältnis von Einzelpersönlichkeit und Staat ging aus dem Individualitätsbegriff Schleiermachers hervor. Dieser steht nun nicht etwa in einem Gegensatz zur Gemeinschaft, so daß ein Ausgleich, eine Vermittlung zwischen Individuum und Gemeinschaft nötig wäre. Individualismus heißt in den Monologen: Jeder Mensch soll auf eigne Weise die Menschheit darstellen, und daraus ergibt sich als Folge: Jede geschichtliche Daseinsform der Menschheit, Ehe, Freundschaft, Kirche, Staat usw., soll ein eigenes Gepräge erhalten, soll als Individuelles verstanden werden, und eben in dieser Individualität liegt ihr Wert für den Menschen, dessen inneres Wesen auf das Verständnis der anderen angelegt ist. Daher die Opposition gegen den Idealstaat und die kosmopolitische Gemeinschaft, die nicht die nationalen Eigentümlichkeiten beachtet.

Den Individualitätsbegriff Schleiermachers hat Schiele in seiner Einleitung vortrefflich klargelegt. Nur darin kann ich ihm nicht zustimmen, daß dieser die wissenschaftliche Rechtfertigung des romantischen Kulturideals sei. Ob und wieweit Herder Schleiermacher direkt beeinflußt hat, wage ich nicht zu entscheiden. Aber zu ähnlichen Gedanken wurde Herder durch sein geschichtliches Verständnis geführt. Auch der Satz S. XXIV, daß Schleiermacher vom Allgemeinen zum Besonderen gehe, ist ebenso mißverständlich, wie die Bezeichnung „Konfessionen“ falsch ist. Vgl. auch Fuchs S. 293 ff., 299, 341, 351 ff., 357 und 280. Zur Kritik der Ansichten Schleiermachers: G. R. Klepl, die „Monologen“ Schleiermachers und Fr. Nietzsches „Jenseits von Gut und Böse“, 1901 S. 53 ff.; wenn Klepl S. 72 sagt, es bleibe dunkel, wieweit der Staat auf Grund nationaler Zusammengehörigkeit gedacht sei, so erklären die Predigten, die nur die Fortsetzung und Weiterbildung der Ansichten in den Mo-

[1]) Br. I, 235, 3. Dez. 1799: „Hier ist es mir täglich vor Augen, wie alle Teile der Staatsverwaltung mit unwürdigen Menschen ohne wahre Kenntnisse und besonders ohne allen Charakter überladen sind, und wie sich dergleichen bloß durch die Länge der Zeit und durch die Bereitwilligkeit, mit der jeder seinesgleichen forthilft, zu höchsten Stellen heraufschwingen.“

nologen sind, daß zum „eigenen Charakter" des Staats die Nationalität gehört. — Der Ausdruck „Individualismus" für die Ansicht Schleiermachers ist so, wie er gemeinhin verwendet wird, eigentlich nicht zutreffend; denn hier handelt es sich nicht etwa wie bei W. von Humboldt um das Recht des Individuums auf unbeschränkte Freiheit, wobei indirekt oder direkt ein Gegensatz zur Gemeinschaft mitspielt, sondern um die sittliche Pflicht des Individuums, auf eigene Art die Menschheit darzustellen gegenüber einem allgemeinen Vernunftgesetze (Unterschied von Fichte!).

Und dann die „Romantik"! Es ist nicht leicht, sich in dem Irrgarten zurechtzufinden, den die Literaturhistoriker immer noch mit diesem Namen bezeichnen. Schleiermachers Freundeskreis in Berlin um die Wende des Jahrhunderts ist bekannt: nach Diltheys Urteil war ihm aus der Reihe der älteren Romantiker, der Schlegel, Tieck, Novalis, sogar niemand verwandter als Wackenroder.[1] Von einem inneren Anteil an der Sehnsucht nach dem Mittelalter und der Zeit Dürers ist nun bei Schleiermacher nichts zu finden. Wiederum fehlen bei jenen ähnliche Ansichten über den Wert des Staats, wie er sie ausgesprochen hat. Die Interessen Fr. Schlegels scheinen in jener Zeit nach ganz anderer Richtung gegangen zu sein.[2] Mehr Beziehungen finden sich in den Fragmenten von Novalis. Hier kehren Gedanken über das Wesen und die Aufgabe des Staats häufig wieder. Aber so geistreich sie sind — sie sind offenbar von der zeitweiligen Lektüre des Dichters beeinflußt und widersprechen sich daher häufig. Klagen über die „maschinistische Administration Preußens" unter Friedrich dem Großen, Reflexionen über die besten Staatsformen, über Monarchie und Revolution, Verherrlichung des Familienlebens Friedrich Wilhelms III. und der Königin Luise („Glauben und Liebe") folgen bunt durcheinander.

An Schleiermacher erinnert das Wort: „Der Mensch hat

---

1) Dilthey S. 279.

2) Vgl. die Ausgabe seiner Jugendschriften von J. Minor, Fr. Schlegel, 1794—1802, Wien 1882, 2 Bände; R. Fester, Rousseau und die deutsche Geschichtsphilosophie S. 188 ff. Schlegels Kritik der Kantschen Schrift „Zum ewigen Frieden" II, 57 (Versuch über den Begriff des Republikanismus).

den Staat zum Polster der Trägheit zu machen gesucht, und doch soll der Staat gerade das Gegenteil sein: er ist eine Armatur der gespannten Tätigkeit, sein Zweck ist, den Menschen absolut mächtig, und nicht absolut schwach, nicht zum trägsten, sondern zum tätigsten Wesen zu machen. Der Staat überhebt den Menschen keiner Mühe, sondern er vermehrt seine Mühseligkeiten ins Unendliche, freilich nicht, ohne seine Kraft ins Unendliche zu vermehren. . . . . Der Staat wird zu wenig bei uns verkündigt. Es sollte Staatsverkündiger, Prediger des Patriotismus geben. Jetzt sind die meisten Staatsgenossen auf einem dem feindlichen sehr nahe kommenden Fuße mit ihm. . . . Aus jedem echten Staatsbürger leuchtet der Genius des Staats hervor. . . . Der Staat ist eine Person wie das Individuum . . . ." Daneben dann wieder Ideen über die allgemeine Menschheit der Deutschen: „Deutsche gibt es überall; Germanität ist nicht auf einen besonderen Staat eingeschränkt".[1]

Im ganzen waren, außer etwa Novalis, die Romantiker, die mit Schleiermacher nähere Beziehungen unterhielten, kosmopolitisch gesinnt. „Nicht in die politische Welt verschleudre den Glauben und die Liebe, aber in die göttliche Welt der Wissenschaften und der Kunst." „Der merkwürdige Zug im Nationalcharakter der Deutschen wäre eben ihre Existenz ohne den Staat und über den Staat hinaus, ihre rein geistige Ausbildung." Solche Worte Fr. Schlegels, Fichtes, gehen gerade in der den Monologen entgegengesetzten Richtung, da diese von jedem Staat einen individuellen Charakter verlangen. So konnte der nicht sprechen, der in den Reden sogar die Deutschen für die einzigen hielt, die fähig und würdig sind, daß der Sinn ihnen aufgeregt werde für heilige und göttliche Dinge.[2] So konnte damals überhaupt nicht sprechen, wer ein Preuße war und als Preuße Interesse an dem Leben seines Staates hatte. Wackenroders Ver-

---

[1]) Novalis' Schriften; herausgegeben von J. Minor 1907, II, 157, 166; 146 ff.; 270, 220, 150, 271; III, 273; II, 141. Das öfters zitierte Wort „Deutschheit ist Kosmopolitismus mit der kräftigsten Individualität gemischt" konnte ich nicht auffinden.

[2]) Reden, 1. Ausgabe S. 16.

spottungen des brandenburgisch-preußischen Patriotismus hätte Schleiermacher gewiß schroff und entschieden abgelehnt.[1]

Die Bedeutung, die die sog. Romantik für Schleiermacher hatte, wird, soviel ich sehe, vielfach nicht richtig beurteilt. Nicht daß sie überschätzt würde, ist der Fehler. Ihr Einfluß war groß, in mancher Hinsicht dauernd. Aber er liegt nicht sowohl in dem Gedankeninhalt, den er dort empfangen hätte — z. B. das Verständnis für geschichtsphilosophische Interessen und Studien ist durch Schlegel gewiß gefördert worden, soweit er es nicht, wie die anderen Romantiker auch durch Herder erhalten hatte —, er geht vielmehr nach der rein ästhetischen Seite hin. Durch den Verkehr mit Schlegel und Genossen ging Schleiermacher erst der Sinn für die Formseite der Literatur auf: für die Form, wie sie mit der Stimmung zusammenhängt, für den ästhetischen Genuß an der Sprache und am Stil, für die künstlerische Gestaltung eines Schriftwerkes. Von diesem Gesichtspunkt aus lese man einmal die Reden, die Monologen und — die Briefe über die Lucinde! Wie schwelgt er geradezu in den Reden und Monologen im Gebrauch der Sprachmittel! Man wird gewiß diese Werke als Darstellungen seiner Lebensanschauungen ansehen dürfen. Aber nur mit einer gewissen Vorsicht. Es sind Dichtungen, Phantasien; und Dichtungen können immer nur mit höchster kritischer Vorsicht als Quellenschriften religiöser und ethischer Lebensansichten angesehen werden. Noch dazu Schöpfungen aus einer Gruppe von Dichtern, die selbst den höchsten Wert

---

[1]) In welcher Weise dann die spätere Berliner Romantik Christentum und Patriotismus verband, zeigt der Kreis Arnims, Kleists, Adam Müllers. Hier ist, soviel ich sehe, der Ausdruck „christlich-deutsch" geprägt worden, der später in die Studentenkreise gedrungen ist. Christentum, Königstreue, Schutz historisch gewordener Rechte, Befreiung des Vaterlands waren die Ziele der „christlich-deutschen" Tischgesellschaft. Und daneben die Zeltersche Liedertafel, gegründet am 24. Januar 1809, für die Goethe seine noch heute bekannten Lieder der Freude und des Weins gedichtet hat. Die Liedertafel sang ihre Lieder dem König, dem deutschen Sinn, der deutschen Treue. Zu ihren Gästen gehörten Gelehrte, Künstler, Minister, Beamte und neben Arnim und Brentano — Schleiermacher und Reimer. Vgl. R. Steig, Heinrich von Kleists Berliner Kämpfe 1901, S. 15, 23, 419.

auf die Formseite, auf das Formale des Ästhetischen gelegt haben. Die Parallele mit der bildenden Kunst liegt nahe. Wo den Künstler nur die Technik, nur das Formale interessiert, ist ihm der Stoff gleichgültig. Aber auch bei einem Kunstwerk, wo Inhalt und Form eins sind und einander gegenseitig bestimmt und erzeugt haben, kann man nur erkennen und schließen, daß in dem Moment der Schöpfung Geist und Sinn des Meisters vom Inhalt ergriffen waren. Das ist poetische Stimmung. Aber doch eben nur Stimmung des Augenblicks.

Über den literarischen Charakter der Monologen insbesondere gibt die zuverlässigste Aufklärung der Dichter selbst. Er nennt sie „einen lyrischen Extrakt aus einem permanenten Tagebuch". „Ein Monolog ist offenbar eine Annäherung an das Lyrische". Wiederholt mußte er später erklären, daß es sich für ihn nur darum gehandelt habe, das „Urbild", „das innerste Gesetz seines Lebens" in „Ideen" darzustellen. Er hat sich ausdrücklich dagegen verwahrt, daß er in der wirklichen Erscheinung so sei, wie er sich in den Monologen darstellt. Und so hätte er gewiß in diesem Fall auch auf sich selbst angewendet, was er in jener Zeit von dem Dichter Goethe aussagte: „Was Ihr von Goethe sagt, darüber kann man wohl eigentlich nichts sagen, wir nämlich, die wir den Menschen Goethe nicht kennen. Es gibt doch in Schriften ein Etwas — aber in diesem Augenblick kann ich es nicht beschreiben — woraus man selbst bei einem Dichter mit Sicherheit auf den Menschen schließen kann".[1]

Br. IV, 64; IV, 66 f., I, 338, 401; III, 77; I, 263, 278, 296, 377; II, 15 usw.; Vorreden zur 2. und 3. Auflage. Man stelle den Reden und Monologen die Grundlinien einer Kritik gegenüber und wende nicht etwa ein, diese Schriften ließen sich überhaupt nicht vergleichen. Schleiermacher selbst regte dazu an: „Die Grundlinien sollen kein Kunstwerk sein, sondern auf Denkungsart und Ansicht der Menschen einwirken",

[1]) Br. I, 221 vom Mai 1799. Man darf auf die Einzelausdrücke in den Reden und Monologen nicht zu viel Gewicht legen. Die beständige Rücksicht auf den Rhythmus in den Monologen nötigte ihn zu Wendungen und Wortverknüpfungen, die er allein um des Gedankens willen nicht gewählt hätte.

Br. an Dohna S. 27. In den Grundlinien war es ihm eben nur um die Sache, in keiner Weise um die Form zu tun. Das „Romantische" in den Monologen sind die „Phantasien" S. 111.

In der ersten Sammlung der Predigten von 1801 sind mancherlei Anklänge an die Monologen z. B. I[1] S. 118 (Nr. 8); S. 86 (Nr. 6). Schade, daß er seine Absicht eine ähnliche Reihe religiöser Selbstgespräche zu schreiben, nicht ausgeführt hat. Daraus hätten sich interessante Vergleichungspunkte mit den Predigten ergeben. Aber als er im Jahr 1821 diese Absicht im Vorwort der 3. Ausgabe der Monologen aussprach, hätte er sie in ähnlicher Weise wie ehemals in jenen überhaupt nicht mehr ausführen können. Nicht die Zeit hat zur Ausführung gefehlt, wie er dort meint! —

Doch woher kommt das Interesse am Staat, am Einzelstaat, an einem individuellen Staat? Für Freundschaft, Liebe usw. waren auch seine Berliner Freunde empfänglich — woher bei Schleiermacher die Mahnung, für die Form der Gemeinschaft im Staat auch das Leben dranzugeben?

In der Zeit, als er die Reden schrieb, begann der für ihn so bedeutungsvolle Einfluß Platos, mit dessen Studium er schon in Barby und Halle beschäftigt war. Beim Niederschreiben der Reden pflegte er sich „an Plato zu stimmen", und in derselben Zeit entstand der Plan einer Platoübersetzung, der er späterhin soviel Arbeit und Liebe zuwendete.[1] In den Monologen denkt er daher an Plato, wo er vom „Märchen der Weisen über den Staat" redet; den Menschen seiner Zeit, die „jenen Staat für den besten halten, den man am wenigsten empfindet", hält er das „Kunstwerk" des Staates entgegen, dessen Eigenart die Fortbildung der geistigen Individualität ist, wie bei Plato der Staat die Aufgabe hat, die Tugend der Bürger zu vervollkommnen. Er beklagt es wie Plato, wenn die Gemeinschaft zum Dienst des Irdischen und Sinnlichen herabgewürdigt ist. In der Einleitung zur Übersetzung des Platonischen „Staates" nennt er den Staat die „Vereinigung aller Tugenden im Großen". Im einzelnen konnte er die Ideen und Vorschläge Platos freilich nicht teilen. Aber dessen Auffassung vom Wert des Staats hat sicherlich seine Stimmung

---

[1]) Br. I, 196, 200, 202, 213; 220.

beeinflußt, und sein eigenes Gefühl für die Bedeutung der staatlichen Gemeinschaft vertieft und gestärkt.[1]

Hier ist der Ort, noch auf einen anderen Punkt kurz hinzuweisen, der eigentlich schon vorhin hätte erwähnt werden sollen. Plato hat auf Schleiermachers ethischen Gedankenkreis überhaupt eine tiefgehende Einwirkung ausgeübt. Eine genauere Untersuchung dieses Einflusses müßte vor allem bei den „Grundlinien einer Kritik der bisherigen Sittenlehre" von 1803 einsetzen, einem Buch, das zu den wichtigsten Werken Schleiermachers gehört. Dort ist neben Spinoza Plato gewöhnlich derjenige Ethiker, dem Schleiermacher am meisten zustimmt.[2]

Doch auch zwischen einzelnen Predigten Schleiermachers aus der Hallenser und ersten Berliner Zeit, und einigen Dialogen Platos sind auffallende Berührungspunkte vorhanden, sowohl in einzelnen Sätzen und Begriffen als in gewissen immer wiederkehrenden Grundgedanken.

Ein wesentlicher Gegenstand der großen patriotischen Predigten ist die Polemik gegen die „Identität des Angenehmen und des Guten", also gegen den Eudämonismus, wie auch Plato nicht müde wird, gegen dieselbe „normalfalsche Verknüpfung der Sophisten anzukämpfen" (S. W. III, 4, 1, S. 99). Die Predigten No. 2, 5, 7, 11 der zweiten Sammlung erinnern fortwährend an Platos Protagoras, bes. an 350 ff., an Gorgias 470—480, an Euthydem 280 ff., oder an Theätet 176, wo die Verähnlichung mit Gott als Weg zum Sieg über das Böse so schön geschildert ist (vgl. auch die Predigt über die Gerechtigkeit Gottes I, 1, 7 mit Theätet 176).

Zu der Predigt über die Furcht Gottes, I, 2, No. 7, liegen eine Reihe von Parallelen vor: Apologie 29 A ff.; Euthyphron 12; Protagoras 358 E: „Furcht ist Erwartung eines Übels. Wird ein Mensch dem nachgehen, wovor er sich ängstigt, wenn er andres erhalten kann? Wovor jemand sich ängstigt, das hält er für böse, und was er für böse hält, dem wird niemand mehr nachgehen, noch es mit seinem guten Willen hinnehmen";

[1]) Einleitung zu III, 1 vom Jahr 1828, 2. Aufl. 1862, S. 11 ff., 14; Einleitung zum Politicus II, 2, S, 174 f. und Plato, Theätet 172 A.

[2]) Die Vorlesungen über Geschichte der Philosophie (S. W. III, 4, 1) bieten nicht viel; mehr natürlich die Philosophische Sittenlehre und die Christliche Sitte. Einige allgemeine Bemerkungen bei A. Kalthoff, Schleiermachers Vermächtnis an unsere Zeit, 1896, S. 130 ff.: „Das Griechische in Schleiermacher". Die Einwirkung nach der formalen Seite wird im zweiten Kapitel dieses Abschnittes berührt.

vgl. Pr. I[1], S. 284 ff. und S. 217 ff.; Grundlinien S. 420; auch die allgemeine Wirkung der Furcht entspricht den Ansichten Platos, z. B. Theätet 176 f.: „Die Strafe der Ungerechtigkeit ist nicht Leibesstrafe und Tod, sondern jene, der es unmöglich ist, zu entfliehen, daß man nämlich immer ähnlicher wird dem Leben der Ungerechtigkeit, das man führte." Zu den Begriffen „Mut" und „Tapferkeit" in No. 7 und „Beharrlichkeit" in No. 11 vgl. außerdem Laches 198 B; Politicus 307 f. (Pr. I, 2, No. 3); Phädo 68, 84, 107, 114 E (vgl. Pr. I[1], S. 285).

Frömmigkeit als Furcht (Opferdienst), Pr. I, 2, No. 2, S. 218, vgl. Euthyphron 14 E (mit Schleiermachers Predigt über das Gebet I, 1, No. 2 vgl. Euthyphron und Alcibiades II). „Knechtschaft" Pr. I, 2, No. 2 — z. B. Theätet 175, Phädo 69.

Im zweiten Teil der Predigt I, 2, No. 11, S. 350 f., wird die Besonnenheit mit der Selbsterkenntnis und mit der Pflicht, das Seinige zu tun, ebenso verknüpft wie im Charmides 161—165 (über die „Selbstkenntnis, das herrliche Gut, das in den Widerwärtigkeiten des Lebens erworben wird, wie längst alle Weiseren erkannt haben": Pr. I, 2, No. 5, S. 253).

Zusammenhang zwischen dem Tun des Guten und der Liebe zu Gott (Pr. I, 2, No. 5) — Protagoras 345.

Die Predigt über die Überwindung des Bösen durch das Gute I, 2, 11 erinnert an Protagoras 354 ff., Pr. IV[1] No. 57 an Apol. 28 D.

Schleiermachers Ansicht über die Offenbarung Gottes in der Natur und Geschichte entspricht der Platos über „die Welt als ein werdendes, aus Kunstwerken ins Unendliche zusammengesetztes Kunstwerk der Gottheit" (Grundlinien S. 44).

Die Predigten sind durchzogen von dem Gedanken, daß die Tugend unteilbar ist, daß dieselbe Kraft, die die eine erzeugt, auch die anderen hervorbringen muß, daß z. B. die Tapferkeit keine von den anderen Tugenden unterschiedene, besondere Tugend ist — Laches 192 ff., 199; Schleiermachers Einleitung zum Laches S. 216 f.; Grundlinien S. 325. Mut im Gegensatz zur Kühnheit oder Verwegenheit Pr. I, S. 346 ff. — Laches 197.

Manche dieser und anderer Analogien beruhen gewiß darauf, daß jene Predigten die Ideale christlicher Sittlichkeit auf der Grundlage der allgemein menschlichen darstellen. Aber die Ähnlichkeit der Begriffe und Gedankengruppen beweist, daß Schleiermacher eben durch Plato die Anregung dazu erhalten hat. —

Doch kehren wir zu den patriotischen Anschauungen Schleiermachers zurück!

Schleiermacher brachte noch ein anderes kostbares Gut mit, als er im Jahre 1800 über seine bis dahin gewonnene sitt-

liche Lebensanschauung sich selbst Rechenschaft gab. In der klassischen Periode unserer Literatur priesen sich große Denker und Dichter glücklich, Glieder eines „Gedankenstaates" zu sein, der nicht an die Grenzen eines Landes und Volkes gebunden war. Wo aber in Deutschland konnte damals überhaupt ein solches Staatsgefühl vorhanden sein wie in Preußen? Schleiermacher durfte im Jahr 1800 vielleicht mit Recht klagen, daß seinem Staat zur Zeit der eigne Charakter fehle. Aber daß er überhaupt sich über diese Klage aussprechen konnte, verdankt auch er dem Staatsgefühl, das seit den Tagen Friedrich Wilhelms I. und vor allem Friedrichs ein Preuße haben konnte.

Schleiermachers Jugend und Erziehung gehört noch der fridericianischen Zeit an. Sein Vater war von 1760 an Feldprediger in der preußischen Armee und zog 1778 beim Ausbruch des bayrischen Erbfolgekriegs mit den Truppen noch einmal ins Feld. Der Sohn (geb. 1768 in Breslau) hat gewiß im elterlichen Haus und in der Schule mancherlei aus dem Leben des Königs gehört, Erzählungen und Anekdoten, wie sie schon während der Regierungszeit Friedrichs weit verbreitet waren. Auch der Geschichtsunterricht in den Erziehungsanstalten der Brüdergemeinde in Nisky und Barby, wo er vier Jahre, von 1783 bis 1787, zubrachte, mag ihm weitere Anregung nach dieser Richtung hin gegeben haben. Daß wenigstens einzelne seiner Lehrer das Andenken an die große Zeit lebendig erhielten, läßt sich aus der Debatte über den Opfertod Schwerins bei Prag entnehmen, die sich an die Vorlesung eines Dozenten anschloß.[1] Aber sein Interesse wandte sich damals doch mehr der schönen Literatur zu, und in der Studienzeit in Halle lagen ihm andere Dinge näher als Politik. Er fühlte zwar die Notwendigkeit des Studiums der Geschichte; Neigung hatte er jedoch hauptsächlich zur „Geschichte der menschlichen Meinungen".[2] Immerhin ist es bezeichnend, daß er bei den ersten schriftstellerischen Plänen während der Vorbereitung zum Examen in Drossen 1789 des großen Kö-

---

[1]) E. R. Meyer a. a. O. S. 204.

[2]) Br. I, 12.

nigs gedenkt: „Der Patriotismus des Königs ist deswegen so bewundernswürdig, weil er weder deutsch dachte noch deutsch sprach. Die Sprache ist es, die dem Wort Vaterland Bestimmung gibt.“ So lautet der Entwurf zu einem der kritischen Briefe, die er schreiben wollte.[1]

Als Hauslehrer in der Familie des Grafen Dohna (1790 bis 1793) hat er mit dem Hausherrn öfters politische Gespräche geführt. Das große Ereignis der Zeit, die französische Revolution hat er damals natürlich verteidigt: im ganzen liebe er sie, freilich ohne das, was menschliche Leidenschaften und überspannte Begriffe dabei getan hätten. Er suchte auch die Hinrichtung Ludwigs XVI. zu rechtfertigen unter der Voraussetzung, daß die Todesstrafe überhaupt etwas Rechtmäßiges sei und Ludwig etwas verbrochen hätte, was sie den Gesetzen gemäß verdiente.[2] In derselben Zeit empfahl ihm der Vater die Lektüre der Schrift seines Freundes Küster „Bruchstücke aus dem Campagneleben eines preußischen Feldpredigers“; er werde sie sicher mit Vergnügen lesen, da sich dort einige sonst nicht bekannte Anekdoten aus dem siebenjährigen Krieg und besonders vom Überfall bei Hochkirch fänden, die vielleicht auch dem Grafen Dohna nicht bekannt seien. Graf Dohna hatte selbst als junger Offizier die letzten Feldzüge des Krieges mitgemacht. In seinem Hause war Friedrich der Große gewiß häufig Gegenstand der Unterhaltung.[3]

Beim Geschichtsunterricht, den er als Hauslehrer und bald darauf vorübergehend in Berlin zu erteilen hatte, schrieb er eine Abhandlung über den historischen Unterricht nieder, die darum besonders auffallend ist, weil er empfiehlt, mit der

---

[1]) Denkmale S. 5. Vgl. aus dem Jahr 1813 die Abhandlung über die verschiedenen Methoden des Übersetzens S. W. III, 2, S. 234.

[2]) Br. I, 107; IV, 41; wie sich seine Ansichten allmählich ändern, zeigen verschiedene Notizen in den Tagebüchern der Berliner Zeit (vgl. auch Br. I, 157) und die Predigten. Schon damals war er für völlige Trennung der Kirche vom Staat, weil in der Verbindung der Keim der Intoleranz und des Gewissenszwanges liege, Br. III, 53. Gegen die Todestrafe richtete sich noch 1833 eine Predigt, Pr. III, No. 43.

[3]) Br. I, 103; IV, 32. Die Schrift erschien in Berlin 1790. Küster hatte den Vater Schleiermachers zum Feldprediger vorgeschlagen. Er starb 1804 als Konsistorialrat in Magdeburg. Vgl. Dohm V, S. 352.

Schilderung des jetzigen Zustandes anzufangen und die Schüler zu den Vergleichspunkten mit der Vergangenheit hinzuführen.[1] Sein Interesse am öffentlichen Leben wuchs, sobald er selbst in einen größeren Wirkungskreis eintrat. Aus der Berliner Zeit, 1796—1800, ist von prinzipiellen Erörterungen ein Aufsatz über die Vertragslehre und Politik erhalten[2] und die oben schon erwähnte Kritik des Garveschen Buchs, die wiederum ein Beweis seiner Verehrung für Friedrich den Großen ist: er kann es nicht genug bedauern, daß Garve dem höchst einfachen Charakter des Königs so wenig gerecht geworden sei.

Dazu treten nun aber die Predigten und Predigtentwürfe jener Periode. Die ersten aus der Kandidatenzeit bis 1794 berücksichtigen zwar die bürgerlichen und staatlichen Verhältnisse nicht.[3] Und wiederum die Predigtentwürfe aus der Zeit des Amtes an der Charité, die leider nur unvollständig erhalten sind, lassen erkennen, daß er mit vollem Recht behaupten konnte, er habe damals die Gegenstände nach den Bedürfnissen seiner Gemeinde ausgewählt[4]: es sind, neben religiösen Stoffen, aus dem Gebiet der Ethik zum größten Teil nur solche Einzelfragen besprochen, die eine unmittelbare Teilnahme der Charitégemeinde erwarten ließen.

Dagegen finden sich in den Predigten aus den Jahren 1794 bis 1796, wo er Hilfsprediger in Landsberg war, häufig sowohl einzelne Stellen, in denen er die öffentlichen Dinge berührt, als auch einige Predigten, deren Thema ihnen ausschließlich gilt. Daß seine Ansichten noch nicht durchgebildet waren und daß er sich erst allmählich von den überlieferten Ideen der Vertrags- und Schutztheorien befreite, ist selbstverständlich.[5] Die Richtlinien der späteren Entwicklung treten

---

1) Denkmale S. 63.

2) Denkmale S. 69—71; Dilthey S. 198. Aus den beiden von Dilthey mitgeteilten Entwürfen kann man die eigene Ansicht Schleiermachers nicht klar erkennen.

3) Pr. VII, erste Sammlung.

4) Vorwort zur ersten Sammlung 1801, S. III.

5) Ist doch auch Kant über gewisse Widersprüche in seinen Staatstheorien und Ansichten über die Revolution nicht hinausgekommen.

aber da und dort klar hervor. Wie sehr diesen „Individualisten" die Lebensbeziehungen der Gemeinschaft beschäftigten,[1] beweisen zahlreiche Gedankengruppen und ganze Predigten über die Geselligkeit, das gesellschaftliche Leben, die Freundschaft,[2] den häuslichen Kreis. Auch das Abendmahl wird gern als gesellschaftliche Handlung gewürdigt. Die Pflichten gegen die bürgerliche Vereinigung werden allgemein oder in speziellen Anwendungen der Gemeinde vorgehalten; die Mahnung, dem Vaterland nicht etwa auf Kosten der eigenen Rechtschaffenheit und Tugend dienen zu wollen, kehrt öfters wieder. Gelegenheit dazu boten dem Prediger vor allem die Gottesdienste an Bußtagen und Erntefesten. Wiederholt deutete er auf die Zeitereignisse hin und verurteilte die Revolution.[3] Die Friedenspredigt nach dem Baseler Frieden vom 5. April 1795 enthält in ihrem ermahnenden Abschnitt nur allgemein moralische Betrachtungen.[4]

Außer den im Anhang (No. 1 und 2) mitgeteilten Entwürfen ist besonders bemerkenswert eine Predigt (15. n. Trin. 1794) über Luk. 17, 20—21 (Wann kommt das Reich Gottes?) mit dem Thema: Über den Grund unsrer Hoffnung auf einen besseren Zustand der Menschen auf Erden. Er entsteht nicht durch neue äußere Einrichtungen, auch nicht innerhalb der bürgerlichen Gesellschaft. Denn hier dienen solche Einrichtungen nur dazu, die Gesellschaft zusammenzuhalten, und eine vortreffliche Verfassung hilft nichts, wenn die Gesellschaft schlecht ist. Die weisesten Gesetze können durch List und Bosheit umgangen, die klügsten inneren Maßregeln unwirksam gemacht werden. Auch die Form des Staats ist gleichgültig in

---

[1]) Vgl. Denkmale S. 89—110; Dilthey S. 253. Den Höhepunkt seiner Reflexionen über die Geselligkeit bildet die Predigt über die Gastfreundschaft von 1818, I, 4, No. 8.

[2]) Die Freundschaft wird auch in der ersten Sammlung häufig erwähnt I[1] S. 49 (No. 3); I[1] S. 60 (No. 4).

[3]) Aus den Predigten der ersten Sammlung, die zum größten Teil auf Entwürfen der Jahre 1794—1796 beruhen: I[1] S. 21 (No. 1); I[1] S. 73 (No. 5) über Revolution und Napoleon; I[1] S. 83 (No. 6): Vernachlässigung der Pflichten gegen das gemeine Wesen.

[4]) VII, 2, No. 13. Der erhaltene Entwurf entspricht der nach dem Konzept abgedruckten Predigt bis auf kleine Änderungen im ersten Teil.

bezug auf den besseren Zustand, wenn sie nur Sicherheit gewährt und gesellige Tugenden und Neigungen bestehen läßt.[1] Tritt dagegen eine innere Besserung ein, so entsteht das Äußerliche von selbst: wo Tugend, Aufklärung und Wohlwollen in der bürgerlichen Gesellschaft herrschen, da werden Gesetze und Einrichtungen von selbst gerecht, weil sie immer das Resultat des allgemeinen Verstandes sind, da wird ihre Handhabung milde, weil gute Gesinnungen die Strenge in Vergessenheit bringen, da werden erzwungene Aufopferungen geringer, weil man sich im Fall der Not auf freiwillige Opfer verlassen kann. Unbegründete und eingebildete Unterschiede unter den Menschen hören von selbst auf. Wenn Völker sich erheben, um die äußere Gestalt ihrer bürgerlichen Verfassung zu ändern, wenn andere dies hindern wollen, so sind das viel zu unerhebliche Absichten, als daß aus dem Gelingen oder Mißlingen etwas Großes für die Menschheit zu erwarten wäre. Aus der Auflösung der geselligen Bande, aus der Abstumpfung der edelsten Gefühle kann unmöglich Tugend und Glückseligkeit hervorgehen. „Es ist überhaupt nicht recht, daß wir einen besseren Zustand unsrer Nachkommen immer von anderwärts her erwarten, daß jeder so sein Lieblingsvolk hat, von dem er um seiner Verfassung oder Sitten oder Religion willen glaubt, daß man nach der dortigen Weise allein glücklich und weise sein könne, daß von daher und durch Ähnlichkeit damit einmal alles Gute kommen müsse. Rechtschaffener Sinn und zufriedenes Wesen sind keine Ware, die man aus der Fremde her verschreiben kann, keine Tracht, die der eine annimmt, weil er sieht, daß sie dem anderen wohlsteht; sie dürfen nicht ausländisch, sondern müssen da entstanden sein, wo sie gedeihen sollen![2]

---

[1]) 1794 am 4. Advent: „Die bürgerliche Einrichtung dient nicht nur zur Sicherheit, sondern auch dazu, das innere Gefühl für Recht und Unrecht nach und nach zu wecken“. Noch 1801 konnte er bei einer Gegenüberstellung des Wertes von gottesdienstlicher und öffentlicher Gemeinschaft sagen: „Das Vaterland fordert von euch nur Taten, und eure inneren Gesinnungen haben mit ihm gar nichts (Text der 2. und 3. Auflage = Pr. I[1] S. 178: wenig) zu schaffen“.

[2]) Nach dem erhaltenen, bis in die Einzelheiten gehenden Entwurf, der besser durchgearbeitet und inhaltsreicher ist als die VII, 2, No. 10

Das ist die nationale Empfindung Schleiermachers im Jahre 1795 — längst ehe er mit den „Romantikern" in Beziehung getreten war. Wie hoch er die Pflichten gegen den Staat damals schon schätzte, mögen die Entwürfe über die Themata darlegen: Man muß gegen die Gesetze Achtung und Treue beweisen, wenn sie auch drücken (1795), und: Von der Gerechtigkeit als Grundlage des bürgerlichen Wohls (1796), vgl. Anhang No. 1 und 2.[1]

Gewiß, der Unterschied von der späteren Predigtweise ist unverkennbar. Von dem glühenden Eifer des begeisterten Patrioten von 1800 oder 1806 oder 1813 ist in diesen, im ganzen kühl und abstrakt gehaltenen Moralvorträgen wenig zu bemerken — so wenig, wie von der unmittelbaren Kraft der Frömmigkeit, die seine Hörer in Halle angezogen hat! Aber die Grundlage scheint mir hier doch vorzuliegen.

Hat er auch später andere Begründungen und stärkere Motive gefunden: das Verhältnis des Bürgers zum Staat als Pflicht anzusehen, war der Zug, den Friedrich der Große durch sein Leben und Wirken den Angehörigen seines Staates aufgeprägt hatte. Darin gerade unterschied sich der König von jener oberflächlichen Aufklärung, die sich in anderer Hinsicht auf ihn berufen mochte, daß er nicht von den Rechten, sondern von den Pflichten gegen den Staat redete und nach diesem Grundsatz handelte. In der Treue gegen diese Pflichten hat er gerungen mit seinen Gegnern — ein leuchtendes Beispiel für das Zeitalter der Erhebung, das nur in ähnlich zäher Ausdauer die Rettung gewinnen konnte. Was die Zeit Friedrichs für die Bildung eines Gemeinsinns geleistet hat, und wenn es weiter nichts gewesen sein sollte, als das berechtigte Gefühl des Stolzes, ein Mitglied des preußischen Staates zu sein, — in den Freiheitskriegen kam es zur vollen Entfaltung.

In diesem Staat ist Schleiermacher aufgewachsen, und nie hat ihn — ebensowenig wie einen Kant — das stolze Gefühl verlassen, ein Preuße zu sein und als Preuße Pflichten

abgedruckte Predigt. Am Schluß (S. 313) einer der wenigen Fälle, wo Schleiermacher ein Lied zitiert, was dem Herausgeber entgangen ist (vgl. auch S. 434).

[1]) Vgl. auch Pr. I[1] S. 79 f. (No. 5).

gegen seinen Staat zu haben. Er hat nicht wie andere Patrioten der Freiheitskriege, Staatsmänner und Feldherren, sich erst in den preußischen Staat einleben und mit seinen Einrichtungen und Eigentümlichkeiten vertraut machen müssen. So kühl wie Wilhelm von Humboldt in seiner früheren Zeit, so phantastisch wie Arndt, so charakterlos wie Johannes Müller konnte er nicht über den preußischen Staat reden. Das Bewußtsein um den Wert des preußischen Staates, wie es Friedrich der Große hervorgerufen hatte, drängte alles andere zurück, je drohender die Macht Napoleons anwuchs und je näher die Gefahr für das Vaterland herankam: seinen Höhepunkt hat es bei Schleiermacher erreicht in der Zeit der Not und des tatkräftigen Handelns.

Erinnern wir uns an die Predigt über Friedrich den Großen. Die Verehrung für das „einheimische Große", wie er sie da ausgesprochen hat, ist nicht der Ausdruck einer augenblicklichen Stimmung, hervorgerufen durch den Schrecken über die Erschütterung des mächtigen Gebäudes, das der große König errichtet hatte: sie ist mit ihrem starken Vertrauen auf die Unzerstörbarkeit des Wesentlichen ein Rückblick auf alles, was ihm teuer gewesen war von Jugend auf. Auch bei Schleiermacher dürfte daher jenes Wort eines Mannes zutreffen, der die große Zeit miterlebte: „Hätte die Erinnerung an Friedrich und seinen Ruhm nicht die Enkel der einst von ihm Geführten belebt, nie würden diese sich so glorreich aus der schmachvollen Unterdrückung erhoben haben!"[1] —

Eine der interessantesten Fragen aus der Geschichte der preußischen Erhebung vor hundert Jahren ist die nach der Entstehung jener neuen Gesinnung und Anschauungswelt, deren siegende Kraft die Befreiungskriege durchzieht.

Sie ist nicht so einfach, als sie, namentlich nach der religiösen Seite hin, manchen heute noch erscheint. Die Bildungsgeschichte um die Wende des Jahrhunderts ist überaus mannigfaltig und verschlungen. Von den verschiedensten Richtungen her laufen die Wege zusammen. Sie gehen oft nebeneinander her, sie vereinigen und durchkreuzen sich. Dazu

---

[1]) Dohm, Denkwürdigkeiten V, S. 3.

die große Anzahl von scharf ausgeprägten Persönlichkeiten, von denen jede ihre eigene Entwicklungsgeschichte hat. Jede Verallgemeinerung und jeder Schluß von einer Individualität auf die andere verzeichnet das Bild. Und nicht weniger verkehrt wäre es, das Zeitalter nach den führenden Männern, nach den Klassikern der Literatur, nach den Staatsmännern und Feldherren allein zu beurteilen. Die Bewegung ist doch über den engen Kreis der höher Gebildeten weit hinausgegangen. Sie war nicht eine künstliche Erregung der Leidenschaften, sondern eine tiefgehende innerliche Erschütterung der Nation. Wodurch ist sie eine nationale geworden? Welches waren die Motive, mit denen jene Führer einzuwirken versuchten, und welche Gesinnung ist vorauszusetzen, wenn ihre Worte und Taten Widerhall fanden?

Bis in die neueste Zeit herein wurde immer noch die geistige Erhebung im Zeitalter der Freiheitskriege in einen scharfen Gegensatz zu den Lebensanschauungen der unmittelbar vorhergehenden Periode gestellt. Daß von den Männern, die mitten im Kampfe standen und ungeduldig vorwärts drängten, nicht alle ihre Zeit und ihre eigene Entwicklungsgeschichte gut beobachten und richtig verstehen konnten, ist leicht begreiflich. Das war bei Fichte und Arndt, in gewissem Sinn auch bei Schleiermacher der Fall. Noch mehr wurde der Blick getrübt durch die politische und religiöse Gegenbewegung der folgenden Jahrzehnte. Sie hat die Gedanken und Taten der Freiheitskriege nur von ihrem Standort aus betrachtet. Was ihr gut und groß an ihnen erschien, hat sie in Beziehung gebracht zu ihren eigenen Zielen; das Wertlose und Verderbliche wurde als Schuld des 18. Jahrhunderts bezeichnet und danach Licht und Schatten verteilt.

Was nun Schleiermachers Christentum und Patriotismus betrifft, so sind wir, meine ich, jetzt in der Lage, auf Grund der Lebensanschauungen, wie sie in seinen patriotischen Predigten hervortreten, die Entwicklung klarer zu erkennen. Altes neben Neuem, das Alte in neuem Licht und in neuer Kraft, das Neue auf Grundlage des Alten: keine Reaktion und keine Revolution, aber eine wahre und große Reform des frommen und sittlichen Lebens. —

Wir besitzen heute in den Biographien, die unsere großen Historiker von den bedeutenden Männern der nationalen Erhebung, von Stein, Hardenberg, Scharnhorst, Gneisenau, entworfen haben, ein lebensvolles Bild jener Zeit. Darin stimmen sie überein, daß neben den berechtigten, aber häufig stark übertriebenen Klagen über die „Verwüstung" der Kirche in der Aufklärungszeit die Lichtseiten der praktischen Frömmigkeit und Moral des 18. Jahrhunderts nicht übersehen werden dürfen.

Von den Persönlichkeiten jener Zeit bietet eine in mancher Hinsicht interessante Parallele zu Schleiermacher der Mitarbeiter Scharnhorsts an der Militärreform, der General von Boyen.[1]

Auch er ist erzogen in einer schlichten Art des Christentums, dessen Hauptgedanken das kindliche, gläubige Vertrauen auf Gott und Christus, die Hoffnung auf die Ewigkeit und die sittliche Durchdringung des Lebenswandels waren. Strenge gegen sich selbst und warme Nächstenliebe zeichnen ihn aus. Mit Recht sagt Boyens Biograph Meinecke, daß man Boyens Vater weder den Orthodoxen noch den Pietisten zurechnen dürfe.

In ähnlicher Weise hat auch Stein von seiner Mutter erzählt: sie habe die Ideen von Frömmigkeit, Vaterlandsliebe, Staats- und Familienehre, Pflicht, das Leben zu gemeinnützigen

---

[1]) Natürlich sind auch bedeutende Unterschiede und Gegensätze vorhanden, namentlich in bezug auf die religiöse Weiterentwicklung beider Männer. Mir hat sich jedoch die Parallele aufgedrängt bei der Lektüre des Werkes von Fr. Meinecke, Das Leben des Generalfeldmarschalls Hermann von Boyen, 2 Bände, 1896; 1899; I, S. 12, 20, 25, 28, 50, 66 usw. Hier wird auch der weittragende sittliche Einfluß Kants deutlich. Ferner S. 126 ff. die Selbstbekenntnisse von dem Jahre 1802 an, mit denen man die Tagebücher und „Monologen" Schleiermachers vergleichen muß, II, 412 ff. Über die Bedeutung des Rationalismus für die Staatsgesinnung: Meinecke I, S. 90 ff.. Schon Dilthey S. 187 hatte darauf hingewiesen, daß das schärfste Urteil über den typischen Vertreter und Alleinherrscher der Berliner Aufklärung, über Nikolai, zurückgedrängt wird, wenn man sieht, wie im Jahr 1806 alle seine Neigungen verschwinden hinter der Begeisterung für das Gemeinwohl, für den Ruhm seines Königs, für die Stellung Preußens in Europa.

Zwecken zu verwenden und die hierzu erforderliche Tüchtigkeit durch Fleiß und Anstrengung zu erwerben, durch ihr Leben und ihr Beispiel seinem jugendlichen Gemüte tief eingeprägt.[1] Diese Art Christentum war gerade im Heer Friedrichs des Großen nicht selten: auch der Feldprediger Schleiermacher hat es verkündigt.

Boyens Jugendideal war und blieb Friedrich der Große; er ist sich freilich des Gegensatzes seiner eignen späteren Reformen zum fridericianischen Staat nie bewußt geworden. Er wurde der Schüler von Kant und Kraus und hat frühe über die Standesunterschiede nachgedacht. Seine Ansichten über die bürgerliche Freiheit und das Recht im preußischen Staat sind die gleichen wie die Schleiermachers. Und vor allem: dieselben Ansichten über die Reform des preußischen Staats auf Grundlage der Überlieferung. Boyen erwarb sich seinen Standpunkt auf praktischem, Schleiermacher auf geschichtsphilosophischem Weg. In der „möglichsten geistigen und sittlichen Ausbildung des einzelnen" sah Boyen noch 1831 den Zweck des Staates: „Wie jeder Mensch ein abgeschlossenes Ganze für sich ist und ein individuelles Lebensprinzip hat, so auch die Staaten und Völker!"

[1]) Lehmann, Stein I, 14; III, 111, 504. Lorenz von Mosheims „Sittenlehre der heiligen Schrift" hat die Mutter Steins einem Freunde zur Lektüre empfohlen.

II.

Homiletisch-rednerische Eigenart.

Wir haben den Gedankenkreis der patriotischen Predigten Schleiermachers kennen gelernt. Wir haben gesehen, wie er entstanden ist, worin er mit den Anschauungen der Zeit übereinstimmt, wo er über sie hinausführt. In Predigten vor der gottesdienstlichen Gemeinde hat Schleiermacher diese Gedanken vorgetragen, und als Predigten hat er sie veröffentlicht. Das führt uns zu einer weiteren Frage.

Worin war die außerordentliche Anziehungskraft und die segensreiche Wirkung dieser Vorträge als Predigten begründet? Was ist das, was einst seine Hörer ergriffen hat und was auch uns, seine Leser, heute noch ergreift und anregt?

Nun ist ja gewiß die Gewalt des gesprochenen Wortes bedingt durch den Eindruck, den die Persönlichkeit des Redners ausübt. Dieser Eindruck fehlt dem Leser.

Allein bei Schleiermacher lag das Anziehende, nach den Berichten seiner Schüler und Zuhörer, nicht in den äußeren Redemitteln. Eine äußerlich imponierende Gestalt war der kleine, unansehnliche, verwachsene Mann nicht. Er unterstützte seinen Vortrag nicht durch lebhafte Bewegung. Er hatte keinerlei Pathos, auch nicht in gutem Sinn. Seine Stimme war hell und durchdringend, doch nur von mittlerer Stärke und für die Rede nicht besonders durchgebildet. Er verfügte nicht über eine reiche Anschauungskraft der Phantasie oder über eine bilderreiche Sprache. Illustrationen aus der Erfahrung, Erzählungen aus der Geschichte flocht er nur selten

in die Rede ein. Aber allerdings besaß er eine solche Herrschaft über die Sprachformen, daß er sich beim Vortrag fast nie versprach und nur selten eine angefangene Satzkonstruktion fallen ließ.

Lücke, Erinnerungen an Schleiermacher, Theol. Stud. und Kritiken, 1834, S. 789 f.; Schweizer, S. 95. Der Vortrag muß nach Schweizer einfach und natürlich gewesen sein.

Von einer Darstellung des Schleiermacherschen Stiles (Satzbau, Periodenbau, Rhythmus, Wortstellung, Wortschatz, Bilder, Vergleiche usw.) habe ich schließlich abgesehen. Eine Beschränkung auf die patriotischen Predigten oder auf die Zeit 1806—1809 ist unmöglich: man muß außer „Reden" und „Monologen" alle literarischen Predigten heranziehen. Auch hier ist eine Entwicklung unverkennbar, besonders zwischen der 1. und 2. Sammlung. Material bietet J. Chr. Adelung (Über den deutschen Stil, 2 Bde., 1789), den Schleiermacher studiert hat, die Platoübersetzung, die Literatur der Romantiker (vgl. H. Petrich, Drei Kapitel vom Romantischen Stil 1878; G. Roethe, Brentanos Ponce de Leon, Abhandlungen der Göttinger Gesellsch. d. Wiss. 1901); Pr. Theol., S. 286 ff.; Zum Ehrengedächtnis Hansteins: Einige Worte über homiletische Kritik, 1821, S. W. I, 5, S. 473 f.; Vorlesungen über die Ästhetik, S. W. III, 7, S. 630 ff. (aus den zwanziger Jahren).

Die Anziehungskraft lag hauptsächlich in der **inneren Gestalt** der Rede. Sie ist auch uns noch zugänglich, und sie zu erkennen ist die Aufgabe dieses Kapitels. Eine wesentliche Unterstützung bildet hierbei die eigene Theorie Schleiermachers in den Vorlesungen über praktische Theologie. Sie stammt zwar erst aus den zwanziger Jahren und ist in einer gänzlich unzureichenden, unübersichtlichen und unkritischen Form ediert. Da sie aber eigentlich nur eine auf feiner Selbstbeobachtung ruhende Beschreibung seiner eigenen Predigtweise ist, wie er sie von den Hallenser Jahren an ausgebildet hatte, so ist sie, mit der entsprechenden Vorsicht verwendet, für den Historiker von höchstem Wert.[1]

---

[1]) S. W. I, 13, S. 201 und die Beilagen; daß die Homiletik Schleiermachers auf die Predigtpraxis des 19. Jahrhunderts leider nur in sehr geringem Maß eingewirkt hat, ist zum Teil durch die mangelhafte Ausgabe verschuldet. Durch die Verschmelzung verschiedener Vorlesungen zu einem „Ganzen" sind zahlreiche Widersprüche oder mißverständliche Gedankengruppen entstanden.

In der Geschichte der evangelischen Predigt wird man schwerlich noch ein anderes Beispiel antreffen, wo der innere Zusammenhang zwischen persönlichem Erleben und äußerer Wirksamkeit des Predigers so klar und deutlich erkennbar ist, wie bei den patriotischen Predigten Schleiermachers. Indem wir seine gleichzeitigen Briefe und Schriften zur Vergleichung neben die Predigten legten, konnten wir bemerken, daß die gottesdienstliche Predigt für Schleiermacher eine Aussprache seiner eigenen augenblicklichen Gemütsbewegungen und Stimmungen war. Schritt für Schritt konnten wir verfolgen, wie die Zeitereignisse und persönlichen Erlebnisse auf ihn einwirkten und ihn religiös anregten. Wollen wir daher die homiletische Eigenart Schleiermachers beschreiben, so werden wir an die Spitze den Satz stellen müssen:

Schleiermachers Predigt ist ihrem eigentlichen Wesen nach ein **individuelles Zeugnis**, eine lebendige Aussprache seiner eigenen Glaubenserfahrung. Die erhebende und begeisternde Kraft liegt in der Wärme der persönlichen Überzeugung, mit der er seine großen Gedanken vor der Gemeinde seiner Hörer und Leser ausbreitet. Nichts Nachgesprochenes, keine Redensarten oder Füllsätze, keine beliebig eingeschalteten Schriftzitate — wie mäßig verwendet er sie und darum wie treffend und wirksam, als Abschluß oder zur Weiterführung! —, keine jener gewohnheitsmäßig wiederkehrenden Schlagworte, die einen zur Aufmerksamkeit willigen Zuhörer mit Notwendigkeit zur Unaufmerksamkeit bringen, — auch bei ihm finden wir Gedanken und Gedankengruppen wiederholt, doch meistens neu durchdacht und in neuen Zusammenhang versetzt.

Ein individuell ausgeprägtes Christentum: diese Eigenart verbindet ihn mit den großen Predigern seiner Zeit, mit Claus Harms nicht minder wie mit — Hofacker, eben darin liegt der Unterschied von den Durchschnittspredigern der Aufklärungszeit. Die rationalistische Predigt hat gewiß nicht nur überlieferte religiöse Gedanken vorgetragen, sie hat im Gegenteil vieles preisgegeben, was in der evangelischen Christengemeinde bis dahin als teures, unveräußerliches Gut gegolten hat; sie hat Kritik geübt an der Tra-

dition, wenn auch nur selten in intoleranter Polemik.[1] Aber was ihr im großen und ganzen fehlt, ist die Unmittelbarkeit und Wärme eines eigentümlich ausgeprägten Christentums. Die Homiletik jener Zeit hat daher wohl ein Kapitel von der Akkommodation; aber den Sinn für den Zeugnischarakter der Predigt, der doch zu allen Zeiten ihre Wirkungskraft bedingt, den Sinn für die Pflicht (nicht nur das Recht) des Ichs in der Predigt hat sie nicht.

Als Schleiermacher das Amt an der Charité 1796 antrat, bat er die Gemeinde um ihr Vertrauen: „Ich bin selbst erfüllt mit dem Trost, damit ich euch trösten soll; ich bin selbst durchdrungen von den Wahrheiten, die ich euch verkündige, selbst von ganzem Herzen dem Gesetz untertan, welches ich euch vorlege!"[2] Und wiederum in Halle 1806 in der ersten akademischen Predigt, unter ganz anderen Verhältnissen, gab er das Versprechen, nie einen inneren Widerspruch zwischen seinem Herzen oder seiner Überzeugung und der Lehre, die er vortragen werde, zu dulden. Er werde daher auch keinen nur äußeren Schmuck und Zierrat verwenden, sondern alle Form mit Notwendigkeit aus dem inneren Zusammenhang mit der Sache hervorgehen lassen.[3]

Das war es, was bei seinen nächsten Freunden und Schülern die feste Überzeugung hervorgerufen hat, daß er „gerade in seinen Kanzelvorträgen sein Innerstes ausgesprochen habe" und daß jede Predigt der „wahrhaft keusche Ausdruck einer individuell verkörperten Überzeugung" gewesen sei. „Er hat gesprochen, wie wenn er sich selbst Christum predigen würde, und er glaubte, sein religiöses Bedürfnis, seine Zweifel, seine Freude und sein Leid auch in den Gemütern der Zuhörer voraussetzen zu dürfen."[4]

---

[1]) Dies wird immer rühmend hervorheben, wer die Kanzelpolemik der Pietistenzeit kennt, um von der früheren ganz zu schweigen.

[2]) Pr. VII, 379.

[3]) Pr. IV[1] S. 232 f.; vgl. Pr. Th. S. 217.

[4]) Heinrici, Twesten S. 287; A. Schweizer S. 16, 79; Rhenius S. 10; W. v. Humboldt, Briefe an eine Freundin, II, S. 258; Thiel S. 64: „Seinen Glauben auszuströmen vor der Gemeinde war die süßeste Lust seines Lebens."

Darum hat er auch die Grenzen der eigenen Wirksamkeit mit großer Bescheidenheit wiederholt ebenso betont, wie er mit der weitgehendsten Toleranz die eigentümlichen Gaben anderer Prediger anerkannte. „Keiner unter uns Predigern kann sein und keiner soll auch sein wollen wie der andere ist, und somit kann auch hierin nicht leicht einer des anderen Vorbild sein.“[1]

Von manchen Seiten wurde später der Vorwurf gegen ihn erhoben, daß er sich in der Predigt mit Verleugnung seiner wissenschaftlichen Überzeugung dem kirchlichen Vorstellungskreise akkommodiert habe. Wer seine Schriften und Predigten genauer auf diese Frage hin vergleicht, wird die Entstehung dieses Vorwurfes nur auf eine ungenügende und oberflächliche Kenntnis von Schleiermachers schriftstellerischer Art und seines Charakters zurückführen können: er ist durch nichts gerechtfertigt, weder den Predigten aus den Jahren 1806—1818 gegenüber, noch auch hinsichtlich der späteren.[2] In der späteren Zeit hat er durchweg eine größere Annäherung an die kirchliche Überlieferung gesucht, nicht nur in den Predigten. Man könnte ihm höchstens verargen, daß er die Schriften seiner früheren Jahre bei späteren Auflagen im Einklang mit der Anschauung der späteren Zeit umgeändert hat.

Aber freilich, Schleiermacher hat niemals den Zweck der gottesdienstlichen Predigt darin allein erblickt, daß sie ein Zeugnis der persönlichen christlichen Weltanschauung sei. Er hat nicht das Wort ergriffen, um sich auszusprechen und, wie etwa der Lyriker, Empfindungen niederzuschreiben, unbekümmert darum, ob andere seine „Monologe“ nachempfinden können. Seine Predigt war nicht Aussprache, die nur um des Redenden willen da ist, bei der der Redner alles um sich

---

[1]) Grabrede auf den Prediger Hermes, 1819, IV[2], S. 862; Zum Ehrengedächtnis Hansteins 1821, S. W. I, 5 S. 471; K. H. Sack, Geschichte der Predigt 1866, S. 296. Schweizer S. 11 und Rhenius S. VI weisen daher auf seine Unnachahmlichkeit hin.

[2]) Vgl. aus späterer Zeit das erste Sendschreiben an Lücke über seine Glaubenslehre S. W. I, 2, S. 580 f. Den Vorwurf hat (Ev. Kirchenzeitung 1869, S. 27 ff., 33) Hengstenberg wiederholt.

her vergißt und, gezwungen von dem inneren Drang nach künstlerischer Darstellung, seine Lebenserfahrungen darlegt, einerlei welche Wirkung dies ausübt.

In der vierten „Rede" hatte er einst geschildert, wie die Natur des religiösen Menschen dazu drängt, die Schwingungen seines Gemütes auf andere fortzupflanzen: diese religiöse Mitteilung ist nicht in Büchern, und nicht im Privatgespräch zu suchen. Das muß in einer Versammlung geschehen, wo der Mund dessen sich öffnet, dessen Herz voll Religion ist, in der ganzen Fülle und Pracht der menschlichen Rede, ohne Amt und Verabredung, in freier Regung des Geistes. „Er spricht das Universum aus, und im heiligen Schweigen folgt die Gemeine seiner begeisterten Rede. Es sei nun, daß er ein verborgenes Wunder enthülle, oder in weissagender Zuversicht die Zukunft an die Gegenwart knüpfe, es sei daß er durch neue Beispiele alte Wahrnehmungen befestige oder daß seine feurige Phantasie in erhabenen Visionen ihn in andere Teile der Welt entzücke: der geübte Sinn der Gemeine begleitet überall den seinigen, und wenn er zurückkehrt von seinen Wanderungen durchs Universum in sich selbst, so ist sein Herz und das eines jeden nur der gemeinschaftliche Schauplatz desselben Gefühls."[1]

Von diesem Ideal der „Phantasie" aus den Reden hat Schleiermacher in seinen Predigten immer etwas vorgeschwebt und das „Heiligste, das sein Gemüt bewegte", den andächtigen Zuhörern mitgeteilt. Aber der Gemeindepredigt hat er selbst eine noch engere Aufgabe gestellt, die auch seiner individuellen Glaubensaussprache Grenzen zog.

Er gab sich und gab seine Überzeugung. Aber nicht allein mit der Absicht reiner Darstellung. Er wollte zugleich

---

[1]) Reden, 1. Ausgabe, S. 177 ff. (vgl. Herders Schrift von 1765 „Der Redner Gottes", S. W. ed. Suphan 32, S. 3 ff.). Die Erläuterungen der dritten Ausgabe der Reden von 1821 haben, wie in anderen Fällen, die Schönheit der Stelle zerstört. Der Gegensatz des „Didaktischen", den er rechtfertigen will, gehört nicht hierher. Die Hauptsache ist: die religiöse Mitteilung der „Reden" ist — gemäß der Schleiermacherschen Auffassung vom Wesen der Kunst — reine künstlerische Aussprache ohne jeden anderen Zweck als den der Darstellung.

eben durch diese Darstellung und unzertrennlich mit ihr verbunden ein Band herstellen zwischen seiner Frömmigkeit und der seiner Gemeinde. Seine Predigt verfolgt den bestimmten Zweck, das religiöse Bewußtsein der Gemeinde zu beleben, zu stärken, weiterzuführen, zu erbauen: die **Erbauung** hat er selbst im Anschluß an die homiletische Überlieferung als die Aufgabe der Predigt bezeichnet.[1]

Der Begriff „Erbauung", besonders im Laufe des 18. Jahrhunderts in der Homiletik verwendet,[2] ist sehr vieldeutig. Er sagt zunächst nichts weiter, als daß es sich um eine Einwirkung religiöser Art handelt, im Unterschied von einer ästhetischen oder wissenschaftlichen. Es kommt hier alles auf den Inhalt an, den man in den Begriff hineinlegt, und mit dem Wechsel des Inhaltes erhält der Begriff eine andere Bedeutung.

Schleiermacher hat nun in seinen Predigten wie in seiner Theorie den Zweck der Belehrung von der Erbauung ausgeschlossen oder wollte ihn doch nur als untergeordnetes Moment angesehen wissen.[3] Damit scheinen aber seine Predigten selbst nicht übereinzustimmen: sie werden auf den Leser zunächst den Eindruck hervorrufen, daß sie im Gegenteil zu den eigentlich didaktischen Predigten gehören und jedenfalls lehrhafter sind als die seines Zeitgenossen Theremin oder als etwa die Lavaters und Zollikofers, um nur zwei Prediger der Aufklärungszeit zu nennen.

Aber es ist das doch nur Schein. Ist denn der Gesamteindruck der patriotischen Predigten ein lehrhafter? War

---

[1]) Pr. Th. S. 217: „Der Zweck ist nicht bloße Mitteilung des Inhalts" — dies der Unterschied von der Beschreibung in den „Reden"; „er kann aber nur erreicht werden durch reine und lautere Mitteilung" — dies gegen alle außerhalb des Inhalts liegenden „rhetorischen" Mittel.

[2]) Eine Reihe solcher Titel z. B. bei J. G. Walch, Sammlung kleiner Schriften von der gottgefälligen Art zu predigen 1747; Lorenz von Mosheim, Anweisung erbaulich zu predigen 1763.

[3]) Pr. Th. S. 215 ff., 222. Hier liegen in Schleiermachers Theorie Widersprüche vor (nicht in der Praxis); sie hängen aber nicht mit theologischen oder homiletischen Gedankengängen zusammen, sondern mit seinen ästhetischen Ansichten: den Zweckbegriff konnte er mit seinem „romantischen" Kunstideal nicht vereinigen.

es wirklich die letzte Absicht des Predigers, am Neujahrstag 1807, im Sommer 1807, am 24. Januar 1808 seine Zuhörer über die Wahrheiten des Christentums zu belehren? Ist nicht vielmehr die fromme Erhebung des Gemüts und der Gesinnung, die Einwirkung auf Herz und inneres unmittelbares Leben und Empfinden, „Mitteilung der frommen Gemütsstimmung“[1] das Ziel, das er zu erreichen suchte?

Er hat die Predigt als Teil des evangelischen Gottesdienstes angesehen: der Gottesdienst war ihm nicht eine Versammlung von Unmündigen, sondern von Christen, die sich zur gemeinsamen Feier ihres Glaubens einfinden; er war ihm Darstellung und Ausdruck des vorhandenen Glaubensbesitzes, und seine Predigt hat diesen Glauben dargestellt, um ihn dadurch zu beleben und weiterzuführen.

Wenn Mosheim um die Mitte des 18. Jahrhunderts zum Gottesdienst nur Beten, Loben, Singen der Gläubigen rechnete und von der Predigt behauptete, daß sie aus Not und guter Absicht hinzugetreten sei, so hat Schleiermacher den Kultusbegriff Mosheims aufgenommen und vertieft, aber gleichzeitig der Predigt ihr Recht im evangelischen Gemeindegottesdienst eben dadurch gegeben, daß er sie nicht als Lehrrede auffaßte.[2]

Allein, wie die Belebung und Läuterung der christlichen Gesinnung für ihn nicht eine sentimentale Erregung von Gefühlen bedeutet — es wäre dies eine völlige Verkennung dessen, was er unter „Gefühl“ verstanden hat —, so ist sie nicht möglich ohne Schärfung und Berichtigung des religiös-sittlichen Urteils. Nicht Schwelgen in Gefühlsrührungen, aber auch nicht eine belehrende, aufklärende oder negierende Verstandesrichtung, sondern Fülle religiöser Empfindung, verbunden mit dem Streben, die Tiefen der frommen Erregungen in ihrem Zusammenhang zu erkennen

---

[1]) Diesen Ausdruck gebraucht Schweizer S. 61.

[2]) Mosheim S. 11 verlangt zwei Arten von Predigten, kurze Erweckungspredigten und „zuweilen“ ordentliche Predigten für die Geübteren. Der Text erhält dabei eine merkwürdige Stellung. Schleiermachers Ansicht von der Predigtaufgabe hängt eng zusammen mit seiner Kultustheorie.

und sie in Beziehung zu setzen zur Anwendung in allen Lebensverhältnissen — das ist der Zweck seiner Predigt.[1]

Und unmittelbar deutlich ist auch hier wieder der Fortschritt gegenüber der gleichzeitigen Aufklärungspredigt. Bei ihr entweder kühle Auseinandersetzungen über die Grundsätze der Moral und des Glaubens, der Prediger ein christlicher Lehrer, die Predigt eine Art von Katechismusunterricht für die Erwachsenen — oder daneben eine sentimentale Rührseligkeit.

Z. B. Töllner, Vermischte Aufsätze 1767, I, 206: die Predigt ist (im Gegensatz zur Rede!) ein erbaulicher Lehrvortrag; Steinbart, Anweisung zur Kanzelberedsamkeit christlicher Lehrer unter einem aufgeklärten und gesitteten Volke, 1779 (hier S. 71 „Vom Rühren und Bewegen der Gemüter"); Gräffe, Die Pastoraltheologie, I, 1803, S. 34: der christliche Prediger ist öffentlicher praktischer Religionslehrer der Erwachsenen; A. H. Niemeyers Handbuch für christliche Religionslehrer, II, 1790, S. 25: Lehren ist das Hauptgeschäft des Predigers, S. 60: der Unterricht des Zuhörers ist die Hauptabsicht der Predigt, S. 69: die zweite Hauptabsicht „Überzeugen", S. 80: die dritte ist das Rühren, d. h. Hervorbringen einer lebendigen und wirksamen Erkenntnis (vgl. bes. S. 88)!

Mit Niemeyer war Schleiermacher gleichzeitig in Halle tätig: kaum sind größere Gegensätze denkbar! Das erklärt auch den großen Erfolg der Predigten Schleiermachers. Das merkwürdige Nebeneinanderlaufen von Gefühlserregungen und lehrhafter Moral ohne innere Einheit zeigt das Beispiel Niemeyers. Seine Predigten sind zum Teil unbeschreiblich trocken und langweilig — und heute längst vergessen. Aber er war dichterisch nicht unbegabt; von seinen geistlichen Liedern (2. Ausgabe 1818) stehen heute noch einige in unsern Gesangbüchern!

Die Ausdrücke „Lehrer" und „Lehre" wurden übrigens oft in einem etwas anderen Sinn gebraucht, als wir sie heute verwenden. Heute ist der Begriff „Lehrer" mit dem Gedanken an die Schule verbunden. Dies fehlte damals. Vgl. Marezoll, Über die Bestimmung des Kanzelredners, 1793, S. 14, 76, 81.

Die Opposition gegen die rein didaktische Predigt ging

---

[1]) Die Verbindung des Didaktischen mit der Predigt hat Schleiermacher theoretisch nicht immer in glücklicher Weise hergestellt. Besser als in der Pr. Th. im ersten Sendschreiben an Lücke, I, 2, S. 588.

von zwei Seiten aus: von der Rhetorik und allen Predigern, die den Nachdruck auf die rednerische Seite legten, und dann von einer seit Klopstock auftretenden neuen Ansicht über das Wesen des Kultus. Beide Seiten hat Schleiermacher vereinigt, aber den Nachdruck auf den Kultus gelegt. Gleichzeitig hat einer der letzten Vertreter der Aufklärung in der homiletischen Theorie, H. A. Schott in seiner Theorie der Beredsamkeit, 1815, I, S. 250—419, den einseitigen Lehrzweck abgelehnt und die Predigt als Rede mit dem Gottesdienst zu vereinigen gesucht.

Schleiermacher ging bei seiner Ansicht über die Aufgabe der Predigt von der Voraussetzung aus, daß die gottesdienstliche Gemeinde als Versammlung von Christen anzusehen sei, die einen gewissen Besitz religiöser Erkenntnis und Erfahrung mitbringen und darum am Gottesdienst teilnehmen, weil sie sich als Christen fühlen. Diese Anschauung hat er nicht nur in den Vorreden der Predigtsammlungen und anderwärts grundsätzlich behauptet, sondern nach ihr hat er Ton, Stimmung, Inhalt und Zweck seiner Predigten ausgestaltet. Er ließ sich darin nicht irre machen, weder durch Gegner von rechts noch von links. Er hat den einen entgegengehalten, daß die Religion immer noch ein Band sei, das auf eigentümliche Art die Christen verbindet, und daß es auch heute noch eine christliche Kirche gäbe; den anderen, daß nicht der Buchstabe Gesetz sei und daß nicht eine Art von Frömmigkeit allein den Anspruch auf den Namen einer christlichen erheben könnte.[1]

In der praktischen Ausführung dieses Gedankens hat er den Weg gefunden zu den Herzen seiner Zeitgenossen. Er hat sie nicht alle befriedigt; manche sind von ihm zu anderen weitergezogen.[2] Er glaubte doch, daß seine Weise neben anderen ein wahrer Dienst am Evangelium sei. —

In der Antrittspredigt in Halle leitete Schleiermacher die Vorlesung des **Textes** mit den Worten ein: „Getreu der Ge-

---

[1]) Gutachten S. W. I, 5, S. 109; Vorwort zur ersten und fünften Sammlung; Antrittspredigt in Halle; Pr. Theol. S. 289; Pr. IV[1], S. 172; III, S. 183 usw.

[2]) Vgl. z. B. E. Fürstin v. Reuß „A. v. Thadden-Triglaff“, 1890, S. 16.

wohnheit christlicher Gemeinden legen wir dabei zum Grunde folgende in unseren heiligen Schriften aufbehaltene Worte Paulus des Apostels: Röm. 1, 16. An diese Worte sich anschließen und zu der Gesinnung, welche sie ausdrücken, sich bekennen: das heißt eine lebendige Vorstellung haben von dem Zweck aller und jeder gemeinschaftlichen christlichen Gottesverehrung" (Pr. IV[1], S. 225).

Er hielt es also für nötig, bei diesem ersten akademischen Gottesdienst den Anschluß an einen Bibeltext zu rechtfertigen: durch ihn sollte die Predigt und der Gottesdienst als christliche Gottesverehrung bezeichnet werden.

In der Tat war seine Predigt von da an als Zeugnis des eigenen Glaubens und als Anwendung auf gegenwärtige Verhältnisse zugleich immer Schrifterklärung.

Im 19. Jahrhundert hat man der Predigt der Aufklärungszeit den Vorwurf gemacht, und zwar gewiß mit Recht, daß sie den Text vielfach nur als Motto angesehen und benutzt hat. Wer aber die Geschichte der älteren, besonders der lutherischen Predigt, auf die Verwendung des Einzeltextes hin genauer und ohne dogmatische Voreingenommenheit prüft, wird zu einem milderen Urteil über die Aufklärung gelangen und ihr wenigstens diesen Fehler nicht mehr als den ihr allein eigentümlichen anrechnen. Denn die Linien lassen sich zurückverfolgen bis in die Zeit der pietistischen und orthodoxen Predigt; die Gebundenheit an die Perikopen hat in der lutherischen Kirche den Prediger schon viel früher vom Einzeltext weggeführt, und wo immer eine Wundererzählung allegorisierend behandelt wurde, war der Text — Motto.[1]

Schleiermachers homiletische Eigentümlichkeit besteht darin, daß er den Anschluß an den Einzeltext mit dem Zeugnischarakter der Predigt in großartiger Weise verbunden und daher dem Einzeltext zu seinem Recht verholfen hat.

Nicht dadurch, daß er in der Predigt Bibelstellen anein-

[1]) Man vergesse auch bei dem Tadel gegen die Aufklärungspredigt nicht, daß ihre Textbehandlung ein notwendiger Rückschlag gegen jene andere Predigtweise war, die sich ängstlich an jedes Wort gebunden hatte und beim Buchstaben stehen geblieben war.

anderreiht oder daß er in jeder Predigt einen Auszug aus der biblischen Theologie gibt. Nicht einmal insofern, als er den Text, sei es auch ein kurzes Wort, nach allen seinen Beziehungen zum nächsten Zusammenhang oder zu anderen Worten erklärt.

Er sieht im Text der Einzelpredigt die „Gewähr für die Kirchlichkeit der Rede", „für die Identität mit den christlichen Grundformen".[1] Der Text hat also die Bedeutung, das individuelle Zeugnis zu einem allgemein christlichen zu gestalten. Er ist dadurch nicht nur eine Schranke für die christlich-individuelle Lebensanschauung des Predigers, sondern auch Stoffquelle für sie.

Gemäß seiner Anschauung über die Bedeutung der heiligen Schrift als Norm des christlichen, religiös-sittlichen Bewußtseins ist ihm der Predigttext nicht buchstäbliche und äußerliche Autorität, sondern er bietet ihm den leitenden Gesichtspunkt. Mit welch sicherem Blick erkennt er den großen „wesentlichen und bleibenden" Grundgedanken des Textes! Wie verschwinden schließlich alle Einzelheiten vor dem Gesamteindruck des Wortes! Mit welchem Taktgefühl hat er den geistigen Gehalt eines so schwierigen Bibelwortes wie das „des heilsamen Rates, zu haben als hätte man nicht", der Gemeinde nahegebracht!

In diesem Sinn hat Schleiermacher den Text als notwendigen Bestandteil der evangelischen Kultuspredigt angesehen und darum selbst niemals eine textlose Predigt gehalten. Hierin ist die Gegenüberstellung des Individualisten Schleiermacher mit dem bekenntnistreuen Subjektivisten Claus Harms sehr lehrreich: Harms hat bekanntlich das Predigen nach Texten für ein Hemmnis, nicht allein der Predigtkunst, sondern auch der christlichen Erkenntnis, ja des christlichen Lebens erklärt.

Homiletiker aus der späteren Pietistenzeit hatten den Unterschied des ius divinum und ius ecclesiasticum herangezogen und demgemäß behauptet, der Text sei nicht iuris divini (F. A. Hallbauer, Nötiger Unterricht zur Klugheit erbaulich zu predigen, 2. A. 1726, S. 130; J. J. Rambach, Erläuterung über die Praecepta homiletica, 1736, S. 53). Die

---

[1]) Pr. Th. 233, 764.

Gründe der Homiletik in der Aufklärungszeit sind die gleichen geblieben, wenn sie den Text nicht als wesentlich betrachteten: „nicht wesentlich, aber rätlich" wurde dann die verbreitete Meinung (S. J. Baumgarten, Anweisung zum erbaulichen Predigen, 1752, S. 12, „nicht unentbehrlich"; Gräffe, Pastoraltheologie I, S. 57; Ch. F. Ammon, Handbuch der Anleitung zur Kanzelberedsamkeit, 1812, S. 86); Mosheim S. 6 hatte den Text als dem Wesen der Predigt, wie er sie bestimmt, widersprechend bezeichnet: zum Unterricht und zur Erweckung des Volkes paßt ein Text nicht; auf ihn beruft sich Niemeyer S. 40. In J. Fr. Tellers Theorie der christlichen Beredsamkeit 1774 tritt der Text ganz zurück. Cl. Harms, der Prediger, 2. A. 1837, S. 65.

Schleiermacher über den Text: Pr. Theol. S. 233, 325, 764, 807; Schweizer S. 84 teilt eine Stelle aus der Vorlesung mit, die wohl eine andere Lesart zu Pr. Th. S. 830 ist. Der Schüler hat jedoch den Lehrer mißverstanden. Denn Schleiermacher redet dort nur von der Form des Textes; insofern sei er nicht wesentlich, dagegen S. 831: der Text ist noch weniger als das Thema zu verlassen. In den Predigten weist er mehrfach auf die gute Sitte des Textes hin. Gegen Harms aber bemerkte er 1818: „Predigten ohne Bibeltexte würde ich als geistlicher Obere nicht dulden", S. W. I, 5, S. 330. Über Texte aus den Apokryphen Pr. Th. S. 236. Hier S. 235 ein Satz, der in der Textfrage häufig geltend gemacht wird, obwohl er weder für noch gegen den Text spricht: „Eine religiöse Rede kann christlich sein ohne biblischen Text."

Seiner Auffassung von der Bedeutung des Textes entspricht ferner die ablehnende Stellung zu Texten aus dem Alten Testament Pr. Th. S. 237 ff., die bei einem Reformierten besonders auffällt. Auch dies ein Fortschritt gegenüber der Aufklärung und der von ihm selbst anfangs befolgten Methode.

Vom Thema aus reicht der Einfluß des Textes hinein in die Gedankengruppen. Schleiermacher erklärt da freilich nicht Wort für Wort und Satz für Satz. Auseinandersetzungen über die zeitgeschichtliche Grundlage nehmen keinen breiten Raum ein; sie sind nur um des Hauptgedankens willen da, als Grundlage für die Anwendung.

An die Perikopen hat er sich als Reformierter nicht gebunden, wohl aber schon in der Frühzeit sie öfters gewählt, oder doch mindestens einen Vers aus ihnen als Text genommen. Beziehungen zwischen dem von ihm gewählten Text und der Perikope sucht er gerne auf. Jedenfalls be-

rücksichtigt erüberall das Kirchenjahr, wie denn die Reformierten Deutschlands diesen wertvollen Besitz der lutherischen Kirche sich angeeignet hatten.[1]

Bei seiner völlig freien Verfügung über die Textwahl hat Schleiermacher eine doppelte Methode befolgt. Er beschreibt sie sehr anschaulich und instruktiv in seiner Theorie: die Predigten selbst lassen sie deutlich erkennen.[2]

In den meisten Predigten der zweiten Sammlung war der Gegenstand vor dem Text gegeben. Nachdem er einen entsprechenden Text gefunden hat, tritt die „Assimilation zwischen der heiligen Schriftstelle und dem Redenden" ein. Der Gegenstand wird mit dem Text aufs neue durchdacht und weitergebildet. Die Einleitung stellt sich nun die Aufgabe, die religiöse Stimmung der Zuhörer in die vom Prediger gewünschte Richtung zu bringen und die Einheit zwischen Gegenstand (Stimmung der Hörer und des Redenden) und Text herzustellen. Sie hat in diesem Fall ihren Ausgangspunkt im Gegenstand und ihren Endpunkt in dem in Verbindung mit dem Text gewonnenen Thema. Der Zuhörer wird auf diese Weise denselben Weg zurücklegen, den der Prediger bei der Meditation eingeschlagen hatte.

Die „vollkommenste Behandlung" ist für Schleiermacher dann vorhanden, wenn „Gegenstand und Text möglichst identisch sind oder durch den einleitenden Prozeß ineinander gearbeitet sind." Leichter war dies bei einem Fall, wo der Text einen allgemeinen Inhalt zu dem speziellen vorher vorhandenen Gegenstand mitherzubringt; schwieriger, wo der spezielle Gegenstand durch einen speziellen Text wieder eine neue Richtung erhält. Hier schritt der Prozeß dann nicht in gerader Linie fort, und wenn es dem Prediger nicht gelang, spezielle, vorher vorhandene Gedanken mit Rücksicht auf den Text auszuscheiden, so wurde die Einleitung nicht selten kompliziert. Der Gedankengang wird dem Leser hier nur deutlich, wenn er die Einleitung rückwärts vom Thema aus

[1]) Die alten Perikopenreihen als bindendes Gesetz verwirft er, Pr. Theol. S. 243.

[2]) Pr. Theol. S. 233 ff.; S. 764; S. 805 f.; Einleitung S. 263, 770, 808, 833. Rhenius S. 59.



analysiert. Auf Beispiele dieser Art wurde oben aufmerksam gemacht. Schleiermacher empfand selbst die Schwierigkeit seiner Einleitungsmethode. „Mit dem Eingang in meine Predigten bin ich am wenigsten zufrieden. Aber nun komme ich hinein, und die Zuhörer auch. Alles ordnet sich bestimmter, es geht immer klarer hervor, daß wir die Wahrheit ergriffen haben, der Vortrag wird immer leichter" (Br. II, S. 176, Dezember 1808).

Nun konnte aber der weitere Fall hinzutreten, daß die Anschauungen des Predigers und die, welche er bei der Gemeinde voraussetzt, nicht von vornherein die des Textes sind. Der Text enthält Forderungen oder Aussagen, die dem religiösen und sittlichen Empfinden des Christen zu widersprechen scheinen. Die Forderungen sind zu hoch oder auch zu bekannt; sie sind im Lauf der Zeit Worte ohne Klang geworden, sie sind noch nicht in unsere Weltanschauung übergegangen. So entstand ein Widerstreit zwischen Text und Gegenstand, zwischen Text und individueller Ansicht, zwischen Text und Anwendung; es entstand ein Problem, ein „Dialog zwischen dem Prediger, der Gemeinde und der Schriftstelle".[1]

Die Predigt suchte dann die Lösung dieses Gegensatzes, oder die Vereinigung der beiden nebeneinander herlaufenden Gedankenreihen. Die Lösung selbst ist der religiöse Besitz, den der Hörer mit hinausnehmen soll in das Leben.

Nicht immer ist Schleiermacher die Lösung geglückt; sei es, daß die Gedankenreihen äußerlich nebeneinander stehen geblieben sind — No. 9 der zweiten Sammlung bietet ein Beispiel dieser Art —, sei es, daß der Text ihm nicht die genügende Grundlage für seine Anwendung geben konnte, wie bei No. 12, oder endlich, daß er, um die Einheit gewaltsam herzustellen, dem Text seine eigenen Gedanken aufgezwungen hat, was bei No. 3 und auch bei No. 9 zutrifft.

Aber bei anderen ist doch die Einheit zwischen Gegenstand und Text in der Tat erreicht. Ja, wenn der Leser beim Schluß der Predigt zurückblickt auf das Ganze und sich Rechenschaft über den Gesamteindruck gibt, wird er z. B. bei

---

[1]) Pr. Th. S. 248.

No. 7 dankbar anerkennen, daß dem Prediger in solchen Fällen auch die höchste Gestalt der Einheit gelungen ist, — die Schleiermacher selbst als die höchste bezeichnet —, daß nämlich auch der Ton der Rede in einem lebendigen Verhältnis zum Ton des Textes stand, und daß zu dem und dem speziellen Gedanken eben nur der und der bestimmte Text oder umgekehrt passend war.[1]

Einige wenige Beispiele von allegorischer Behandlung, bei der ja nur noch eine äußerliche Einheit des Wortes vorhanden ist, haben wir ebenfalls kennen gelernt. Aber wie sehr treten sie doch zurück gegen den Mißbrauch in der älteren evangelischen Predigt! In der Theorie hat er die Allegorie nur bei gelegentlicher Anführung, also bei Zitaten, gestattet; dagegen die Kombination beim Text, wo dann die Identität nur in den Worten bleibt, verworfen.[2]

Dieser erste Weg der Vereinigung der beiden Gedankenreihen, der des persönlichen Zeugnisses und der Schrift, lag ihm offenbar am nächsten. Er war ihm, wie den reformierten Predigern überhaupt, durch die Freiheit der Textwahl angezeigt. Doch hat ihn auch die Theorie der Predigt in der Aufklärungszeit im ganzen bevorzugt. Das lehrt schon die Erörterung über die Wahl der Gegenstände, die hier meistens der Frage der Textbehandlung vorausgestellt ist.[3]

Die zweite Methode tritt in dem Fall ein, wo der Text das Gegebene ist und nun von diesem aus der Prediger sich den Weg bahnt zum Thema. Wir finden sie bei Schleiermacher häufiger, seitdem er sich in die regelmäßig wiederkehrende Sonntagspredigt eingelebt hatte. Es sind bei ihm aber

---

[1]) Pr. Th. S. 764, 234.

[2]) Pr. Th. S. 236, 765.

[3]) Vgl. z. B. Marezoll, Über die Bestimmung des Kanzelredners, 1793, S. 71 f.; Niemeyer II, S. 56—90 und dazu S. 45: „Bei freier Textwahl ist es ratsam, vorher die Materie zu bestimmen und dann den Text zu suchen. Man predigt dann mehr über die Materie als über den Text. Nur wenn der Prediger keine Zeit hatte, oder nicht aufgelegt gewesen ist(!), kann es leichter sein, einen Text früher aufzusuchen.“ — Von einem Ineinanderarbeiten von Gegenstand und Text, wie es Schleiermacher übte, ist keine Rede. H. A. Schott, Die Theorie der Beredsamkeit II, 1824, 1. Kap.

weniger die Perikopen, als eine freiwillig vorher festgestellte Auswahl von Texten, an die er sich anschließt. Er wählt einzelne Abschnitte aus der Apostelgeschichte (VII, 3) im Jahr 1810, oder die letzten Worte Jesu in der Passion, oder Worte Jesu aus dem Lukasevangelium (3. Sammlung No. 10 bis 13). Unterschiede sind auch innerhalb dieser Gruppen noch vorhanden: der Prediger war mit der Wahl der Apostelgeschichte gebundener als bei den Herrnworten aus dem Lukasevangelium. Bei den Festpredigten hat Schleiermacher gewöhnlich den Text erst zum Gegenstand gesucht.[1]

Eine Durchdringung des Persönlichen und Biblischen, wie sie Schleiermacher verlangte und durchführte, ist nur möglich bei einer eingehenden, fortwährenden Beschäftigung mit der Bibel. In zwei klassischen Worten hat dies Schleiermacher ausgesprochen, freilich in einer Zeit, als seine Predigt noch mehr als in unserer Periode das schrifterklärende Moment berücksichtigte: „Die Predigt ist desto vollkommener, je mehr sie Schrifterklärung ist: das religiöse Leben muß seinen Stützpunkt immer wieder bekommen im unmittelbaren Leben, aber auch immer wieder in dem, was für die christliche Kirche aller Zeiten und aller Orten dasselbe ist und bleibt.“ „Kein höherer Moment im Leben des Predigers soll vorkommen, worin wir nicht auf die Schrift zurückgingen“.[2]

Die gewaltige Wirkung dieses lebendigen und persönlichen Zeugnisses im Anschluß an die Grundlage des Neuen Testamentes beschreibt Thiel in der Erinnerung an seine Hallenser und Berliner Studienzeit:[3] „Denn eine christliche Gemeine immer schon voraussetzend, redete er nie als zu Fremden, die erst gesammelt werden müßten, sondern erquickte das gemeinsame Bewußtsein durch Besprengung aus

---

[1]) Beide Methoden rechtfertigt er sogar in einer Predigt, zu Weihnachten 1833, Pr. III, 738 in der Einleitung. Die zweite Methode beschreibt er genauer Pr. Th. S. 766 und fordert auch hier die völlige Verschmelzung.

[2]) Pr. Th. S. 814, 242.

[3]) Thiel S. 64 ff.: „Vereinigung seines Subjektivismus mit dem Grundtypus aller Predigt hat seine Predigten zu unsterblichen klassischen Erscheinungen gemacht“.

der alleinigen Quelle des christlichen Lebens, indem ihm nicht als ein Zufälliges und Beliebiges eine Stelle der Schrift diente, gewisse Gedanken daran zu knüpfen, zusammenzureihen und gleichsam zu überschreiben, sondern ein Wesentliches und Notwendiges war, um diese Gedanken selbst erst zu erzeugen, zusammenzuspinnen und so von einem einzelnen Punkte aus gleich und jedesmal des ganzen weiten Feldes inne und froh zu werden. Wie er hier eine bewundernswerte Bekanntschaft mit dem Buch des Lebens und die gewandteste Meisterschaft in der Handhabung und Exegese der heiligen Schriften bekundete, so war es hinreißend, zu gewahren, wie die höchsten Seelenaufschwingungen und letzten Gedanken des Menschen so unmittelbar, einfach und von selbst aus dem Orakelworte der Bibel hervorgingen, und der Redner selbst, in höchster Ruhe beginnend, dann Faden für Faden des reichen Orakelgespinstes auseinanderlegend, auf seinen in feinster Gedankenverflechtung auf- und abwogenden Perioden hinrollend, die immer leiseren Anklänge des Wunderwortes vernahm und aussprach und zuletzt in dem seligsten Entzücken eines heiligen Denkers auf dem Gipfel des Christentums endete, der Hörende aber bei dem Amen!"

Das Interesse für die „Homilienform" ist gegen Ende des 18. Jahrhunderts in der Aufklärungspredigt erwacht (nicht etwa erst seit Menken!); dies ist kein Beweis gegen die Vernachlässigung des Textes in der Einzelpredigt, wohl aber gegen den Vorwurf, als habe sie sich überhaupt absichtlich von der Bibel als Grundlage der Predigt entfernt. Die Gründe zur Empfehlung der Homilien sind verschieden, teils um der (angeblichen) Popularität, teils um der Formlosigkeit willen, teils aber auch wegen des Vorteils für die „nützliche Einführung" in die heilige Schrift (z. B. Niemeyer S. 94; vgl. über die Geschichte der Homilie im 18. Jahrhundert, Schuler, Geschichte der Veränderungen usw. III, 260 ff.).

Die in den späteren Jahren von Schleiermacher gehaltenen Nachmittags- und Frühpredigten wurden von den Herausgebern zum Teil „Homilien" genannt, schwerlich im Sinne Schleiermachers. Er verwendet den Ausdruck Pr. Theol. S. 229, 232, 247 anscheinend nicht gern. In den Gutachten S. 112 hatte er die Einführung von Homilien als wenig wertvoll bezeichnet; sie seien doch nur wenig anders als kleine aneinandergereihte Predigten von der alten Form, und die Abwechslung, die der

Grund ihrer Einführung sei, werde nicht erreicht. Tatsache ist, daß er später selbst „größere Abschnitte der heiligen Schrift in ihrem geschichtlichen Zusammenhang erklärte“ (Pr. X, 338). Diese Frühpredigten sind nun sehr verschieden und folgen nicht immer der Reihenfolge des Textes. Im ganzen drängt sich aber in ihnen das persönliche und erbauliche Element sehr in den Vordergrund. Auch die gedankenreichen Predigten über das Johannesevangelium entwickeln den inneren Zusammenhang des Textes weniger exegetisch-historisch, als spekulativ-philosophisch. —

Die begeisterten Worte seines Schülers Thiel haben uns schon um einen Schritt weiter geführt, zur **Gedankenanlage** und **Gedankenentwicklung** in den Predigten Schleiermachers.

Verfolgen wir die Entwicklungsgeschichte der evangelischen Kultuspredigt, so finden wir, daß neben die zwei oben gezeichneten Arten, neben die unmittelbare Aussprache, die weiter kein Motiv hat, als Ausdruck des inneren Erlebnisses zu sein, und neben die Schrifterklärung noch ein drittes Moment hinzutritt, das sich mit jenen beiden verbindet: die eigentliche Rede, die den Zweck der Einwirkung durch das lebendige Wort auf den Willen des Zuhörers verfolgt, also ein einzelnes ganz bestimmtes Ziel hat.

In der Geschichte der Predigt verbinden sich diese drei Gruppen miteinander und beeinflussen sich gegenseitig. Hier drängt die Rede die Schrifterklärung zurück, dort ist es umgekehrt. Und die Aussprache, das Zeugnis, wirkt bei beiden in irgend einer Form mit. Kollisionen sind nicht ausgeblieben. Starke Reaktionen von seiten der Schrifterklärung gegen die Rede, von seiten der Aussprache gegen die Schrifterklärung. Dabei ist klar, daß eine beabsichtigte Einwirkung auf den Willen des Hörers hauptsächlich durch die Kraft der persönlichen Überzeugung des Redenden bedingt ist, daß also die Rede sich mit der Aussprache leicht zusammenschließt, daß dagegen die Schrifterklärung oft in einen Gegensatz zur Rede geraten kann. Denn die Bücher und Einzelworte der Bibel sind nicht dazu geschrieben, um als Grundlage einer Rede zu dienen: Gedankengang und Schreibweise kommen nicht immer den rednerischen Zwecken entgegen, und was dort dem Schreiben-

den Voraussetzung ist, muß vielleicht hier dem Redner als Resultat erscheinen (z. B. bei den Paulinischen und Johanneischen Schriften). In der Geschichte der evangelischen Predigt ringen diese drei Momente um die Vorherrschaft oder um eine innere Verbindung.

Zu allen Zeiten haben rednerisch begabte Prediger die Predigt als Rede in diesem Sinn aufgefaßt und praktisch ausgeübt. Daneben aber treten in gewissen Zeiten allgemeine Bewegungen nach dieser Richtung hin auf.[1]

So haben in der Reformationszeit die Scholastik und der Humanismus der evangelischen Predigt ein altes Erbe der Vergangenheit überliefert: die antike Rhetorik. Was aber Erasmus und mit ihm gleichzeitig und von ihm teilweise abhängig Melanchthon und von diesem wieder bestimmt Hyperius mit ihrer Übertragung der Regeln antiker Rhetorik der Predigt gaben, konnte sich nicht innerlich mit ihr verbinden. Denn die Rhetorik war mittlerweile ein totes System geworden. Sie hat der evangelischen Predigt mehr geschadet als genützt und ein gutes Teil dazu beigetragen, daß die Predigt des 16. und 17. Jahrhunderts eine steife, schablonenmäßige Form behielt. Wie die orthodoxe Dogmatik jener Zeit formell von der Scholastik des Mittelalters, so war die Predigt von der Rhetorik und der schulmäßigen Dialektik abhängig.

In Frankreich hat um die Wende des 17. und 18. Jahrhunderts die katholische und protestantische Predigt einen starken Einfluß der antiken Beredsamkeit erfahren. Auch er hatte schlimme Folgen. Allein es traten in jener Zeit doch wirklich bedeutende Redner auf, nicht Schulmänner wie Melanchthon, und sie schlossen sich auch mehr an die antiken Redner als an die antik-humanistische Rhetorik an.

War die katholische „Kanzelberedsamkeit" eines Massillon,

---

[1]) Die beste Übersicht bei H. Bassermann, Handbuch der geistlichen Beredsamkeit, 1885, § 44 ff. in Verbindung mit § 11 und 12. H. Hering, die Lehre von der Predigt 1905, S. 159 ff., ist ausführlicher und mit Beispielen illustriert; für die Entwicklungsgeschichte der Predigt sind aber, soviel ich sehe, weder Zinzendorf, noch die württembergischen Pietisten, noch Tersteegen von Bedeutung.

Bossuet, Bourdaloue zum großen Teil Prunkrede, so hat die reformierte Kirche Frankreichs und Hollands schon durch ihre Achtung vor der Bibel und der Schrifterklärung sich mehr den Charakter der gottesdienstlichen Predigt bewahrt. Einer der größten Prediger, den unsre evangelische Kirche überhaupt hatte, war Jean Jacques Saurin († 1730).

Um die Mitte des 18. Jahrhunderts wirkte nun diese Predigt und auch die der Engländer (z. B. Tillotson † 1694) auf die Predigt in Deutschland ein. Mosheim († 1755) ist ohne sie geschichtlich nicht zu verstehen. Im 18. Jahrhundert wurden Saurins Werke mehrfach ins Deutsche übersetzt, und die Bedeutung der ausländischen Beredsamkeit für die Ausbildung des Stils in der Prosa ist weder von der Geschichte der Predigt noch von der allgemeinen Literaturgeschichte bisher genügend gewürdigt.

Nebenher blieb freilich die philosophische Methode eines Wolff und Baumgarten herrschend. Weder Mosheim noch Zollikofer haben die überlieferte Anlage der Predigt überwunden, trotzdem sie Redner waren, und ebensowenig wurde ein entschiedener Fortschritt nach dieser Seite hin erreicht durch Herder[1] oder durch Lavater, wenn auch die Predigt der Aufklärung allmählich eine ganze Reihe von schablonenmäßigen Formen beseitigt hat.

Um die Wende des 18. und 19. Jahrhunderts war der berühmteste Prediger in Deutschland Franz Volkmar Reinhard. Die Ausgabe seiner Predigten umfaßt einige 40 Bände. 3—4000 Zuhörer fanden sich sonntäglich unter seiner Kanzel in Dresden ein; er hat eine homiletische Schule unter den Predigern gegründet, die bis in unsere Zeit fortlebt.

Aber er ist ein Rätsel in der Geschichte der Predigt als

---

[1]) Herder hat als Theoretiker einen weiteren Blick als in seiner Predigtpraxis. Auf das Verhältnis von Predigt und Rede ist er immer wieder zurückgekommen. Vgl. „Der Redner Gottes" 1765, S. W. ed. Suphan 32, S. 3. Pläne zu einer Homiletik c. 1765, 32, S. 11; „Haben wir deutsche Ciceronen? Sollten wir Ciceronen auf der Kanzel haben?" 1, 497 und 502, (treffende Bemerkungen über das Verhältnis zur antiken Rhetorik); ferner 2, 233; 1, 223, 505; 12, 366; 20, 245 f.; 7, 173; „Briefe, das Studium der Theologie betr.", 4. Teil.

Rede. Auch er hat Saurin gelesen, auch er die alten Redner als Vorbilder studiert. Er schrieb einen ausgezeichneten, von seiner Zeit allgemein bewunderten Stil. In seinen Predigten finden sich neben vielen sogenannten rhetorischen Wendungen zahlreiche, nur durch den Ernst der Sache, nicht durch rhetorische Ornamente ergreifende Gedankengruppen. Er gehört in gewissem Sinn zu den gedankenreichsten, dem Inhalt nach vielseitigsten Predigern der neueren Zeit. Aber eine natürliche Begabung zum Redner hatte er nicht; das eigentliche Wesen der Beredsamkeit verstand er bei aller Formgewandtheit nicht; seine Predigten sind ihrer Komposition nach keine Reden. In der Predigtanlage folgte er der philosophischen Methode der Schule Wolffs: der letzte große Vertreter der alten Predigtform, die durch ihn noch einmal ihre Vorzüge in glänzender Weise entfaltete, so glänzend, daß ihre Schattenseiten von ganzen Generationen von Predigern leider übersehen wurden.

Er ist als Redner der äußerste Gegensatz zu Schleiermacher. Nichts ist lehrreicher, als eine beliebige Predigtanalyse Reinhards einer solchen aus Schleiermachers bester Zeit gegenüberzustellen: der Unterschied ist augenfällig.[1]

Schleiermacher sucht in seinen Predigten, wie wir sie kennen gelernt haben, einen einzelnen bestimmten Zweck zu verfolgen. Daher ist ihm das wichtigste Stück die Einheit.

Sehen wir den Schluß seiner Predigten an! Überall tritt uns ein scharf ausgeprägter Satz oder eine Gedankengruppe entgegen, die das Gemüt des Hörers nach einer Richtung hin bewegen sollen und auf die die ganze Predigt hinausläuft. „Fürchtet Gott und sonst nichts". „Das Bleibende behaltet, das Vergängliche gebt preis". Und so in jeder seiner

[1]) Reinhard, Geständnisse, seine Predigten und seine Bildung zum Prediger betreffend, 2. Aufl. 1811, S. 12 ff., 43, 51 ff., 82, und Tzschirner, Briefe veranlaßt durch Reinhards Geständnisse, 1811, S. 38 ff.; C. A. Böttiger, Dr. Fr. Reinhard, 1813, S. 37 ff. Reinhard, Anweisung ein guter Kanzelredner zu werden, herausgegeben von einem Zuhörer Reinhards, 2. Aufl. 1817. Schon Müller, Br. 279, stellte Schleiermachers „klare und allumfassende Begeisterung der kalten und geschraubten Rhetorik" Reinhards gegenüber.

großen Predigten. Wir nennen diese Einheit heute Zweck- oder Finalthema.

„Der Zweck der Predigt ist Belebung des religiösen Bewußtseins.“ Er ruht „auf dem Zusammenhang einer religiösen Gemütsbewegung mit der Leitung des Willens. Es soll durch die Auffassung zugleich eine Bewegung entstehen, nicht eine einzelne und bestimmte, so wie es bei den Alten war, die auf die Festsetzung eines Beschlusses hinausgehen, denn das ist hier nicht der Fall: sondern eine Bewegung im allgemeinen Sinn des Zusammenhanges des Denkens mit der lebendigsten Tätigkeit überhaupt, wovon man freilich nicht weiß, wieviel sie hernach wirken wird, aber diese Belebung kehrt in gewissen Zeiten wieder“.[1]

Ein Gegensatz zwischen der Bewegung des Willens auf einen äußeren Beschluß hin und der auf die Stärkung des Gemüts ist nun aber insofern nicht vorhanden, als es sich in beiden Fällen um eine Einwirkung auf die Gesinnung nach einer bestimmten Richtung handelt. Ob daraus eine Tat folgt, oder eine dauernde Bestimmtheit des inneren Lebens, ob der Mut gehoben wird, die Freudigkeit zum Opfer hervorgerufen, der Widerwille gegen den Kosmopolitismus bestärkt, der Entschluß, dem Beispiel der Würdigen zu folgen, sichergestellt wird, oder ob ein Beschluß der Reform gefaßt wird, — das ist hinsichtlich der seelischen Einwirkung einerlei: die Mittel können allerdings verschieden sein; sie können sinnliche sein, außerhalb des Inhalts selbst liegend, sophistisch überredende, ja der Wahrheit widersprechende — diese sind in der Predigt, wie das Schleiermacher selbst betont, ausgeschlossen. Der Inhalt selbst, auf dem Weg der inneren Überzeugung soll wirken. Was gemeinhin „rhetorisch“ genannt wird, hat in der Predigt keine Stelle.

Auf dieses Ziel, die „erhebende Befriedigung des re-

---

[1]) Pr. Th. S. 219. Wenn dann S. 224 und S. 763 die Rede der Alten nicht als reine Kunst betrachtet wird, weil sie an ein Geschäft anknüpfe, so kommt hier wieder die ästhetische Grundanschauung Schleiermachers zum Vorschein. Sie veranlaßt innere Widersprüche oder Mißverständnisse wie S. 222: „Religiöse Darstellung im Kultus ist reine Darstellung ohne bestimmten Erfolg“ — aber S. 216, 217!

ligiösen Bewußtseins der Gemeine", legt nun Schleiermacher allen Nachdruck. Die einzelnen Gedankengruppen haben Wert nur, soweit sie ihm dienen. Er schlägt manchmal weite Umwege ein, und es ist dann nicht leicht, den Weg zurückzufinden; aber meistens treffen die verschiedenen Pfade am Schluß zusammen. Er liebt es nicht, durch einzelne Kraftstellen in der Predigt zu imponieren, oder durch phantasievolle Schilderungen die Rede auszuschmücken. Wo er Bilder und Vergleiche bringt, sind sie nie Selbstzweck. Würde ein Hörer seine Zufriedenheit mit einem einzelnen Gedanken der Predigt äußern — so wäre das für ihn ein Zeichen, daß er seine Absichten nicht erreicht hat. Er will es vielmehr dahin bringen, daß alle Zuhörer sich auf den einen Schlußgedanken einigen und sich in ihm mit dem Prediger zusammenfinden.

Die nächste Folgerung aus dem einheitlichen Zweckgedanken ist die Einheit des Stoffs. Doch wir müssen sofort hinzusetzen: Einheit des Stoffs mit Rücksicht auf jenen einen Zweckgedanken. Es mag Einheit des Stoffs da sein: sie genügt nicht. Es ist immer noch eine weite Ausdehnung in die Breite möglich, man kann alle möglichen Schlußfolgerungen anknüpfen, ein Einzelthema nach so und so vielen Beziehungen durchführen — dies ist immer noch keine Rede. Diese beschränkt sich nur auf das, was ihr zweckdienlich und brauchbar erscheint.

Aus der Einheit des Zweckes und Stoffes folgt nun das grundlegende Gesetz für die Komposition der Rede.

Hierbei folgen wir am besten Schleiermachers Ausführungen in seiner Theorie. Sie sind so sicher und klar dargelegt, daß jedem Leser seiner Predigten sofort die ganze innere Gestalt der Rede vor Augen tritt. Die Beschreibung eines Dritten kann die an verschiedenen Stellen zerstreuten Bemerkungen nur zusammenstellen und durch Beobachtungen an den Predigten verbinden, aber nicht viel Wesentliches hinzufügen.

Voraus schicken wir einige Predigtanlagen Reinhards und eine Analyse der oben schon genauer beschriebenen Predigt Schleiermachers vom 1. Januar 1807.

Reinhard. No. 1. Am 3. Advent 1802. Text: Matth. 11, 2—11, die Botschaft des Täufers.

Einleitung.

1. Vergessen zu werden ist ein beunruhigender Gedanke.
2. Wir kämpfen vergebens dagegen.
3. Was sollen wir diesem traurigen Schicksal gegenüber tun?

Thema: Wir denken nach über das Schicksal, vergessen zu werden.

I. Worin das Schicksal besteht.
  1. Wenn andre uns nicht mehr brauchen,
     a) daß das so ist,
     b) Beweis aus dem Text,
     c) Schilderung und Schluß.
  2. Wenn wir nicht mehr tätig sind,
     a) Behauptung,
     b) Beweis aus dem Text,
     c) Schlußfolgerung.
  3. Wenn wir sterben,
     a) Behauptung,
     b) Beweis und Schluß.

II. Die Ursachen.
  1. In eignen Fehlern.
  2. In fremden Fehlern.
  3. Einfluß der Gegenwart,
     a) weil man uns nicht mehr braucht (vgl. I, 1),
     b) weil wir nicht mehr tätig sind (vgl. I, 2),
     c) weil wir gestorben sind (vgl. I, 3).

III. Die Folgen.
  1. Wir wollen die Fehler vermeiden lernen.
  2. Wir wollen das Andenken andrer ehren.
  3. Wir wollen uns nicht abhalten lassen, das Gute zu tun.
  4. Wir erinnern uns daran, daß die Folgen unsrer Handlungen ewig sind: wir wollen vor Gott leben.

Reinhard. No. 2. Am Sonntag Sexagesimä 1800 über Luk. 8, 4—15 (Säemann).

Thema: Die Pflicht, Geduld mit sich selbst zu haben.

I. Erklärung dieser Pflicht.
Allgemeine Erklärung.
Spezielle Erklärung. Sie zeigt sich
1. im Streben nach Wahrheit,
2. bei der Besserung des Herzens,
3. bei der Ausübung des Guten.
(In jeder Unterabteilung immer Rückkehr zum Ausgangspunkt; jede ist für sich geschlossen).

II. Beweis, daß sie Pflicht ist.
1. Sie ist vernünftig.
a) Bild,
b) Natur im allgemeinen,
c) Natur des Menschen,
d) Rückkehr zum Ausgangspunkt.
2. Sie ist christlich.
3. Sie ist nützlich.

III. Einige Erinnerungen zu ihrer Ausübung.
1. Sie darf nicht in Trägheit ausarten.
2. Sie darf nicht Vorwand unordentlicher Neigungen sein.
3. Sie muß verbunden sein mit wahren Früchten.
Wenn ihr das besitzt, dann könnt ihr mit Recht Geduld mit euch haben.

Reinhard. No. 3. Am 4. Advent 1806 über Phil. 4, 4—7. Freude am Herrn.

Thema: Daß wir das Fest des uns geschenkten Friedens nicht würdiger feiern können als mit dem stillen Sinn, den das Evangelium Jesu hervorbringt.

Der stille Sinn beweist
I. im Urteil — Behutsamkeit,
II. im Handeln — Sanftmut,
III. im Leiden — Ergebung,
IV. in der Freude — Besonnenheit,
V. im Hoffen — Vertrauen.

No. 1: Predigten 23, 1802, S. 280.
No. 2: Predigten 16, 1800, S. 127.
Diese beiden sind ausgewählt, weil sie neuerdings abgedruckt sind im 15. Band der „Predigt der Kirche“, S. 122 und S. 55 (einleitende Abhandlung über Reinhard von Diegel);

der Abdruck ist sehr nachlässig; Thema, Teile, Unterteile sind in den Originalausgaben deutlicher hervorgehoben.

No. 3: Predigten 31, 1806, S. 343 aus einem Jahrgang, wo Reinhard zum erstenmal über die epistolischen Perikopen predigen durfte. Der Mangel an Einheit liegt in dieser Predigt doch nicht nur im Text begründet. Der Kürze wegen ist bei den drei Predigten jeweils nur ein Unterteil genauer angeführt.

Nähere Erläuterungen sind überflüssig für den, der Schleiermacher kennt. Textbenutzung (die verschiedensten Themata über den gleichen Text!); Bildung des Themas (Reinhard geht immer äußerlich vom Text zum Gegenstand; er hatte ja keine Textwahl; in der Tat aber bringt er in vielen Fällen den Gegenstand mit zum Text, Geständnisse S. 116); Fassung des Themas; Teile; Anordnung der Gedankengruppen; Aufeinanderfolge; Zweck des Predigers; Einheit; Allgemeine und spezielle Gegenstände. —

Schleiermacher. Text: Matth. 10, 28. 1. Jan. 1807. 2. S. No. 7.

Einl.: 1. Veranlassung zur Wahl des Gegenstandes.
- a) Vergleich zwischen sonst und heute.
- b) Andeutung der Lösung des Problems: fromme Erhebung der Seele.

2. Zusammenhang des Gegenstandes mit dem Text.

Stoffthema: Anweisung unseres Erlösers, welche unserer Sorge und Furcht die gehörige Richtung gibt.

I. Was wir **nicht** fürchten sollen.

1. Begriffsbestimmung der Macht und der Furcht vor ihr.
   - a) Jede irdische Macht. Wirkung: Tod.
   - b) Wesen der Furcht: der Mensch fürchtet den Tod, des leiblichen oder des geistigen Lebens.
   - c) Also: Grenzen der irdischen Macht: sie kann nicht töten die Seele
     - α) des zeitlichen Lebens,
     - β) des Eigentums,
     - γ) der Gemeinschaft,
     - δ) des Berufs.
2. Die Folgen der Furcht vor der irdischen Macht (als Motiv: diese Furcht also eine Torheit).

A. In unserm Tun.
a) Allgemein.
α) Die Furcht vor der irdischen Macht tötet die Seele jedes Lebens und so auch den Leib.
β) Dies gilt allen: daher der Mut eine allgemeine Tugend.
b) Einzelnachweis.
α) Jeder Beruf bietet Anlaß zur Furcht und daher zur Pflicht des Kampfes gegen sie.
β) Im häuslichen Leben ist die Furcht Quelle der Übel.
γ) Die Furcht führt zur Häufung der Pflichtversäumnisse,
zur Feigheit,
zur Fühllosigkeit: unwürdiges Dasein.
B. In unserm Denken.
a) Auch in unserer Weltanschauung äußert die Furcht ihren Einfluß.
α) Gelassenheit ist der Anfang der Weisheit.
β) Schon die leiblichen Sinne werden durch die Furcht gestört.
γ) Noch schlimmer ergeht es den geistigen Sinnen: wir verstehen die Wege Gottes nicht mehr!
b) Beweis aus dem Gegenteil: kein Glück wäre sicher, wenn die Furcht bleibt.
3. Segen der Furchtlosigkeit vor der irdischen Macht.
Überl.: Befreiung von der Furcht genügt nicht. Was wir suchen, ist noch nicht gefunden.
II. **Was** wir fürchten sollen.
1. Begriffsbestimmung.
a) Begriff der Furcht Gottes: was sie nicht sein kann.
b) Begriff der Furcht Gottes: was sie sein soll.
2. Folgen der rechten Furcht (als Motiv: Segen dieser Furcht).
A. In unserem Tun (Sittlichkeit).
a) Zweckmäßigkeit der Furcht Gottes überhaupt und in besonderen Zeiten.
b) Folgen des Mangels an Furcht Gottes.

c) Segen der Furcht.
d) Zusammenfassung: Furcht Gottes und Furchtlosigkeit vor allem andren führt zur Schönheit des sittlichen Lebens.

B. In unserem Denken (Weltanschauung).
a) Zweckmäßigkeit in der Gegenwart.
b) Folgen des Mangels an Furcht Gottes.
c) Segen der Furcht.

3. **Schluß.** Zweckthema: **Fürchtet Gott und sonst nichts!** Dann seid ihr selig. Dies ist der beste Neujahrswunsch.

Zur Vergleichung sei die Übersicht über eine Predigt Zollikofers († 1788) über denselben Text, Mt. 10, 28, beigefügt. (Predigten 15, 417.)

Thema: Von der Menschenfurcht.

I. Allgemeiner Begriff: inwieweit ist sie rechtmäßig und anständig.
1. Als Furcht vor der Bosheit der Menschen.
2. Als Furcht vor der Strafe der Obrigkeit.
3. Als Ehrerbietung vor der Obrigkeit.
4. Als Furcht vor dem sittlichen Urteil der Menschen.

II. Wann ist sie unanständig und schädlich?
1. Wenn sie uns von der Untersuchung der Wahrheit zurückhält.
2. Wenn sie uns verleitet, die Wahrheit zu verschweigen.
3. Wenn sie uns verleitet, die Wahrheit zu verspotten.
4. Wenn sie uns von der Tugend abhält und zum Bösen verführt.

III. Einige Regeln und Anmerkungen, die zur Verbesserung dieser fehlerhaften Gemütsverfassung dienen können.
1. Sucht die Häßlichkeit des Lasters und die Schönheit der Tugend zu erkennen.
2. Erinnert euch an die Gefahren, wenn ihr euer Urteil nach dem Urteil der Menge einrichtet.
3. Sucht Ehrfurcht vor Gott in euch zu erwecken.

Und nun zu Schleiermacher![1]

Die Einheit, als befriedigende Harmonie der Stimmung, setzt sich zusammen aus einer Reihe von Begriffen: „Wo

---

[1]) Pr. Theol. S. 251—264; 765—769; 804—809; 830—833; Schweizer S. 72. Schleiermachers eigene Worte sind im folgenden überall durch Anführungszeichen hervorgehoben.

die Vielheit ist ohne Einheit, da ist keine Totalität; wo die Einheit ist, ohne sich in ihre Elemente zu zerspalten, da ist auch keine Totalität, sondern nur ein Ansatz. Die religiöse Rede wird also ein Ganzes, indem alles einzelne sich auf eins bezieht und durch eins bestimmt wird: das ist der organische Charakter, der jedem Kunstwerk zukommt."

Für den „Erbauungseffekt" (Pr. Th. S. 219) ist daher die Anordnung und innere Verknüpfung der Gedanken von höchster Wichtigkeit: die „logische Anordnung ist an sich noch nicht genügend"; sie stellt nebeneinander — die rhetorische stellt nacheinander; sie führt eine „Ideenassoziation" dadurch herbei, daß jeder große Teil, jede Gedankengruppe, jeder Satz eine Vorbereitung ist zum folgenden Satz, zur folgenden Gedankengruppe, zum folgenden Teil.

„Kein Teil kann eine Rede für sich sein. Das Logische hat es nie zu tun mit Wirkung auf das Gemüt und den Willen." Da aber eben diese Wirkung Zweck der Predigt ist, so kann das Logische nicht das rechte Mittel dazu werden. Die Predigt will erbauen, d. h. auf Gemüt und Willen einwirken; daher ist die Vollkommenheit der Predigt im „Rhetorischen zu suchen, d. h. in der rechten Verteilung der wirksamen Punkte. Jeder Gedanke kann nur dann seine Wirkung tun, wenn das vorangegangen ist, was dazu beiträgt: jeder Gedanke stehe an dem Ort, wo er seine größte Wirkung tut."

Kein Gedanke, der in einem Teil steht, soll ebensogut in einem anderen stehen können: kein Teil kann umgesetzt werden. Jeder folgende Gedanke kann nur etwas hinzufügen; kein schwächerer soll dem stärkeren folgen, kein gleicher neben einem gleichen stehen. Digressionen sind nur gestattet, wenn sie in Verbindung mit der wesentlichen Idee der Einheit stehen. Kein Teil ist ein in sich geschlossener Kreis, so daß das Ende wieder zum Anfang zurückkehrt. —

Schleiermachers Rede bewegt sich demnach in stetig fortschreitender Linie vorwärts bis zum letzten Ziel. Der Gedankengang **zergliedert** nicht eine vorher ausgesprochene Behauptung: er **entwickelt** immer neue Gedanken im Dialog mit den Hörern. Ein Gegensatz, ein Widerspruch nach dem

anderen wird weggeräumt. Immer mehr treten Redner und Hörer einander und der Wahrheit näher. Endlich löst sich die Spannung. Der Hauptsatz erscheint als geschlossene Komposition, und der Redner allein behält das Wort zum ergreifenden Schluß. Der Prediger rekapituliert nicht. Er sucht nicht mühsam nach dem Ende. Er hat das Ziel erreicht. Anfang und Ende schließen sich von selbst zusammen.

„Die ganze Rede ist nur ein Gefangennehmen der Zuhörer, welches man sich so vorstellen muß, als ob sie sich immer wieder losmachen wollten.“ Bei dem Gedankenfortschritt Schleiermachers, der eine „Fortsetzung des Prozesses ist, aus dem die Einheit im Redenden selbst entstanden ist,“ gelingt es ihnen nicht, sich loszumachen: sie müssen folgen, angezogen nicht durch ästhetisches Wohlgefallen an der Schönheit der Rede, sondern festgehalten durch die innere Überzeugungskraft der Gedanken. Sie selbst beteiligen sich an dem Dialog. Die Ideen entstehen vor ihrem Auge. Sie erleben sie in ihrem Gemüt. Sie nehmen sie auf als ihren persönlichen geistigen Besitz. An ihnen ist es nun, die fromme, heilige Stimmung der Seele hinauszutragen ins Leben.

Die Predigt wird ein Drama.[1] Die Situation wird gezeichnet. Die Verwicklung schildert das Problem, den Streit der Interessen. Wir werden mit hineingezogen. Wir reden und handeln mit. Unsere Einwände sinken dahin. Wir werden gewonnen. Der Schluß bringt die Lösung und mit ihr das erhebende Gefühl, von der Wahrheit besiegt, von der Wahrheit überzeugt zu sein.

Die in den Theorien der Predigt in völlig verschiedenem, ja entgegengesetztem Sinn gebrauchten Ausdrücke „analytisch“, „synthetisch“ verwendet Schleiermacher in seiner Homiletik nicht. Im Entwurf eines Systems der Sittenlehre, S. W. III, 5, S. 230, sagt er: „Das Bewußtsein in seinen verschiedenen Beziehungen läßt sich durch die beiden Faktoren zerlegen, das Setzen der Vielheit aus der Einheit und das der Einheit in die Vielheit. Hieraus entstehen zwei verschiedene Prozesse, das synthetische Verfahren, das einen Akt an den anderen knüpft und Kombination ist, das analytische, das die in jedem





[1]) Vgl. W. Wackernagel, Poetik, Rhetorik und Stilistik 3. Aufl. 1906, S. 405.

Akt vorhandene Beziehung von Einheit und Vielheit vollständig auseinandersetzt." Da die Ausdrücke in der Homiletik auch in Beziehung zur Textbehandlung gesetzt wurden, so sind sie heute mißverständlich. Zum entwickelnden Verfahren Schleiermachers (Begriffsbestimmung, Gegensatz, Beweis, Urteil) vgl. Dialektik, S. W. III, 4, 2, 178 ff., 288, 295; Induktion, Deduktion: 201 ff., 339 ff.; Gespräch: 370 ff., 568.

Aber es handelt sich doch in der Predigt um einen gegebenen Gedankenstoff? Ist denn Anfangs- und Endpunkt der gleiche? Hier hat Schleiermacher nicht in der Theorie aber in seiner Praxis die Verbindung gezogen, die sein Schüler Schweizer und später A. Vinet fest bestimmt haben: das Stoffthema, das den Gegenstand darstellt, worüber Schleiermacher reden will (natürlich der Gegenstand, wie er aus der Assimilation von Text und Gemeinde, von Text und Prediger entstanden ist), das Stoffthema wird im Laufe der Predigt umgewandelt in ein Zweckthema. Beide sind stofflich identisch, formell verschieden; jenes gibt den Gegenstand an, worüber man redet, dieses — es braucht kein formuliertes Thema zu sein, es kann der ganze Schluß sein — gibt den „Erbauungseffekt", den Zielpunkt, an.

Wenn dann Vinet die Regel aufstellte, daß das Stoff- oder Kausalthema eine Behauptung, das Ziel- oder Finalthema eine Forderung enthalten müßte, so hat er nur ausgesprochen, was bei Schleiermacher tatsächlich vorliegt.

Anweisung des Erlösers, welche unserer Furcht die gehörige Richtung gibt: Stoffthema.

Fürchtet Gott und sonst nichts: Zweckthema.

Die rechte Verehrung gegen das einheimische Große: Stoffthema.

Verehrt Friedrich den Großen recht, indem ihr das Bleibende behaltet: Zweckthema.

Das Stoffthema ist nur eine „Überschrift", es genügt für sich nicht, um die Tendenz des Predigers zu beschreiben; die Hindeutung auf das Ziel liegt in ihm, aber mehr nicht; es hat „für den Zuhörer nachher nur den Wert, daß es die Erinnerung erleichtert".[1]

---

[1]) Pr. Th. S. 810, 831.

Bei anderen Predigern, vorab bei Reinhard und seiner Schule, geben Thema und Partition den ganzen Inhalt der Predigt. Hat man sie gehört, so weiß man die Predigt zum voraus. Das Interesse an der Sache ist befriedigt. Vielleicht zieht uns noch die Art und Weise der Durchführung an. Bei Schleiermacher ist das unmöglich. Man kann nicht stille stehen. Man muß mit ihm vorwärts schreiten.[1]

A. Schweizer, Homiletik, 1848, § 177; Schweizer ist durchaus im Recht, wenn er sagt, sein Satz sei nur scheinbar eine Neuerung. Er läßt sich zurückverfolgen bis in die antike Rhetorik. Er wurde allerdings nie klar ausgesprochen. Schweizer hat in seinem Büchlein „Schleiermacher als Prediger", 1834, viele Einzelheiten über die Disposition und das Thema bei Schleiermacher mitgeteilt: jene Regel über Kausal- und Finalthema hatte er damals noch nicht erkannt. Er verweist in seiner Homiletik nicht auf Schleiermacher, doch ist es mir kein Zweifel, daß er beim Studium seiner Predigten die Entdeckung gemacht hat. Früher war schon Erdmann, Stud. u. Krit., 1834, S. 578, der Entscheidung sehr nahe gekommen: „Resultat der ganzen Predigt ist wiederum das Thema."

Vinet, Homilétique, 1853, S. 53, hat den Gedanken noch vertieft: „Une proposition, assertive, facilement transformable et réellement transformée en une proposition impérative." Vinet wird wohl durch die französischen Prediger des 17. und 18. Jahrhunderts zu seiner Bemerkung gekommen sein. Krauß, Lehrbuch der Homiletik, 1883, S. 374, verweist auf Fénélon, den aber Vinet nicht zitiert. Krauß nennt mit Recht die von Vinet aufgestellte Formel eine der größten Bereicherungen der Rhetorik. Er hätte hier nur auch Schweizer und — Schleiermacher nennen sollen. In der Praxis hat Schleiermacher sie unwillkürlich in genialer Weise befolgt, in der Theorie sie so sehr vorbereitet, daß sie aus seinen Grundsätzen sich notwendig ergeben mußte.

Sie hat in der neueren Homiletik noch nicht die entsprechende Beachtung gefunden. Immer noch behauptet man, in völliger Verkennung der Ansicht Vinets, das Thema könne Kausal- oder Finalthema sein; das trifft höchstens auf die Form des Themas zu: ein Stoffthema in finaler Form ist aber nicht das, was Vinet unter „proposition imperative" versteht. Vgl. Gottschick, Das Fundamentum dividendi, Zeitschr.

---

[1]) Schweizer S. 77. Gegen Reinhards inhaltliche Themata wendete sich schon Erdmann, Studien und Kritiken 1834, S. 588: „Über den Organismus der Predigt" — ein immer noch lesenswerter Aufsatz.

f. Pastoraltheol., 26, S. 61 ff., eine wertvolle, leider nicht übersichtlich geschriebene Abhandlung!

Daß die Einzelpredigt eine bestimmte Tendenz der Einwirkung auf Anschauung oder Gefühl oder Erkenntnis haben soll, deutet Schleiermacher wiederholt an. Er schließt sich darin an die Homiletik der Aufklärung an, die die Frage gern bespricht. Niemeyer II, S. 57 ff. Seine Predigten lassen sich auch gruppieren in solche, bei denen der Wille mehr zur Erkenntnis, und in andere, wo er durch das Gefühl und auf Stimmungen hin erregt wird. Er hat in seiner Pr. Th. dieses wichtige Kapitel aber nicht eingehender besprochen. Vgl. S. 245, 257, 764ff., 805, 830, und dagegen „Reden" S. 140ff.!

Auch das Wesen der sogenannten **Disposition**, d. h. der Teilung des Stoffes in einzelne große Gruppen, wird neu bestimmt.[1] Sie ist keine logische Partition des Themas, sondern eine Zusammenfassung innerlich zusammengehörender Gedanken mit Rücksicht auf den Endzweck der Rede hin. Er nennt sie selbst rhetorische Disposition. Sie kann übereinstimmen mit der logischen Teilung des Themas; notwendig ist dies jedoch nicht. Denn sie ist „nichts als eine reflektierende Fortsetzung desselben Prozesses, durch den aus der Gesamtheit des religiösen Zustandes die bestimmte Einheit entstanden ist."

Seine Dispositionen sind daher nichts anderes als Richtlinien, die dem Zuhörer den Weg zeigen sollen, den der Redner mit ihnen wandeln will. Sie sind rein formaler Natur, auch wo sie den Inhalt angeben, nehmen sie nichts vorweg: der volle Inhalt wird erst am Schluß deutlich. Sie haben überhaupt keinen Selbstzweck. Ob der Hörer sie am Schluß noch im Gedächtnis hat, ist ganz einerlei; haben sie mit dazu verholfen, das Ziel zu erreichen, so haben sie ihre Dienste geleistet. Daher sein Widerwillen gegen die Dispositionen und Wiederholungen bei Reinhard. „Die Rede klappert bei ihm wie ein altes Instrument, wo man die Claves hört statt des Tons." Entsteht die Disposition mechanisch, so „kommen wir

---

[1]) Pr. Th. S. 250, 255, 257, 259, 270, 807, 830f. Opposition gegen Reinhard, „einen unsrer berühmtesten Kanzelredner", schon in den Gutachten 1804, S. W. I, 5, S. 111 f. — Zum Ehrengedächtnis Hansteins, 1821, S. W. I, 5, 472 f.

zur Karrikatur der Chrie". Gesuchte Symmetrie der Teile ist völlig überflüssig. Daher eine Behauptung, die in jener Zeit unerhört war und den meisten Predigern heute noch als unmöglich erscheint: man könne überhaupt auf die ausdrückliche Angabe der Disposition und des Themas verzichten, wenn man seinen Zweck ohnedies erreiche. So hat Schleiermacher die schablonenhafte Form der Predigt zertrümmert: endlich ist die Predigt kein Aufsatz mehr, keine Abhandlung in rhetorischem Ton, sondern eine Rede — leider nur in Schleiermachers Theorie und Predigten!

Von diesen Grundsätzen aus hat ferner Schleiermacher eine seit langer Zeit übliche Teilung des Predigtorganismus verworfen, die Reinhard noch sehr häufig befolgt, nämlich die Teilung in Abhandlung und Anwendung.[1] Sie sei nicht empfehlenswert, weil der Totaleindruck in der Identität von Einsicht und Bewegung bestehe; es dürfe nicht der eine Teil räsonierend, der andere erhebend vorgehen, jeder müsse Überzeugung und Bewegung in sich tragen. Ein anderes Mal drückt er sich vorsichtiger aus: „Es lassen sich Gegenstände denken, die gleich viel beitragen zur Entwicklung des Gegenstandes wie zur lebendigen Wirkung. Sind sie verschieden, so kommt es auf den Redner, die Gelegenheit und die richtige Behandlung an. Ganz auseinander dürfen beide nicht fallen. Es gibt zwei Möglichkeiten, einmal die Teilung in einen objektiven (demonstrativen, theoretischen) Teil und in einen effektiven, praktischen (Nutzanwendung), oder aber es muß in jedem Teil beides aufeinanderfolgen, wobei je nachdem eines überwiegt."

Die letzte Methode hat im ganzen Schleiermacher befolgt. Nach der ermüdenden, schablonenhaften Anwendung der alten Teilung, besonders auch der ständig wiederkehrenden Nutzanwendung, die sich, wenn auch nicht gerade als fünffacher Usus, noch im 18. Jahrhundert findet, war der Bruch mit der Zweiteilung ein großer Fortschritt. Dennoch wird man zugeben, daß die Teilung nicht gänzlich zu verwerfen ist. An und für sich schon ein Zeichen dafür, daß der Pre-

[1]) Pr. Th. S. 257, 261, 769, 808.

diger einen praktischen Zweck verfolgt, wird sie bei gewissen Gegenständen und Texten (z. B. Gleichnissen Jesu) stets wiederkehren. Nur darf der erste, demonstrierende Teil nie reine Abhandlung und doktrinär sein, auch für ihn gilt rednerische Anordnung und Beschränkung auf die für den Endzweck notwendigen Gedanken.

Endlich hat der Gedanke an die rednerische Einheit Schleiermacher wie andere Prediger, die rednerisch veranlagt waren, zu einem bestimmten Resultat in bezug auf die Wahl der Gegenstände geführt: er hat eine Vorliebe für spezielle Themata, oder vielmehr für eine spezielle Fassung eines allgemeinen Gedankens. Die Predigt der Aufklärung hat auch darin vorgebaut; sie war zum Teil durch den Sinn für das Praktische und Nützliche auf spezielle Gegenstände gekommen. Und wiederum Reinhard durch den Zwang der Perikopen. Bei Schleiermacher liegt die Sache jedoch anders.

Schon die Stellung, die er der Predigt im Gottesdienst zuweist, wirkt mit. „Da der Kultus hervorgegangen ist aus dem, was die Gemeinde am stärksten erregt hat (Fest), so muß der gewöhnliche Gottesdienst, wenn er nicht festlich ist, soviel als möglich kasuell sein." Dem kommt nun der Redecharakter der Predigt entgegen. Je genauer und präziser bestimmt der Schlußgedanke ist, desto wirkungsvoller und einschlagender ist er. Der Zuhörer weiß genau, um was es sich handelt: dies und das hat der Redner sagen wollen. Daher hielt es Schleiermacher für verfehlt, daß „jede religiöse Rede ein Ausdruck der gesamten christlichen Frömmigkeit" sein solle. Je mehr sie lebendige Darstellung sein will, um so mehr wird sie darauf verzichten: sonst wäre jede Rede der andern gleich. „Keine Rede kann das Thema erschöpfen. Es ist daher am besten, das Thema so zu fassen, daß der Zuhörer gerade dies erwartet und kein anderes."

Der Grundsatz ist in seinen Predigten durchgeführt. Nicht so nämlich, als ob er allgemeine Gegenstände vermeidet. Die seinigen sind sogar im Durchschnitt weit allgemeiner als die Reinhards. Auch die Fassung der Stoffthemata ist oft sehr allgemein. Die Gerechtigkeit Gottes, die Verschiedenheit der Geistesgaben, Wie öffentliche Unglücksfälle uns zum besten

dienen, Was wir fürchten sollen und was nicht: das alles sind doch sehr allgemein gefaßte Themata und auch allgemeine Gegenstände. Allein sie erhalten ihren genauer bestimmten und dann höchst wirkungsvollen Charakter durch die Lösung des Schlusses, durch die Richtung auf den Endzweck. Sein Gang ist gewöhnlich folgender: Der Ausgangspunkt ist speziell: Veranlassung zur Wahl des Gegenstandes (Stimmung des Predigers, der Gemeinde). Dann wird die Beziehung zum Text, zum allgemein Christlichen hergestellt. Die Predigt weist den Zusammenhang mit der christlichen Weltanschauung nach. Es gelingt ihm, alle Zuhörer zu gewinnen und zu vereinigen. Am Ende leuchtet dann die Wahrheit des allgemeinen Grundsatzes für den speziellen Fall um so deutlicher ein. Der Ausgangspunkt ist speziell, das Stoffthema allgemeiner, das Finalthema speziell. Er vermeidet durchaus nicht allgemeine Gegenstände; aber er bringt auch nicht die ganze Frömmigkeit vor, sondern er beleuchtet die allgemeine Frage von einem speziellen Gesichtspunkt aus — das gilt auch von seinen Festpredigten.

Vgl. Pr. Th. S. 153, 258. Den im übrigen ausgezeichneten und für die Predigt der Gegenwart sehr wertvollen Ausführungen von P. Drews, die Predigt im 19. Jahrhundert, 1903, S. 16 ff., kann ich in bezug auf Schleiermacher nicht ganz zustimmen. Schleiermacher hat, soviel ich sehe, nicht mit Vorliebe spezielle Gegenstände gewählt im Gegensatz zu allgemeinen, nicht einmal in den von Drews allein berücksichtigten drei oder vier ersten Sammlungen. Aber er hat, wo er allgemeine Gegenstände nimmt, sie spezialisiert mit Rücksicht auf den Text und auf die Stimmung der Gemeinde und des Predigers. Vgl. Pr. Th. S. 258. Die Stelle S. 230 f. scheint mir überhaupt nicht hierher zu gehören. Die Gegenüberstellung von Festtag und Sonntag erklärt, was er dort unter „großen“ und „kleinen“ Gegenständen versteht. Vgl. Marezoll, Bestimmung des Kanzelredners, S. 297, „kleine, unbedeutende Dinge in der Predigt“. Der „große“ Gegenstand am Festtag ist der, welcher das religiöse Bewußtsein der Gemeinde an einem solchen Tage trägt. Klein würde demnach für Schleiermacher ein Thema Reinhards vom Osterfeste 1811 sein: Die gemißhandelte Tugend im Licht der Auferstehung Christi; klein Dräsekes Thema an Himmelfahrt: Womit beruhigt sich der Christ, wenn er sterbend eine hilflose Familie zurückläßt, und

zahlreiche Beispiele aus der Predigt der Aufklärung. „Groß" und „klein" deckt sich nicht ganz mit dem, was Drews „allgemein" und „speziell" nennt. Schleiermachers Festpredigten über große, allgemeine Wahrheiten haben eine spezielle Richtung, ohne klein zu sein.

Schleiermachers Predigt ist ein künstlerischer Organismus, dessen Größe und Wirkung dem dankbaren Leser mit jeder genaueren Analyse schöner und lebensvoller erscheint. Immer klarer erkennt man, daß die Form nicht um ihrer selbst willen da ist: „Eins das innerlich Entstehen und außen Hinstellen; eins das Finden der Form und das Erschaffen des Stoffs; eins die Ordnung und das zu Ordnende"[1].

Bei Schöpfungen von solcher Originalität darf man, denke ich, über einzelne Mängel hinwegsehen, die auch ihnen anhaften, über die Schwerfälligkeit der Diktion, die allzu hohen Anforderungen an die Aufmerksamkeit des Lesers, die Beschränkung auf den Kreis der gebildeten Christen, wenn dies bei einer literarischen Predigt überhaupt ein Fehler ist. Er selbst aber sprach einmal die Ansicht aus, daß ein mehr künstlerisches Verfahren am nötigsten vor einer ungebildeten Versammlung sei, am gefährlichsten vor einer gebildeten, die den Künstler leicht ableite.[2] —

Es wäre eine reizvolle Aufgabe, in der Geschichte der Beredsamkeit des 17. und 18. Jahrhunderts, die Entwicklung des inneren Organismus der Rede, beziehungsweise der Predigt zu verfolgen. Man würde die allmähliche Loslösung von der scholastischen Form bemerken und könnte mancherlei Verbindungslinien von den französischen Predigern, vor allem von Saurin auf Mosheim und Schleiermacher hin ziehen. Man würde finden, daß die Praxis der Theorie vorausging und daß das bedeutendste theoretische Werk gegen die Mitte des 18. Jahrhunderts, die „Ausführliche Redekunst" von Gottsched 1736, ein in der Literaturgeschichte früher zu gering geschätztes Buch, seine Stärke in der Polemik gegen über-

---

¹) Thiel S. 76.
²) Pr. Th. S. 795.

lieferte Schablonen hat.[1] Überall würde man den Spuren der antiken Rhetorik begegnen: so sehr sie auch herausgenommen war aus ihrem ursprünglichen Zusammenhang und so wenig ihre Regeln nach ihrer Entstehung und ursprünglichen Bedeutung erkannt wurden — sie gehört zu den Stücken antiker Bildung, die eine außerordentlich zähe Lebenskraft bewiesen haben. In gewissem Sinn beherrscht sie in der durch den scholastischen Humanismus umgeprägten Form heute noch unsern deutschen — Schulaufsatz.

Wir müssen uns in diesem Zusammenhang beschränken auf einen Punkt, der nicht fehlen darf, nämlich auf die Frage, woher denn Schleiermacher die Anregung zu seiner eigentümlichen Predigtweise erhalten hat. Sie geht insofern über den Rahmen unserer Untersuchung hinaus, als sie eingehend nur beantwortet werden kann im Zusammenhang mit seiner Bildungsgeschichte als Prediger. Sie gehört demnach in eine Darstellung der Predigtweise innerhalb der ersten Periode von 1790 bis 1804. Dort allein kann unter Vergleichung der erhaltenen Predigten und Entwürfe gezeigt werden, wie allmählich die Predigtform entstanden ist, deren reife Gestalt in den patriotischen Predigten der zweiten und in den Hausstandspredigten der vierten Sammlung vorliegt.

Hier in diesem Zusammenhang kann nur angedeutet werden, wodurch seine theoretischen Anschauungen bestimmt wurden.

Während seiner Studienzeit in Barby und Halle hat sich Schleiermacher mit homiletischen Übungen und Studien offen-

[1]) Gottsched behandelt im V. Hauptstück S. 523 ff. auch die geistlichen Reden, die er als Lehrreden auffaßt. 1730 hatte er in der „vertrauten Rednergesellschaft“ eine Rede gehalten wider die „sogenannte Homiletik“, in der er in schonungsloser Härte die Schwächen der Predigtformen kritisiert. Er beruft sich auf Mosheim und nennt ihn den deutschen Bourdaloue, Tillotson und Saurin! Zu Gottscheds Schülern gehörte z. B. Rosenberg, jener Übersetzer der französischen Predigten von Saurin und Massillon usw. — Vgl. auch Waniek, Gottsched, Leipzig 1897, ein Buch, aus dem für die Geschichte der Beredsamkeit viel zu lernen ist, und Bassermann S. 71 ff. — Eine Geschichte der deutschen Rhetorik und der Beredsamkeit mit ihren Beziehungen zur Literatur fehlt immer noch.

bar nicht beschäftigt. Im Lehrplan des Seminars der Brüdergemeinde waren in jener Zeit praktische Übungen überhaupt nicht vorgesehen.[1] Er war ja auch nur 1½ Jahre dort. In Halle wurde Homiletik vorgetragen von Knapp und Niemeyer; beide scheint er nicht gehört zu haben. Während der Vorbereitung auf das Examen 1789/1790 interessierte ihn der „theologische Wust“ noch nicht; er hätte beinahe einmal, wie er sagt, aus Unmut den verzweifelten Streich begangen, zu predigen.[2] Die Scheu vor der Predigt überwand er in Schlobitten während seiner Hauslehrerzeit 1790—1793.[3] Mit dem Onkel, dem Pfarrer und früheren Hallenser Professor Stubenrauch, wie mit dem Vater entstand eine eifrige Korrespondenz über seine Predigtversuche. Beide hielten mit der Kritik nicht zurück.[4] Während des halbjährigen ersten Aufenthaltes in Berlin predigte er vor dem Hofprediger Sack, im Dezember 1793, zu dessen voller Zufriedenheit.[5]

Bis dahin war demnach seine Ausbildung zum Prediger unter Anleitung des Vaters und Onkels wesentlich nach den Grundsätzen der Aufklärungspredigt erfolgt. Ein eigenartiger Prediger war der literarisch und ästhetisch fein gebildete Fr. S. G. Sack nicht; wie Schleiermacher später über ihn urteilte, haben wir oben S. 144 mitgeteilt.

Durch seinen Vater aber und insbesondere durch Sack wurde der Kandidat und später der Hilfsprediger in Landsberg auf die englische Predigt, auf Blair und Fawcett, hingewiesen. Anfänglich glaubte der junge Prediger, von Hugo Blair nicht viel nach der Richtung hin lernen zu können, wie es für ihn nötig sei. Er fühlte selbst, daß seine Predigten an Schwerfälligkeit und Unverständlichkeit litten. Wahrscheinlich liege die Ursache einmal darin, daß er geneigt sei, das Thema immer zu erschöpfen, und jeden Einwurf, den er sich denken könne, zurückzuweisen; ferner finde er bei sich die Begierde, gewaltsam Neues zu suchen, und endlich gehe

---

1) E. R. Meyer S. 171.
2) Br. IV, 42, 45, 55; I, 79.
3) Br. III, 36, 47.
4) Z. B. Br. III, 47. Vorwort der ersten Sammlung.
5) Br. III, 58.

er stets nur von seinen eigenen Bedürfnissen und Ideen aus.[1]

Diese Selbstbeobachtung und Selbstkritik des jungen Predigers ist außerordentlich fein und zutreffend. In der Tat sind hier wesentliche Eigenschaften beschrieben, die ihm immer geblieben sind. Aber er hat sie doch allmählich mit den Zwecken der Gemeindepredigt innerlich verbunden. Gegen den Fehler, das Thema erschöpfen zu wollen, hat er sich später wiederholt ausgesprochen[2] — er selbst hat ihn überwunden, während er den Drang, Neues und Eigenes zu geben, mit den Rücksichten auf die Zuhörerschaft vereinigt hat.

Dabei haben ihm nun sicher die Predigten Blairs gute Dienste geleistet: gegen Ende des Jahres 1794, als er schon in Landsberg sonntäglich predigte, übertrug ihm nämlich Sack die Vollendung der Übersetzung von Blairs Predigten. Sack, ein ausgezeichneter Kenner der französischen und englischen Literatur, hatte 1781 die beiden ersten Bände, 1791 den dritten Band herausgegeben. Im März 1795 erschien der vierte, von dessen zwanzig Predigten Schleiermacher die zehn ersten und die drei letzten übersetzt hat.[3] Sack war mit der Arbeit Schleiermachers sehr zufrieden und sprach ihm seine Anerkennung über die Richtigkeit und Trefflichkeit der Übersetzung brieflich und in der Vorrede öffentlich aus: „Daß Sie den Verfasser nicht allein ganz verstanden, sondern sich durchaus in seine Manier hineinstudiert und auch die zarteste Schönheit seiner Diktion gefühlt haben, leuchtet überall hervor".[4]

[1]) Br. I, 102, 107, 110.

[2]) Z. B. Pr. Th. 215, 222, 258.

[3]) Br. III, 61 ff.; Hugo Blairs Predigten I, 1781, mit Vorwort Sacks, in dem er ausdrücklich bemerkt, Blair sei ebensowenig ein allgemein brauchbares Muster der Methode, wie Saurin oder Massillon. „Man lerne den Meistern ihre Kunst ab, prüfe aber reiflich, was zu den eigenen Seelenkräften und zur Lage der Zuhörer passe." Blair war Pfarrer und Professor in Edinburg. Der zweite Band der Übersetzung erschien 1781, der dritte 1791. Die Predigten wurden alsbald nach dem Erscheinen der englischen Ausgabe übersetzt, Br. IV, 1795; der fünfte Band erschien in der englischen Ausgabe 1801 und in der Übersetzung Schleiermachers mit einem Vorwort 1802.

[4]) Br. III, 62.

Ein so eingehendes Studium, wie es die Übersetzung eines ausländischen Literaturwerkes erfordert, konnte nicht ohne Rückwirkung für Schleiermacher bleiben. Seine Selbständigkeit hat er gewiß nicht verloren; aber er mußte sich doch innerlich mit Blair auseinandersetzen und unwillkürlich unter den Einfluß eines geistig hochstehenden und in seiner Art bedeutenden Predigers geraten.

Und doch war Schleiermacher mit seiner Behauptung, Blair könne ihm nichts Wesentliches bieten, im Recht.[1] Wenigstens die formellen Eigentümlichkeiten, die wir an seinen patriotischen Predigten kennen und schätzen, hat er nicht bei Blair gelernt. Blair befolgt im allgemeinen eine ähnliche Methode der Gedankenentwicklung, wie die Aufklärungspredigt überhaupt, soweit sie Rede sein wollte. Wäre er ein deutscher Prediger, so würde er in die Linie Mosheim, Zollikofer, Reinhard einzustellen sein.[2]

Ob Schleiermacher auch die Theorie Blairs studiert hat? Nichts in seinen Tagebüchern deutet darauf hin. Doch sollte man annehmen, daß er bei Gelegenheit der Übersetzung sich mit den prinzipiellen Grundsätzen des Predigers Blair bekanntgemacht hat. Zwischen der Theorie Blairs und Schleiermachers späteren Ideen über das Wesen der Predigt sind tatsächlich starke Berührungen vorhanden.[3]

Blair sieht die Aufgabe der Beredsamkeit darin, die

---

[1]) Er betonte später, 1802, im Vorwort z. V. Band, daß er mit dem System und der Lehrweise durchaus nicht in allem übereinstimmen könne.

[2]) Vgl. die gute Charakteristik bei R. Rothe, Geschichte der Predigt, S. 470.

[3]) Die Originalausgabe: Lectures on Rhetoric and belles lettres ist in London 1783, ein Nachdruck in Basel 1788 erschienen. Übersetzt von K. G. Schreiber, Liegnitz und Leipzig 1785—1789; ein Teil war vorher schon übersetzt im Journal für Prediger XVI, von Eschenburg. „Für Deutsche bearbeitet“ mit Zusätzen von J. Eiselein, Rottweil 1838. Aus den Lektionen No. 27—30 hat Oehler in Zeitschr. f. Pastoraltheologie II, 1879, S. 530, Abschnitte mitgeteilt. Bassermann, Handbuch S. 76 ff. Ob Schleiermacher die damals hochgeschätzte Rhetorik des Engländers D. Fordyce, die unter dem Titel „Theodor, oder die Kunst zu predigen“ in zwei Auflagen 1754 und 1770 deutsch erschienen ist, gekannt hat? Herder verweist auf sie im 4. Teil der Briefe.

Wahrheit in das vorteilhafteste Licht zu stellen, um dadurch zu überreden und zu überzeugen. „Überreden heißt auf den Willen einwirken", „überzeugen auf den Verstand einwirken"; alle Überredung gründet sich auf Überzeugung (eine unglückliche Scheidung; der Begriff Überredung sollte für die Predigt nie verwendet werden!). Eine Kunst zum Prahlen und Täuschen, die es auf schöne Darstellung absieht, oder ästhetisch gefallen will, ist die wahre Beredsamkeit nicht.

Beredsamkeit ist die Kunst, zweckmäßig zu sprechen d. h. auf eine solche Weise zu reden, welche uns den Endzweck, um dessentwillen wir sprechen, am sichersten erreichen läßt.

So ist auch die Predigt eine sich an den Willen wendende Rede, die sich durchweg auf Überzeugung gründet, aber nicht belehren will. Weil die Predigt etwas erreichen will, muß sie populär sein. Beredt ist nur, wer selbst von der Wahrheit seiner Grundsätze überzeugt ist.

Das Wichtigste ist die Einheit in der Mannigfaltigkeit.

Predigten sind um so eindringlicher, je bestimmter und spezieller ihr Inhalt ist. Allgemeine Gegenstände erwecken keine Aufmerksamkeit.

Man soll nicht alles sagen, was sich über einen Gegenstand sagen läßt: die Rede soll den Gegenstand nicht erschöpfen.

Dies sind einige der wichtigsten Regeln Blairs; die Lehre vom Vortrag und der Diktion hat er ausführlich besprochen. Auch Blair erklärte Saurin für den bedeutendsten Prediger.

Ob nun Schleiermacher Blairs Theorie studiert hat oder nicht, jedenfalls wurde er durch Blairs Predigten mit den rednerischen Aufgaben der Predigt bekanntgemacht.

Ob nicht auch Einflüsse von Herders Anschauungen anzunehmen sind? Das Verhältnis von Herder und Schleiermacher, auf das man bei Schleiermacherstudien immer wieder stößt, ist noch nicht aufgeklärt, so dankenswert die Aufgabe wäre. Sie ist freilich nicht ohne Schwierigkeiten, da Schleiermacher äußerst selten Herder erwähnt. Herders Briefe, das Studium der Theologie betreffend, sind 1780/81, in zweiter Ausgabe 1785/86, erschienen (S. W. 10 und 11 nach der 2. Ausgabe; bes. Briefe No. 38—45). Zahlreiche Ähnlich-

keiten sind vorhanden, vor allem in den Ansichten über die Einheit, die Disposition der Predigt, die Dialogform (Herder S. 220—224); ferner in der Polemik gegen allgemeine Schilderungen; freilich auch bedeutende Gegensätze. Was ist gemeinsames Gut der Zeit? Wo liegt eine direkte Einwirkung vor?

Inzwischen wurde Schleiermacher wiederum durch Sack veranlaßt, einen zweiten englischen Prediger zu studieren und zu übersetzen. In Joseph Fawcett trat ihm nun ein als Redner hochbegabter Prediger entgegen, der Blair weit überragte durch die feinsinnige Behandlung der Zeitströmungen, durch die reiche Anschaulichkeit und die fortreißende Kraft der Phantasie. Dabei ist Fawcett kein bloßer Formkünstler, obwohl er zu Übertreibungen in der Schilderung neigt — die Reden, die er vor Zuhörern aus den gebildeten Klassen in besonderen Abendversammlungen in einer Kirche Londons hielt, sind gedankenreich und getragen von einer tief religiösen Empfindung.[1]

Im Jahr 1797 war Schleiermacher mit der Übersetzung beschäftigt,[2] und zwar mit lebhafter innerer Teilnahme. „Mir haben die Predigten sehr behagt, nicht nur als Produkte eines originellen Kopfes und als Meisterstücke einer gewissen Art von Beredsamkeit, sondern mehr noch als Beweise, wieviel man leisten und um wieviel man eindringlicher und gewichtiger reden kann, wenn man vor einer gleichartigen, nicht allzu gemischten Versammlung redet und gewiß weiß, daß jeder, der da ist, gewiß nur deswegen da ist, weil er an der Sache Geschmack findet und von den persönlichen Vorzügen des Vortragenden überzeugt ist.“[3]

---

[1]) Vgl. R. Rothe S. 467 ff. Sack gab Blair den Vorzug; dieser sei „korrekter“, Fawcett sei nicht populär und nicht herzlich genug; beides ist richtig. Der Gegensatz zwischen Rede und Predigt, der die homiletische Literatur der Aufklärung durchzieht und den sie nie zu lösen verstanden hat, kommt hier zum Vorschein. Unter Beredsamkeit verstand man aber meistens — wie heute noch gemeinhin — eine „überraschende Überredungskraft“, die Erregung des Affekts und den „Schmuck der Wohlredenheit“.

[2]) J. Fawcetts Predigten. Aus dem Englischen übersetzt von F. Schleiermacher mit einer Vorrede von F. S. G. Sack. I und II, 1798.

[3]) Br. III, 68: 7. März 1797; I, 174, 177.

Wir sehen, was ihn anzog. Er fand hier einen Prediger, der seiner Individualität keine Schranken zu ziehen brauchte, weil sein Publikum ein gleichmäßiges, mit dem Redner auf derselben Stufe geistiger Bildung stehendes war. Das war auch sein Ideal — später hat er die Einseitigkeiten desselben gemildert.

Auch in anderer Beziehung muß ihn Fawcett angeregt haben. Zu derselben Zeit finden sich in den Tagebüchern Bemerkungen über die Popularität der Predigt, diesen von der Aufklärungshomiletik so vielfach besprochenen Punkt: populär nennt er das Lokale und Temporelle.[1]

Am 29. September 1797 schrieb er dann in sein Tagebuch eine Bemerkung, die als erste Andeutung seiner späteren, theoretisch aufgestellten und praktisch durchgeführten Grundsätze von hoher Bedeutung ist.[2]

„Rhetorisch ist ein Vortrag, der so geordnet ist, daß der Effekt der einzelnen Teile durch ihren Ort bestimmt wird — er ist entgegengesetzt dem logischen, wo der Ort jedes Teils durch seine organische Position in einem System bestimmt wird ... Das Rhetorische ist eine Eigenschaft der Anordnung, nicht von der Qualität der einzelnen Teile abhängig. Diese macht den Vortrag poetisch. Eine Predigt darf in angemessnem Grade rhetorisch sein, aber nur in einem sehr eingeschränkten Grade poetisch. Logische Predigten tun nur selten gut. Das Rhetorische kann eine Predigt nie unpopulär machen, das Logische macht sie nie unfaßlich; das Poetische macht sie nie unangenehm; aber das Rhetorische kann sie sehr leicht unsittlich, das Logische sehr leicht uninteressant und das Poetische sehr leicht unwirksam machen, weil man statt des Willens nur die Empfindung ergreift, und diese wirkt bei den Menschen nicht immer auf jenen."

Der wichtigste Punkt dieser Bemerkung ist der Gedanke der Anordnung. Schleiermacher hatte jetzt das innerste Gesetz der Beredsamkeit erkannt: die Bedeutung der

[1]) Dilthey, Denkmale S. 92, No. 18; S. 97, No. 69; S. 98, No. 71, 72, 73, 74; S. 101, No. 91; diese Studien, wie die über Geselligkeit und Freundschaft, waren auch veranlaßt durch Knigges „Umgang mit Menschen".

[2]) Dilthey, Denkmale S. 92, No. 19.

Komposition und der Gedankenfolge mit Rücksicht auf einen Zweck hin.

Indessen, es besteht doch ein starker Gegensatz zwischen den Predigten Fawcetts und denen Schleiermachers aus seiner zweiten Periode. Fawcett ist ein Redner, der mehr Gewicht auf den Schmuck der Rede legt als auf die innere Entwicklung. Er schätzt also gerade das, was Schleiermacher in jener Bemerkung des Tagebuchs und späterhin ganz zurücktreten läßt. Wir kennen freilich einige Schriften Schleiermachers, die er selbst als „rhetorisch" ihrem Ton nach bezeichnet: es sind die Reden und die Monologen. Beide widersprechen — wir haben hier nur auf den Stil zu achten — in ihrer Diktion der ihm später eigentümlichen und von ihm durchgebildeten Denk- und Sprechweise. Hier macht sich die Einwirkung des „Rhetorikers" Fawcett geltend: das Tagebuch verrät andere Einflüsse.[1]

Im Sommer 1797 kam Friedrich Schlegel nach Berlin. Es entstand jener enge freundschaftliche Verkehr zwischen Schleiermacher und Schlegel, der für die literarische Wirksamkeit Schleiermachers die Entscheidung brachte.

Friedrich Schlegel hatte sich kurz vorher mit Studien aus dem Gebiet der antiken Rhetorik beschäftigt, im Jahr 1796 den Epitaphios des Lysias mit einer Einleitung, erklärenden Anmerkungen und einer kritischen Beurteilung übersetzt, und in demselben Jahr das Urteil des Dionysius über Isokrates.[2] Ob Schleiermacher diese im Attischen Museum erschienenen Aufsätze, die manche verständnisvolle Urteile über Beredsamkeit und Rhetorik enthalten, gelesen hat, ist nicht bekannt.

---

[1]) Den Einzelnachweis kann ich in diesem Zusammenhang nicht geben. Vgl. für den „rhetorischen" Stil der Reden Dilthey S. 374 (daß in der dritten Rede sich die platonisierende Sprache und Dialektik geltend macht, schließt nicht jenen allgemeinen „rhetorischen" Charakter aus). Über den „rhetorischen" Stil der Monologen Dilthey S. 452. Über die Reden vgl. die Besprechung Fr. Schlegels, Jugendschriften, ed. Minor II, 308 ff.

[2]) Jugendschriften, ed. J. Minor I, S. 181—200. In den Fragmenten für das Lyceum der schönen Künste 1797 und das Athenäum 1798 tritt das Interesse an Rhetorik zurück hinter allgemein ästhetischen Fragen. II, S. 246, No. 258: „Alle Poesie, die auf einen Effekt ausgeht, ist rhetorisch."

Gewiß aber haben ähnliche Fragen, die zum Teil zusammenhingen mit ihren beiderseitigen ästhetischen Neigungen (z. B. Rhythmus, Periodenbau), den Gegenstand ihrer Gespräche gebildet.

Im Jahre 1799 aber gab Schlegel die erste Anregung zur „göttlichen Idee" der Übersetzung **Platos**, die ja Schleiermacher bald allein in die Hand nahm, „mit Leib und Seele" und mit einem so kongenialen Verständnis für Form, Komposition und Inhalt der Platonischen Schriften bearbeitete, daß seine Übersetzung mit den sie begleitenden Untersuchungen der Platoforschung bis in die Gegenwart herein Anregungen der verschiedensten Art gegeben hat.

In zweifacher Richtung konnte hinsichtlich der Form eine Einwirkung der Platonischen Schriften auf Schleiermacher eintreten (Br. I, 327: „Mit Plato bin ich fast zusammengewachsen").

Plato hat wiederholt, in einem Dialog sogar ausschließlich, Aufgabe und Form der Beredsamkeit nach seinen Idealen beschrieben. Darin lag für Schleiermacher die Veranlassung, die Frage nach dem Wesen der Beredsamkeit selbst zu durchdenken und je nachdem eine ablehnende oder zustimmende Stellung einzunehmen.

Zweitens konnte die Art und Weise, die Plato bei der Komposition und Sprache seiner Dialoge bevorzugte und pflegte, eine Rückwirkung auf Schleiermachers eigene schriftstellerische Form ausüben.

Zunächst Platos Ansichten über das Wesen der Beredsamkeit. Für unsere Zwecke kann es sich nun nicht um eine geschichtliche Darstellung und Würdigung der Stellung Platos zur Rhetorik seiner Zeit handeln, noch weniger um ein Eingehen auf kritische Einzelfragen, wie die über die Entwicklung der Platonischen Ansichten, die selbst wieder auf die Frage nach der Entstehung und Reihenfolge der Dialoge zurückführt.[1] Uns beschäftigt nur das Verhältnis Schleiermachers zu Plato: wie er den Griechen verstanden, erklärt

[1]) Aus der umfangreichen Literatur seien hier nur genannt: J. V. Novák, Platon und die Rhetorik, Jahrbücher für classische Philologie, XIII. Supplementband 1884, S. 441—540. H. Bonitz, Platonische Studien, 3. Aufl. 1886.

und übersetzt hat, ist die Hauptsache, ob er ihn nach den Resultaten der heutigen Wissenschaft richtig oder falsch verstanden hat, Nebensache. Wir stellen daher die wichtigsten Sätze Platos hier zusammen, ohne jedoch im einzelnen anzugeben, wo Differenzpunkte zwischen Platos Rhetorik und Schleiermachers Predigttheorie liegen und nach den historischen Verhältnissen liegen müssen: die Beziehungen werden nach den bisherigen Ausführungen, denke ich, deutlich hervortreten.

Schleiermacher begann die Übersetzung mit dem Phädrus, den er für einen der ältesten Dialoge Platos hielt.[1] Gerade diese Schrift führte ihn sofort mitten hinein in das Gebiet der Rhetorik. Nach Schleiermachers Ansicht in der Einleitung wollte Plato im Phädrus das wahre Wesen der Redekunst, im letzten Sinne freilich die Kunst des freien Denkens und bildenden Mitteilens überhaupt, die Dialektik, beschreiben.[2] Plato weist zunächst die sophistische Redekunst zurück, die „die Gemüter nur blendete und aufregte und eine sehr dürftige Anweisung zur Komposition mit unnütz angehäuften Unterabteilungen und Kunstworten gab, nebst einigen Vorschriften über Wohllaut und Wortfülle“.[3]

Was setzt nun Plato an die Stelle der falschen Redekunst? Welches sind die Bedingungen, unter denen eine Rede schön und kunstgemäß ist, p. 258 D?

Die Redekunst (Beredsamkeit, nicht die Rhetorik) ist eine Seelenleitung, ψυχαγωγία διὰ λόγων, nicht nur vor Gerichtshöfen oder in öffentlichen Versammlungen, sondern auch im gemeinen Leben, in großen und kleinen Dingen; darin liegt ihre eigentümliche Kraft, p. 261 A, 271 D. Die Rede ist ein Kampf, um in der Seele Überzeugung und Belehrung hervorzubringen, 271 A, 277 B. Im höchsten Sinn sollen Reden gesprochen und geschrieben werden nicht um des Überredens willen, sondern sie sollen in die Seele hineinschreiben

[1]) Die erste Niederschrift war 1801 vollendet; erschienen ist die Übersetzung infolge der Nachlässigkeit Schlegels erst 1804. Vgl. die Briefe III, 247 ff., 251 ff., 258, 264.

[2]) Vgl. Denkmale S. 125 No. 19.

[3]) Einleitung zum Phädrus, Platons Werke I, 1, S. 89 ff. (nach der dritten Ausgabe von 1855, Abdruck der zweiten von 1816).

das Gerechte, Schöne und Gute. Solche Reden verdienen allein echte Kinder des Redenden genannt zu werden, 278 A (vgl. Theätet 201 A ff., 172 D).

Damit ja nicht die Meinung aufkomme, daß Plato die nur auf Täuschung ausgehende sophistische Rhetorik für etwas wollte gelten lassen — so fügt Schleiermacher in der Einleitung zum Gorgias S. 12 hinzu —, gibt eben der Dialog Gorgias die Darstellung ihres nach sittlichen Prinzipien allein möglichen Gebrauches und des notwendigen Zusammenhangs der Methode mit der Gesinnung. Es kommt wahrlich darauf an, führt der Gorgias aus, in bezug auf welche Gegenstände die Redekunst Überredung in der Seele des Hörenden bewirkt, und welche Gesinnung der Redende dabei hat, 453 A, B. Ein Scheinkünstler ist, wer sich an Begierde und Lust der Menschen wendet und ihnen zum Wohlgefallen redet, Gorg. 501 A; 522 D. Der rechtschaffene Mann, der um des Besten willen sagt, was er sagt, der wird doch nicht in den Tag hineinreden, sondern etwas Bestimmtes vor Augen haben und nicht aufs Geratewohl zugreifen. Der rechtschaffene und kunstmäßige Redner wird sowohl alle seine Reden, die er der Seele nahebringt, als auch seine Handlungen daraufhin einrichten, daß Gerechtigkeit in die Seele seiner Mitbürger kommt, Ungerechtigkeit aber hinweggeschafft wird, Besonnenheit hineinkommt, Ungebundenheit hinweggeschafft und die Hörer zu allen Tugenden, zur Gerechtigkeit, Tapferkeit, Frömmigkeit geführt werden, Gorgias 501 A, 503 E, 504 D, E. So dient sie dem Staatsmann, der durch überzeugende Empfehlung des Gerechten die Verhandlungen im Staate leitet, Pol. 304 A.

Ist die Beredsamkeit eine „Seelenleitung“, so sind nach Plato drei Stücke erforderlich.

Erstens muß der Redende genaue Einsicht in das wahre Wesen des Gegenstandes besitzen, über den er spricht. Wer die Wahrheit der Dinge nicht kennt, sondern nur Meinungen nachjagt, wird nur eine lächerliche und unkünstlerische Redekunst zusammentragen, Phädr. 262 C, 259 E. Er muß das einzelne unter einen Begriff zusammenzufassen wissen und ebenso vom Allgemeinen zum Besonderen heraufsteigen

können, wie eines sich aus dem anderen entwickelt, Phädr. 265 D, E (vgl. Soph. 229 D, 253 B). Er muß auch genau wissen, zu welchen Gattungen, ob zum allgemein Gültigen oder nicht, die Gegenstände gehören. Der Redner soll also Einsicht haben in das, was er anwendet, was es seiner Natur nach ist, und er muß die Gründe davon wissen, Gorgias, 465 A.

Ganz falsch ist es daher, das Überreden nur zu gründen auf das, was gut und gerecht erscheint in den Angelegenheiten, nur dem Scheinbaren, dem Glaublichen nachzujagen; sondern auf das, was wahrhaft gut und schön ist, muß sich die Rede gründen. Der Redner soll Tag und Nacht, Gerecht und Ungerecht, Gut und Bös unterscheiden können, Phädr. 260 A, 278 A, Gorgias 460 A. Wer nicht gründlich philosophiert, wird niemals über etwas gründlich reden können, Phädr. 261 A, Gorg. 501 B. Also (wissenschaftliche, dialektische) Sachkenntnis ist erforderlich.

Zweitens. Wer kunstgemäß vorgehen will, muß dem Arzte gleich, der weiß, wann er Arznei und Nahrung anzuwenden hat, genau das Wesen der Natur, die Seele dessen kennen, dem er Überzeugung und Tugend beibringen will (270 B, E). Er muß wissen, worauf die Rede wirkt, worin sie Wirkungen und was für Wirkungen sie erfährt, was für eine Seele, durch was für Reden und aus welcher Ursache sie überredet werden kann oder nicht. Er muß sich trefflich auf die Seele verstehen und seine Reden nach den Seelen der Menschen einrichten; denn die einen sind durch solche Reden aus der und der Ursache leicht, die anderen aus derselben Ursache schwer zu überzeugen. Diese Regeln muß er dann anwenden können im einzelnen Fall, wo er die Sache selbst im Leben bemerkt (271 D, E).

Daher sind, nach Schleiermacher, die im ersten Teil des Phädrus mitgeteilten zwei sokratischen Reden Beispiele von der Art, wie man die verschiedenen Seelen, auf die man einwirken soll, psychologisch beobachtet und auf Grund dieser Beobachtung die Rede einrichtet. „Die erste mit durchsichtigem, kalt gehaltenem Ausdruck wendet sich an den Verstand: So unstreitig muß eine Seele angefaßt werden,

welche man zur Verachtung der Leidenschaft durch den Blick auf eine späte Zukunft hinführen will. In der anderen das Begeisterte, die Erhebung der Schönheit zu gleichem Range mit den höchsten sittlichen Ideen und ihre genaue Verbindung mit dem Ewigen; dann die Art, wie für die Sinnlichkeit Nachsicht gefordert wird, ohne doch zu verhehlen, daß es nur Nachsicht ist: so muß zugunsten der Phantasie eine junge und edle Seele bearbeitet werden. Gewiß, es dürfte nicht leicht besser als durch diese Zusammenstellung sich beweisen lassen, wie notwendig es ist, jedesmal vorher zu berechnen, auf welchem Wege wohl man eine gegebene Seele zu etwas Gegebenem bewegen könne“ (Einl. S. 43 f.).

Aus dieser Auffassung vom Zweck der Redekunst, von dem Umfang ihrer Mittel und ihrer Gegenstände ergibt sich drittens die Regel für die Form.

Was vermißt Sokrates d. h. Plato an der am Anfang des Phädrus mitgeteilten Rede des Lysias, die, nach Schleiermacher, ein „Beispiel der gemeinen, undialektischen Methode“ ist? Daß die nebeneinandergestellten Gedanken mehr aufgezählt als zusammenhängend entwickelt werden: die richtige διάθεσις, die innere Ordnung fehlt; die Rede fängt da an, wo sie aufhören sollte. „Und alles übrige, scheint es nicht unordentlich durcheinander geworfen? Oder ist deutlich, daß das Zweite aus irgend einem Grunde habe das Zweite mit Notwendigkeit sein müssen? Oder irgend eines von den folgenden Stücken? Läßt sich eine rednerische Notwendigkeit (ἀνάγκη λογογραφική) aufzeigen, warum der Mann dieses so in der Ordnung nacheinander aufgestellt hat? Eine Rede muß wie ein lebendes Wesen gebaut sein und ihren eigentümlichen Körper haben, so daß sie weder ohne Kopf, noch ohne Fuß ist, sondern eine Mitte hat und Enden, die gegeneinander und gegen das Ganze in einem schicklichen Verhältnis gearbeitet sind; bei ihr kann es nicht einerlei sein, was zuerst und was zuletzt gesagt wird, sie soll das überall Zerstreute anschauend zusammenfassen in eine Gestalt, um jedes genau zu bestimmen und deutlich zu machen, worüber er jedesmal Belehrung erteilen will“ (236 A; 264 B bis 265 E); daß mit Kopf, Rumpf und Fuß nicht etwa die Drei-

teilung der Rede in Eingang, Abhandlung und Schluß gemeint ist, sondern die innere Anordnung der Beweisgründe selbst, etwa vom Begriff durch den Beweis bis zur zusammenfassenden Schlußfolgerung, folgt aus 266 D ff.).

Die Einheit und die aus ihr folgende geschlossene Anordnung der mannigfaltigen Gedanken auf das Ziel hin ist nach Plato das bedeutsamste Stück der Redeform. Alles andere, was die Rhetoren sonst noch lehrten über die Redeteile, die Spruch-, Doppel-, Bildrederei, über den Wohlklang usw. sind Kleinigkeiten, notwendige Vorkenntnisse (τὰ πρὸ τῆς τέχνης μαθήματα), sind einzelne Töne, aber nicht die Harmonie selbst. Die Form muß aus der Sache hervorgehen und dem Zweck dienen. Wenn jemand die Natur des Gegenstandes und der Seele des Hörenden erkannt hat, und dann die Zeiten zu beurteilen versteht, wann er reden und wann er innehalten soll, und wenn er weiß, wann er Verstärkungen in der Rede anbringen soll, und wann sie an ihrer Stelle sind und wo nicht —, dessen Kunst ist schön und vollendet, 266 A—272.

Nach diesen Gesichtspunkten hat nun Plato selbst die von ihm mitgeteilten Reden des Sokrates angeordnet. Die erste beginnt mit dem Begriff, gibt dann die Einteilung der verschiedenen Triebe, bis sie zur endgültigen Definition gelangt, um dann die Wirkungen, die Vorteile und Nachteile des Gegenstandes anzufügen. Einen in sich geschlossenen Fortschritt zum Ziel hin zeigt auch die zweite, „erhabene" Rede; die verschiedenen Erscheinungen, Anfang, Vorgehen und Wirkungen des Eros werden nach der Verschiedenheit der Stufen verteilt: vom himmlischen Leben seinen Ursprung herleitend, führt Eros die Seele wieder zu diesem Leben.[1]

Die Beredsamkeit beruht demnach erstens auf der wissenschaftlichen Erkenntnis der Gegenstände, zweitens auf der psychologischen Erkenntnis der Gemütszustände, der Stimmung und des Charakters der Hörer, drittens auf der Stellung und Verbindung der Gedanken, die mit innerer

---

[1]) Analysen der anderen in den Dialogen verstreuten Reden bei Novák S. 512 ff. Mit der 1. Rede des Sokrates vgl. Pr. I, 2, 7, oben S. 270.

Notwendigkeit aus dem Zweck und Gegenstand der Rede sich ergibt: die Rede ist ein Organismus. Alles Epideiktische widerspricht der wahren Kunst. Die Beredsamkeit beruht auf natürlicher Anlage; Wissenschaft und Übung muß hinzutreten, und nur auf dem gezeichneten Wege kommt, nach Plato 269 D, die eigentliche Kunst zum Vorschein: ein schwieriger und langer Weg, der nur mit vielfältigen Anstrengungen zum Ziele führt, 273 E.[1]

Die Ähnlichkeiten zwischen Platos künstlerischen Vorschriften und Schleiermachers Predigtform und Theorie nach der Seite der Anordnung und inneren Verknüpfung der Rede hin mit Rücksicht auf das Ziel brauchen wir nicht mehr im einzelnen nachzuweisen.

Aber der Einfluß des langandauernden und tiefgehenden Platostudiums scheint mir noch weiter zu reichen. Platos schriftstellerische Art selbst hat Schleiermachers Denk- und Redeweise in bestimmte Bahnen geleitet.

Von der neueren Platoforschung ist es allgemein anerkannt, daß Schleiermachers feine Beobachtungen des Gedankengangs und der inneren Form der Platonischen Dialoge bahnbrechend gewirkt haben, so sehr im einzelnen seine Erklärungen, namentlich der Reihenfolge der Dialoge heute als zweifelhaft oder unrichtig gelten.

Überall fällt in den Einleitungen zu den einzelnen Platonischen Schriften sein Bestreben auf, die anordnende Idee, die dem Ganzen zugrunde liegt, und die innere Verbindung des Gedankengangs herauszufinden.

So in der Einleitung zum Protagoras. Die schlechteste Voraussetzung wäre die, sagt er hier, daß dem Ganzen keine

---

[1]) Infolge der Platonischen Studien konnte sich Schleiermacher 1801 mit J. Ch. Adelungs Werk „Über den deutschen Stil“ I, 1789, II, 1790 nicht befreunden. Vgl. Dilthey, Denkmale S. 124 ff. In einzelnen Punkten, wie z. B., daß es für die Rede nicht gleichgültig sei, wie sich die Ideen des Redners auseinanderwickeln, daß die Zuhörer gern und leicht von einem Gedanken zum andern folgen müßten, daß es unnötig sei, die Disposition ängstlich anzukündigen und dgl. vertritt Schleiermacher dieselbe Ansicht. Aber die Grundanschauungen vom Wesen und Zweck der Beredsamkeit, Adelung II, S. 185 ff., S. 338 ff., waren gänzlich andere.

anordnende Idee zum Grunde liege, sondern ohne Einheit, wie ohne Kunst und ohne Absicht, sich alles aneinanderreihe; diese Idee müsse man vielmehr herausfinden. Dann werde die Anordnung des Ganzen und jedes einzelne an seiner Stelle verständlich, und die Bewegung erscheine als eine schön und gleichmäßig fortschreitende. „Durch die immer erneuerten Erörterungen des Gegenstandes von allen Seiten wird gerade die Idee immer deutlicher. Und diese Harmonie, welche ihre Wirkung tun muß, wie alles Kunstschöne, wenn sie auch nach ihren Gründen nicht erkannt wird, ist gewiß die Quelle des hohen Wohlgefallens aller Lesenden an diesem Werke." „Der Protagoras ist ein vollkommener Versuch, die lebendige und beseelte Rede des Wissenden auch schriftlich nachzuahmen."[1]

Im Lysis findet Schleiermacher harte Übergänge und eine lose Willkürlichkeit in der Verknüpfung.[2]

Im Theätet bewundert er die kunstvoll durchgeführte Bauart des Ganzen und der Teile, wie jedes einzelne bei jedem neuen Ansatz des Gespräches feiner ausgearbeitet und aus der rohen Gestalt ausgeschält wird, und wie durch die verschiedensten Abstufungen endlich das Resultat erscheint; daß sogar Abschweifungen absichtlich an den Anfang eines neuen Absatzes gestellt werden, damit der aufmerksame Leser einen hellen Punkt habe, vermittelst dessen er sich in den verschlungenen Irrgängen des Gesprächs zurechtfinden könnte.[3]

Den Bestreitern der Echtheit des Menon gibt er zu, daß harte Übergänge und ungleichmäßige Fortschritte vorhanden seien; aber es sei nichts wunderlicher, als wenn man verlange, daß alle Werke auch eines großen Meisters von gleicher Vollkommenheit seien.[4]

---

[1]) Einleitung zum Protagoras I, 1[3], S. 150, 155. Vgl. Einleitung zum Gorgias II, 1[3], S. 11.

[2]) I, 1[3], S. 122.

[3]) II, 1[3], S. 123, 127.

[4]) II, 1[3], S. 230. Vgl. auch I, 2, S. 87; die Einleitung zum Eutyphron; ferner S. 72 über den Schluß des Parmenides; über die Apologie S. 127 ff., überhaupt die Einleitungen zu den von Schleiermacher als zweifelhaft oder unecht angesehenen Schriften: überall spielt die Kritik der Form eine große Rolle.

Im Gegensatz zur Rede des Lysias im Phädrus, wo alle Perioden gleichmäßig gedacht sind in einer höchst nüchternen Melodie, ist in der Rede des Platon selbst der Rhythmus in beständigem Steigen, so daß er, wo von weitem ausgeholt wird, in kurzen Sätzen mit raschem Gange beginnt, und wie die Rede vom Allgemeinen zum Besonderen fortschreitet, auch die Sätze sich mehr entwickeln und gliedern, bis endlich der Redner, wo er an einem Hauptpunkt angekommen ist, in einer sich langsam im Kreise herumwälzenden Periode über demselben schwebt und gleichsam stillsteht. (Vgl. die Predigt über die Furcht Gottes, Teil I, 3; Teil II, 2.) Inhalt und Ausführung ist im Phädrus eins durch das andere notwendig.[1]

Und nun endlich, was Schleiermacher über die schriftstellerische künstlerische Form der Platonischen Schriften überhaupt sagt!

„Plato hat im mündlichen Unterricht (und daher auch im schriftlichen) die Dialogform gewählt, die eine ununterbrochen fortschreitende Wechselwirkung und tieferes Eindringen in die Seele des Hörers gestattet.

Alles Denken ist für ihn Selbsttätigkeit, und zwar so sehr, daß er jede Untersuchung von Anfang an so berechnet und so führt, daß der Leser zur eigenen inneren Erzeugung des beabsichtigten Gedankens gezwungen wird.

Hierzu wird nun erfordert, daß das Ende der Untersuchung nicht geradezu ausgesprochen und wörtlich niedergelegt wird, welches vielen, die sich gern beruhigen, zum Fallstrick gereichen könnte, daß die Seele aber in die Notwendigkeit gesetzt wird, es zu suchen und auf den Weg geleitet, wo sie es finden kann.

Aus Widersprüchen wird ein Rätsel geflochten, zu welchem der beabsichtigte Gedanke die einzig mögliche Lösung ist und oft wird auf ganz fremdscheinende zufällige Art manche Andeutung hingeworfen, die nur derjenige findet und versteht, der wirklich und selbsttätig sucht.

---

[1]) Einleitung zum Phädrus S. 54, 48.

Zum Inneren und Wesentlichen der platonischen Form gehört alles, was für die Komposition aus der Absicht, die Seele des Lesers zur eigenen Ideenerzeugung zu nötigen, folgt, jenes öftere Wiederanfangen der Untersuchung von einem anderen Punkte aus, ohne daß jedoch alle diese Fäden in dem gemeinschaftlichen Mittelpunkt wirklich zusammengeführt würden, der dialektische Verkehr mit Begriffen, worunter jedoch die Hinweisung auf das Ganze und auf die ursprünglichen Ideen immer fortgeht, die Art und Weise, durch Verknüpfung von Gegensätzen Erkenntnisse zu konstruieren."[1] — Ist das nicht im Grunde eine Beschreibung seiner eigenen Methode, wie er vom Begriff fortschreitet zum Gegensatz, zum Beweis, zum Urteil?

Wir sind jetzt imstande, das Schlußresultat zu geben. Schleiermacher hat in seinen literarischen Predigten mit der Art und Weise der **inneren Verknüpfung des Gedankens,** des stetigen Fortschreitens von einem Punkte zum andern bis zu dem vorgesetzten Ziel die Methode wissenschaftlicher Arbeit überhaupt, wie wir sie heute auffassen, auf die Rede übertragen; er hat dadurch die Predigt zu einem Organismus gemacht, der, in der Zeit nacheinander fortgehend, die Zuhörer zur Einheit eines mit ihnen und von ihnen selbst gewonnenen Schlußgedankens führt.

Er hat dies aber gelernt, nicht nur bei Kant, sondern vor allem bei **Plato,** bei dem die Rhetorik gleichfalls übereinstimmt mit der Dialektik. Und so ist auch Schleiermachers Predigt eine „Seelenleitung" geworden, in der das „Schöne und Heilige im Inneren einen dem Inneren befreundeten Ausdruck" gefunden hat: eine unver-

[1]) Einleitung I, 1², S. 15 ff., 30; Einl. zum Parmenides S. 67. Vgl. Grundlinien einer Kritik S. 470: „Vom Stil der bisherigen Sittenlehre". Hier wird Plato als das vollkommenste Muster der „heuristischen" Methode der Ethik bezeichnet. „Das Wesen seiner Methode besteht darin, daß sie nicht von einem festen Punkt anhebend nach einer Richtung hin fortschreitet, sondern bei der Bestimmung jedes Einzelnen von einer skeptischen Aufstellung anhebend durch vermittelnde Punkte jedesmal die Prinzipien und das Einzelne zugleich darstellt, und wie durch einen elektrischen Schlag vereinigt." Br. I, 317: „Pl., der beste Lehrer der katechetischen Kunst".

gleichliche Wiederbelebung der antiken Rhetorik in einer ihrer reifsten und edelsten Formen!

„Herrlich ist das Spiel dessen, der von der Gerechtigkeit und, was du sonst erwähntest, dichtend mit Reden zu spielen weiß. Weit herrlicher aber ist der Ernst mit diesen Dingen, wenn jemand nach den Vorschriften der dialektischen Kunst, eine gehörige Seele dazu wählend, mit Einsicht Reden säet und pflanzt, welche sich selbst und dem, der sie gepflanzt, zu helfen imstande und nicht unfruchtbar sind, sondern einen Samen tragen, vermittelst dessen einige in diesen, andere in jenen Seelen gedeihend, aber dieses unsterblich zu erhalten vermögen, und den, der sie besitzt, so glückselig machen, als einem Menschen nur möglich ist."[1]

[1]) Plato, Phädrus, 279 C, 276 E.

III.

Schluß.

In den Monologen vom Jahr 1800 hatte einst Schleiermacher klagend ausgerufen: „Nie wird mir das äußere Leben ein großes Verhältnis bieten, wo meine Tat das Wohl und Weh von Tausenden entscheidet und sich's äußerlich beweisen kann, wie alles mir nichts ist gegen ein einziges von den hohen und heiligen Idealen der Vernunft."[1]

In dieser Weise ging ihm der klagende Wunsch nicht in Erfüllung. Aber er erhielt doch einen Beruf, in dem er die tiefsten Empfindungen seines Gemütes aussprechen und durch die künstlerisch vollendete Darstellung seiner Frömmigkeit die Hörer vor Katheder und Kanzel zu den höchsten und heiligsten Idealen erheben durfte: Schleiermacher ist der größte patriotische Prediger der evangelischen Kirche im Zeitalter der deutschen Erhebung vor hundert Jahren.

Kein anderer der gleichzeitigen, zum Teil ausgezeichneten Prediger reicht an ihn heran.

Nicht Gottfried Menken, so hoch man ihn sonst als Prediger stellen mag.

Verwandt mit Schleiermacher nach religiöser Herkunft und religiöser Wirkung, hat auch er die Predigt als gottesdienstliches Wort an die Christen angesehen und zugleich die Schrift als Grundlage der Predigt wieder zu Ehren ge-

---

[1]) Monologen S. 122.

bracht, wenn auch beides aus anderen Motiven und in anderer Form. Aber darin steht er — von allem anderen abgesehen — im schroffen Gegensatz zu Schleiermacher, daß er in seinen Predigten „Zeitverhältnisse oder auch Lebensverhältnisse der Gemeinde“ höchst selten berührte.[1] Seine Predigt war nahezu ausschließlich Schriftauslegung, allerdings eine sehr individuelle. In den Predigten aus den Jahren 1806—1813 sind keine Andeutungen patriotischer Art zu finden. Sogar die am 3. Dezember 1809 gehaltene Predigt über Ps. 126 berührt das nationale Unglück mit keinem Wort, so patriotisch Menken auch gesinnt war.[2] Nach der Einverleibung Bremens in das französische Kaiserreich mußte er am Tauffest des Königs von Rom 1811 predigen. Als Text wählte er dazu das Dankgebet 1. Chron. 29, 11—13. Die Predigt ist nicht erhalten: sie scheint nach den Berichten der Patrioten in Bremen nicht gefallen zu haben.[3] Wenn er später mit anderen Bürgern als Geisel ausgesucht wurde, um für die Ruhe der Stadt zu bürgen, so deutet nichts darauf hin, daß dies wegen seiner Predigten geschehen ist.[4] Daß er sein Gottvertrauen nicht verlor, sondern in der Predigt zum Ausdruck brachte, wird bezeugt. Aber es geschah dies dann doch in einer so allgemeinen Weise, daß man ihn nicht als patriotischen Prediger bezeichnen darf. Aus dem Jahr 1813 sind mehrere Predigten über Hebr. 11 erhalten (die vom 7. November 1813 über Ps. 126 nicht), auch eine Rede auf dem Marktplatz am 18. Oktober 1815 bei der Einweihung der Fahne der bremischen Wehrmänner, und ein Auszug aus der Predigt vom

[1]) E. Chr. Achelis „Protestantismus am Ende des 19. Jahrh.“ I, S. 698 ff.; Smend S. 12 dagegen führt ihn als Pfleger und Verfechter der nationalen Ehre an. Menken selbst betonte in seiner Antrittspredigt 1811, daß nicht weltliche und irdische Angelegenheiten, sondern die Religion Gegenstand seiner Predigt sei (Schr. IV, 339). Über das persönliche Verhältnis Schleiermachers zu Menken — er schätzte Menken sehr hoch — vgl. C. H. Gildemeister, Leben und Wirken des Dr. Gottfried Menken 1861, II, 148 ff.

[2]) Schriften IV, 352. Die Predigten dieser Jahre sind in verschiedenen Bänden zerstreut.

[3]) Gildemeister II, 46.

[4]) Gildemeister II, 54.

18. Oktober 1819. Diese beiden allein, von denen noch dazu die erste keine gottesdienstliche Predigt war, haben patriotischen Inhalt.[1]

Ebensowenig kann man Schleiermacher Bernhard Dräseke gegenüberstellen.[2] Er besitzt zwar mancherlei wertvolle rednerische Eigenschaften, die Schleiermacher fehlen. Doch hat er seine feurigen, leidenschaftlichen Reden über Deutschlands Wiedergeburt erst vom Ende des Jahres 1812 an bis 1814 gehalten.

Vom Trinitatissonntag des Jahres 1811 besitzen wir eine Predigt von ihm, „am Tauffest des Königs von Rom gesprochen", über das Gespräch Jesu mit Nikodemus.[3] „Es ist ein Fest für die Völker, wenn ihre Fürsten dem Meister der Welt huldigen"! Eine Schilderung, wie die vom Einzug Napoleons in das Gotteshaus, oder Behauptungen wie die von dem Herrscher und der Verfassung, „einerlei, ob er König oder Kaiser heißt, ob er Sprößling des alten Herrscherstammes ist, oder nicht, wenn er nur in Frieden den Willen Gottes tun läßt"; weiter Anführungen von Worten „des seltenen Mannes, die von seiner Ehrfurcht für die Religion zeugen", und endlich der Schluß: „Wohlan, wir begrüßen dich mit diesen Hoffnungen an deinem Tauffest, merkwürdiges Kind! Eine dankentzückte Nachwelt soll dich preisen, wenn sie in Erfüllung gehen! Tugenden, die den Thron schmücken, mögen dich umgeben, damit du zunimmst an Alter, Weisheit und Gnade bei Gott" — solche Worte auszusprechen, wäre einem Patrioten wie Schleiermacher schlechterdings unmöglich gewesen. Es soll kein Vorwurf gegen Dräseke erhoben werden: er war in Ratzeburg damals Untertan Napoleons.

Die Predigten der Jahre 1810—1812[4] mit ihren gelegent-

---

[1]) Gildemeister II, 57; Schriften IV, 301; Gildemeister II, 72.

[2]) So z. B. noch Smend S. 12.

[3]) Predigten für denkende Verehrer Jesu, Ausgabe von 1836, II, No. 1.

[4]) „Hinweisungen auf das eine, was not ist", Lüneburg 1812. Die Predigten für denkende Verehrer enthalten noch andere aus dem Jahr 1811. Die Verfolgung Dräsekes, von der Nebe, Zur Geschichte der Predigt II, S. 308, im Anschluß an Tholuck, H. R. E., 2. und 3. Auflage, Artikel „Dräseke", berichtet, hat nicht 1814(!) stattgefunden, auch nicht

lichen und unklaren Anspielungen auf Zeitströmungen stehen weit unter der dritten Sammlung Schleiermachers — mögen sie an Lebhaftigkeit rednerischer Darstellung diese übertreffen. Die patriotischen Predigten Dräsekes beginnen erst mit den drei Heften „Deutschlands Wiedergeburt“, wo eine Predigt aus dem Sommer 1812, die anderen aus den Jahren 1813 und 1814 veröffentlicht sind. Dann freilich, am Sonntag Kantate 1814, konnte er ausrufen: „Gerichtet ist der Fürst der Welt, ein Frevler, wie ihr ihn nie sahet, in einer Stadt, wo sich das Geschöpf erkühnte, allein Herr auf Erden zu sein.“ Dräsekes Predigten mußten damals unzweifelhaft eine mächtige Wirkung hervorrufen. Aber während der Befreiungskriege war es auch weniger begabten Männern leichter gegeben, Patriotismus mit Frömmigkeit in der gottesdienstlichen Predigt zu verbinden.

Schleiermachers Größe dagegen zeigte sich in den Tagen der tiefsten Erniedrigung seines Volks. Was er damals in glaubensfreudigem Optimismus und in klarer Erkenntnis der Schäden und Heilmittel des religiösen wie des nationalen Lebens als Prediger im evangelischen Gottesdienst für die Wiedergeburt Preußens geleistet hat, soll ihm vor allem die evangelische Kirche Deutschlands nie vergessen![1]

Er selbst hat zwar im Mai 1808 (IV, 157) an seinen Freund Brinkmann geschrieben, als er ihm die zweite Sammlung seiner Predigten überreichte: „Ich beneide jeden, der das Glück hat, eine politische Person zu sein. Leider kann ich nichts tun für die Regeneration als predigen!“ Wir aber werden seine großen patriotischen Predigten vielleicht mit einem ähnlichen Eindruck weglegen, wie ihn einst einer seiner Zuhörer erlebt hat: die Worte Thiels mögen unsern Schluß bilden.[2]

---

durch die Franzosen, sondern in der Reaktionszeit. A. Jonas, Vergleichende Darstellung der homiletischen Methoden von Reinhard, Dräseke, Theremin, Claus Harms, Berlin 1866, S. 12, setzt Dräsekes Blütezeit in die Jahre 1819—1832. Nach Bremen kam Dräseke übrigens erst 1814.

[1]) Vgl. v. Sybel, Kl. hist. Schriften 1863, S. 293, 323.

[2]) Thiel S. 33, 34.

„Wie er die Tüchtigkeit seiner politischen Gesinnung überall und oft absichtlich scharf den Leuten entgegentrug, so war ihm die Kanzel die geweihte, liebe Stätte, wo er alles, was der auch die kleinsten und feinsten Teile des Lebens wunderbar ätherisch durchziehende Geist des Christentums an Heil-, Stärkungs-, Trost-, Belebungsmitteln besitzt, in seinen allgemeinen Grundwahrheiten darbot .... Ich möchte behaupten, daß nichts dem Gleiches oder Ähnliches gesprochen wurde, als Schleiermacher in jenen Zeiten sprach, wenn er, der tiefe Christ, vor seinen Brüdern, von der ganzen siegreichen Waffe und Wonne des Evangeliums gegenüber dem hohnlachenden Frevel im Angesichte der größten Geschichtsentwicklung durchzuckt ward!“

Anhang.

Einige ungedruckte Predigtentwürfe Schleiermachers.

Die folgenden achtzehn Predigtentwürfe Schleiermachers sind bisher noch nicht veröffentlicht. Die Handschriften sind im Besitz des Literaturarchivs in Berlin. Näheres über die Anordnung und Ausführung dieser Manuskripte hoffe ich im Zusammenhang mit einer Darstellung der Entwicklung der Predigtweise Schleiermachers in seiner ersten Periode an anderer Stelle geben zu können. Einstweilen sei schon hier dem Vorstand der Literaturarchiv-Gesellchaft der Dank für die Erlaubnis zur Veröffentlichung ausgesprochen.

Es wurden für diesen Anhang ausgewählt: einmal Entwürfe patriotischen Inhalts aus der früheren Predigtzeit Schleiermachers, sodann Entwürfe aus der früheren Zeit über solche Texte, die er später bei den patriotischen Predigten nochmals zugrunde gelegt hat, endlich einige aus den Entwürfen für die ersten akademischen Predigten im Jahr 1806. Indem wir den Entwürfen einige Analysen der gedruckten Predigten beifügen (2b; 2c; 6d; 7c; 8e; 9b; 10b), erhalten wir ein treffliches Material zu Vergleichungen nach den verschiedensten homiletisch-rednerischen Beziehungen.

Man wird daraus auch ersehen, wie viele Vorarbeiten vorausgingen, bevor Schleiermacher die Predigten der zweiten Sammlung veröffentlichte, und wie mit jedem Entwurf Anlage und Zweckgedanke vollkommener und ausgereif-

ter erscheint. Werden und Entstehen solcher Kunstwerke zu beobachten, ist von höchstem Interesse für die Geschichte der Predigtweise Schleiermachers, aber wohl auch für den, der selbst Prediger ist.

Einzelne Entwürfe sind so sehr bis in alle kleinsten Gedankengruppen und Sätze ausgeführt, daß sie nicht mehr „Dispositionen" genannt werden können; die Entwürfe der älteren Zeit sind in die Hefte erst nach dem Halten der Predigt eingetragen und größtenteils sorgfältig und genau geschrieben.

Die Skizzen dagegen zu den patriotischen Predigten von 1806/07 sind sehr flüchtig niedergeschrieben. Das Heft — Titel „Predigt Entwürfe | beim | Akademischen Gottesdienst | 1806" — enthält folgende 4 Entwürfe:

1. Zur 2. Sammlung No. 1.
2. „ „ „ No. 2.
3. „ „ „ No. 3.
4. „ „ „ No. 9.

Alle anderen fehlen leider. Mitgeteilt werden hier No. 1 und 2 vollständig, No. 3 im Auszug, No. 4 bietet nichts, was Gedankeninhalt und Anordnung verständlicher machen könnte.

Orthographie und Interpunktion habe ich geändert, Zahlen aber nur da eingesetzt, wo Flüchtigkeitsfehler vorliegen. Alle Zusätze an Zahlen und Worten sind durch eckige Klammern angezeigt.

1.

Am Sonntag Lätare 1795 über Mt. 26, 47—51 in Landsberg.

Eingang: Verschiedenheit der politischen Meinungen ist größtenteils unschädlich, wenn man nur gewissenhaft handelt.

Thema: Man muß gegen die Gesetze Achtung und Treue beweisen, wenn sie auch drücken.

I. Das ist wirkliche Pflicht.

1. Inhalt.

a) Negativ: nicht

α) Ergebung in Ungerechtigkeiten, gegen welche noch eine gesetzliche Hilfe stattfindet, — auch nicht

β) blindes Gutheißen und Bewundern aller Unternehmungen, sondern
b) positiv
α) im Handeln,
1) keine gewaltsame,
2) keine listige Übertretung,
β) im Reden — kein spottender, unehrerbietiger Tadel.
2. Gründe.
a) Besondere:
α) wenn die Bedrückung Schein ist, so kann dieser kein Recht geben, sonst wäre der Staat aufgelöst;
β) wenn sie wahr ist, so sind wir, sowohl wenn sie
1) aus der Allgemeinheit der Gesetze, als
2) aus den Zeitumständen herrührt — Aufopferung schuldig.
b) Allgemein:
α) Aus der Vernunft. Beispiele sowohl
1) in Reden, als
2) im Tun.
β) Aus der Schrift. Christus in verschiedenen Fällen.
II. Ermunterungsgründe.
1. Üble Folgen, welche vermieden werden:
a) äußere — man kommt durchs Schwert um,
b) innere — der Charakter wird verschlimmert, sowohl
α) durchs Handeln — man gewöhnt sich an Betrug, als
β) durchs Reden — man gewöhnt sich an profanen Leichtsinn.
2. Man legt gute Eigenschaften an den Tag.

Schluß: Auf diese Weise tut man das Seinige, um die Ordnung zu erhalten und Verbesserungen möglich zu machen.

In dieser, wie in anderen Predigten jener Jahre trennt Schleiermacher noch den erklärenden von dem ermahnenden Teil. Der Text ist als Beispielserzählung verwendet; aber die Hauptsache, nämlich der Zusammenhang mit dem Leiden Christi und mit der Passionsstimmung des Christen, ist nicht erkannt. Der Text hat hier noch nicht die homiletische Bedeutung wie später.

2a.

Am Bettage den 20. April 1796 über Prov. 14, 34 in Landsberg.

Eingang: Es ist der Obrigkeit daran gelegen, daß über gemeine Fehler und Tugenden nachgedacht werde.

Thema: Von der Gerechtigkeit als Grundlage des bürgerlichen Wohles.

I. Was ist Gerechtigkeit?
1. Der Bürger gegen den Staat
   a) im Gehorsam,
   b) in der Unterstützung,
   c) in der Aufopferung.
2. Der Bürger untereinander
   a) im Verkehr,
   b) in der Konkurrenz,
   c) in der öffentlichen Meinung.
3. Des Staats gegen die Bürger
   a) der richterlichen Gewalt,
   b) der gesetzgebenden,
   c) der vollstreckenden — auch zu dieser müssen wir den Grund legen.

II. Wie erhöht sie das Volk?
1. Was ist Erhöhung des Volkes?
   a) negativ — nicht
      α) Kriegsruhm, — noch
      β) Ländervermehrung.
   b) positiv — sondern
      α) Sicherheit,
      β) fortschreitende Bildung.
2. Sie findet ohne Gerechtigkeit nicht statt,
   a) Die Sicherheit:
      α) Gesetze und Strafen sind unzureichend,
      β) wenn nicht Gerechtigkeit herrscht;
   b) Die Kultur: Die Gerechtigkeit muß
      α) die Anfänge jeder Besserung gegen gehässige Leidenschaften sichern,

β) den Wetteifer von niederen Kunstgriffen ab auf das wahre Bessere lenken,

γ) das Verdienst durch Schätzung und Belohnung aufmuntern, wo es sich auch findet.

Schluß. Unter allen Fehlern sei uns die Ungerechtigkeit der verhaßteste!

In der Handschrift findet sich die Bemerkung beigefügt: „conc. den 24.—27. Okt. 96, aber verändert; mund. d. 28t.“ Die ausgeführte Predigt ist die erste, die Schleiermacher drucken ließ: sie erschien noch vor den Reden im April 1799 in der Sammlung „Predigten von protestantischen Gottesgelehrten. Auswahl noch ungedruckter Predigten, Berlin, bei A. Mylius. 7. Sammlung“, S. 231—256, wohl in der druckfertigen letzten Form vom Okt. 1796. Der Verleger, oder der Herausgeber (Hofprediger Bamberger in Potsdam, den Schleiermacher in jenem Frühjahr während der Abfassung der „Reden“ vertrat,) bemerkt im Vorwort, daß Schleiermacher durch seine Übersetzung der Predigten Fawcetts schon bekannt sei und daß in Berlin seine Talente und Einsichten so geschätzt seien, daß er in einer solchen Gesellschaft von ihr selbst und vom Publikum nicht ungern gesehen werde. Schleiermacher selbst schrieb am 16. April 1799 an Henriette Herz „daß zugleich mit der Religion auch eine Predigt von mir erscheint, ist wunderlich genug. Mein Name steht da zwischen großen Theologen und Kanzelrednern, und Bamberger hat sich, um das zu entschuldigen, erdreistet, in der Vorrede zu sagen, ich sei in Berlin meiner Talente und Kenntnisse wegen allgemein geschätzt“, Br. I, 219; III, 116.

Die Predigt fehlt in der ersten Gesamtausgabe der Predigten von 1835, ist dagegen abgedruckt IV² No. 1.

Zur Vergleichung mit dem Entwurf gebe ich eine Analyse der Predigt:

2b.

Predigt über Prov. 14, 34; IV² No. 1.

Eingang: 1. Die Beherrscher aller Nationen haben auf die Religion derselben großen Wert gelegt. Die christliche Religion, die bleibende Gesinnungen verlangt, ist allen

christlichen Fürsten teuer. Daher der Bußtag: Nachdenken über unser Verhältnis als Bürger und Untertanen.
2. Dafür paßt der Text: er redet von unserm guten Verhalten in geselligen Verbindungen.

Thema: Die Gerechtigkeit als unentbehrliche Grundlage alles bürgerlichen Wohlergehens.

Voraussetzung: Gemeines Wohlergehen ist nicht Kriegsruhm, sondern der Friede, der den großen Endzweck der bürgerlichen Vereinigung herbeiführt (Vgl. Entw. II, 1).

I. Wir müssen Gerechtigkeit üben gegen die Obrigkeit. (Vgl. Entw. I, 1, a.)
1. Gehorsam gegen ihre Gesetze.
   a) Ordnungen der bürgerlichen Verfassung.
      Wer sie übertritt, ist ein Verräter des gemeinen Wohls,
      α) er führt andere zur Versuchung,
      β) durch sein Beispiel vernichtet er die Bemühungen der Obrigkeit.
   b) Ordnungen des Verhältnisses zu anderen Völkern,
      α) auch bei harten Zollgesetzen führt die Übertretung nur zu noch strengeren Maßregeln,
      β) ist das Unrecht auf eurer Seite, so stiftet ihr Schaden.

Schluß: Wie notwendig ist also Gehorsam gegen die Gesetze, um Sicherheit und Wohlstand zu begründen.

2. Unterstützung guter Einrichtungen der Obrigkeit. (Vgl. Entw. I, 1, b.)
   a) Zahlreiche gute Einrichtungen sind getroffen.
   b) Es ist ein edler Ruhm, die weisen Absichten zu unterstützen.
   c) Seufzer und Trägheit vernichten den besten Willen.

Schluß: Ist es uns Ernst um das gemeinschaftliche Wohl, so müssen wir die Obrigkeit unterstützen.

3. Zutrauen zur Weisheit der Oberen (fehlt im Entw.).
   a) Nicht von jeder Äußerung eines Beamten auf seine öffentlichen Handlungen schließen.
   b) Nicht gleich böse Absichten vermuten.
   c) Den herrlichen Vorzug freier Meinungsäußerung bescheiden und vernünftig gebrauchen,

α) nicht leichtsinnig tadeln,
β) nicht unverständiges Reden,
γ) nicht Zügellosigkeit, die in Verleumdung ausartet.

Rekapitulation des ganzen ersten Teils.

II. Gerechtigkeit untereinander. (Vgl. Entw. I, 2.)

1. Strengste Gewissenhaftigkeit in unseren Geschäften (Entw. I, 2,a)
   a) gegen die, mit denen ihr Geschäfte treibt,
      α) kleine Täuschungen scheinen erlaubt,
      β) wenn sie jeder weiß — wozu die Heimlichkeit!
      γ) Versuchung wird immer größer,
      δ) Zutrauen hört auf; man geht zu anderen;
   b) gegen eure Geschäftsgenossen. (Entw. I, 2,b.)
      α) Den Konkurrenten zu schädigen, ist Ungerechtigkeit.
      β) Der Endzweck, das Gewerbe zu erhöhen, geht verloren.
      γ) Jeder muß Gelegenheit haben, sein Talent zu verwerten.
2. Aufmerksamste Vorsicht in allen eigenen Angelegenheiten. (Vgl. Entw. I, 2,c.)
   a) Unsre Fehler im Haus und Garten, gegen Gesinde und Kinder haben unmittelbare Folgen.
   b) Die mittelbaren gehen aus der Macht des bösen Beispiels hervor.

Rekapitulation: Vorsicht in unseren Angelegenheiten ein ebenso notwendiger Teil der Gerechtigkeit gegen die Mitbürger als Gewissenhaftigkeit gegen sie.

III. Gerechtigkeit gegen die Untergebenen.

Vorauss.: Das gilt allen. Die Religion, das Vaterland, der Geist der Zeit verlangt es.

1. Strengste Billigkeit. (Entw. I, 3,a.)
   a) überall, im Haus, im Staat.
   b) Folgen der Parteilichkeit,
      α) für den einzelnen,
      β) für den Geist der ganzen Gesellschaft.

Parteiische Väter, Richter, Vorgesetzte zerstören das Wohl der Gesellschaft.

2. Enthaltet euch jeder unnötigen Härte! (Entw. I, 3b und c.)
   a) Strafe ist nicht überall das beste Mittel.
   b) Der Mensch verliert den Glauben an seine Vernunft.
3. Ehret im Untergebenen die Menschheit.
   a) Jeder kann verlangen, daß man ihn als Mensch achte.
   b) Der Übermut unterdrückt das Gefühl für Menschenwert oder führt zur Revolution.
   c) Gegenseitige Achtung trägt zur Erhöhung bei und verhindert Zügellosigkeit.

Schluß. 1. Können wir heute dankbar sein, oder müssen wir uns schämen?
2. Gerechtigkeit sei von jetzt an das Gut, dem wir alles aufopfern!

Die Predigt ist noch ganz nach der Manier eines Reinhard angeordnet. Jeder Teil für sich; jeder mit einer Rekapitulation; logisch klare Ordnung, aber kein Gedankenfortschritt; Einheit des Stoffs, aber keine Einheit des Ziels. Der dritte Teil steht in einem starken Gegensatz des Tons zum ersten. Seine Stellung kann den Hörer verführen, in dem Appell an die Obrigkeit die Haupttendenz der Predigt zu erblicken, was der Prediger nicht beabsichtigte. Die Änderungen gegenüber dem Entwurf bestehen darin, daß Teil II des Entwurfes in den ersten Teil hineingearbeitet ist und die drei Unterteile des ersten Teils zu Hauptteilen gemacht wurden, II, 2b fiel dabei weg. Rednerisch scheint mir der Entwurf wertvoller zu sein als die Predigt. Dort war der Teil I, 3 berechtigter an seiner Stelle wie als dritter Hauptteil der Predigt.

Noch eine Predigt über denselben Text ist erhalten, vom Bußtag 1832. Ihr Gedankengang ist folgender:

2c.

Einleitung: 1. Für diesen Tag ein Text aus dem Alten Testament geeignet.
2. Unsere Gesinnungen müssen wir betrachten nach innen, nach außen.
3. Der Text sagt dies: auch die bürgerliche Gerechtigkeit ist eine Erweisung christlicher Liebe.

Thema: Wenn diese Gerechtigkeit ein Volk nicht erhöht, so wird die Sünde das Verderben desselben.

I. Der Argwohn

1. ist Sünde:
   a) er scheint von dem Glauben an die allgemeine Verderbtheit herzukommen,
   b) er enthält aber einen Unglauben an die Wirkungen der göttlichen Gnade, die vorhanden sind,
2. wird zur Ungerechtigkeit:
   a) die verschiedenen Gaben sind Teile des Ganzen,
   b) der Argwohn handelt nicht im Geist des Ganzen;
3. daher Erkenntnis der Gefahr nötig:
   a) in Erinnerung an die gegenseitige Unterstützung, die nach dem Jahr 1806 das Unglück überwand,
   b) in der Nachfolge Jesu,
   damit die Liebe siegt.

II. Der rechthaberische Eigensinn

1. ist Sünde,
   a) er scheint aus der Liebe zur Wahrheit zu kommen,
   b) aber wer glaubt, die Wahrheit allein zu besitzen, verfällt dem Hochmut;
2. wird ungerecht:
   a) jeder hat als Teil des Ganzen die Pflicht, sich der Wahrheit hinzugeben und der Wahrheit Dienste zu leisten bei anderen;
   b) wer dem anderen abstreitet, daß er nach der Wahrheit strebt, versündigt sich gegen die Gemeinschaft und verfällt selbst dem Irrtum;
3. muß als Gesinnung bekämpft werden,
   a) wenn nur verschiedene Meinungen bestehen, so scheint das unschädlich zu sein in Kirche und Staat,
   b) aber die Veruneinigung droht, wenn wir nicht in den Ansichten den Keim der Wahrheit aufsuchen,
   c) Argwohn macht uns unfähiger, Wahrheit und Irrtum bei anderen und uns zu unterscheiden.

Schluß: Der Bußtag bringt uns nur Gewinn, wenn wir jeden Tag an das Verderben der Sünde denken!

Pr. II, 6, No. 17. Das Datum ergibt sich aus der ersten Veröffentlichung in den sog. Reihen (3. R., S. 57), die alsbald jede Woche nach dem Halten der Predigten in den letzten Jahren Schleiermachers gedruckt wurden. Aus diesen Reihen sind im dritten Band der Gesamtausgabe diejenigen Predigten nicht aufgenommen, die Schleiermacher selbst anderwärts veröffentlichte. Die erste Gestalt dieser Predigt, die der Nachschrift, unterscheidet sich nur in Kleinigkeiten von der zweiten in den Festpredigten. Die Predigt ist, auch im Sinn Schleiermachers, sehr wenig textgemäß. Aus dem Text sind nur die allgemeinen Begriffe Sünde und Gerechtigkeit übernommen: die Hauptbegriffe „Argwohn" und „Eigensinn" mit den Ausführungen sind herzugebracht. An die Freiheitskriege wird erinnert, die Zeitstimmung nur angedeutet; die Einleitung ist sehr umständlich.

3.

Am ersten Pfingsttage 1802. Antrittspredigt in Stolp.

Eingang: 1. Allgemeine Bedeutung des Tages. Änderung in der Gesinnung der Jünger, erste Frucht von den letzten Belehrungen Jesu, Stiftung der ersten Gemeine, die unser aller Mutterkirche ist.

2. Besondere Veranlassung. — Ich freue mich, meinen ersten Auftritt an dieses Fest anzuknüpfen; wir werden desto eher auf das Wesentliche unserer Verbindung hingeführt,
   a) daß auch wir uns erbauen und erhalten sollen auf demselben Grunde,
   b) daß auch wir je länger je mehr von demselben Geiste durchdrungen werden. Wie dies geschehen muß, laßt uns erwägen.

Text: Röm. 1, 16. Ich schäme mich des Evangelii von Christo nicht, denn es ist eine Kraft Gottes, selig zu machen alle, die daran glauben. — Das war die Erfahrung jener Apostel und auch des Spätling Paulus und sollte auch die Erfahrung aller Christen sein.

Thema: Über die göttliche, seligmachende Kraft des

Evangelii. Erstlich: Worin sie besteht. Zweitens: Wie sie durch Lehre und Verkündigung in Tätigkeit gesetzt wird.

I. Worin sie besteht. — Es kann nicht gefordert werden, ihre Wirkungen einzeln aufzuzählen; auch möchte daraus nicht einmal die richtigste Vorstellung entstehen; nur den Geist mit wenigem darzustellen.

[A].1. Den Menschen über das Sinnliche zu erheben, so daß er

a) im Genuß — nicht nur die Lust empfinde, sondern die Vortrefflichkeit des Ganzen;

b) in der Betrachtung — nicht nur die einzelnen Dinge wahrnehme, sondern den großen Zusammenhang, die höhere Ordnung, die symbolische Absicht;

c) in der Wirksamkeit — nicht nur auf Eigennutz gerichtet sei, sondern auf die Zwecke der Vernunft und des Gefühls, auf Rechttun und Gottesdienst.

2. Die Vorstellung des Übersinnlichen von allem Wahne zu reinigen:

a) die Liebe muß ohne Furcht sein;

b) der Geist der Wahrheit und der Erkenntnis losgemacht vom Buchstaben.

[B]. Dies ist seligmachend:

1. so lebt der Mensch ruhig, ohne von gewaltsamer Begierde ergriffen zu werden;
2. so handelt der Mensch ruhig, ohne Angst über den Erfolg;
3. so leidet der Mensch ruhig, weil er seinen Endzweck auch im Unangenehmen findet;
4. so stirbt der Mensch ruhig, weil er sicher ist, was er sucht überall zu haben.

[C]. Dies ist die Kraft des Evangelii:

1. in Christo. Er erscheint uns

a) als der Liebenswürdigste und Seligste jener übersinnlichen Denkart wegen,

b) als der Sohn des Wohlgefallens jener ganz dissonanzlosen und kindlichen Liebe wegen;

2. in andern. So wirkte es
   a) unter den Juden zur Reinigung von aller kleinlichen Denkart. Petrus, Paulus.
   b) unter den Heiden, sie zu lehren den unbekannten Gott.

II. Wie sie durch Lehre und Verkündigung in Tätigkeit gesetzt wird.
1. In Beziehung auf die allgemeine Veranlassung;
   a) damals war Verkündigung notwendig, der Unbekanntschaft wegen: der Glaube kommt durch die Predigt;
   b) sie war gesegnet:
      wo es Lehrer gab, die Kraft und Einsicht hatten;
      wo es Hörer gab, die geistige Bedürfnisse empfanden.
2. In Beziehung auf das gegenwärtige Verhältnis;
   a) 1) im allgemeinen zwischen christlichen Lehrern und Gemeinen.
         α) Es scheint nun anders zu sein — wir haben die Urkunden und werden von Kindheit an unterwiesen,
         β) es ist doch nicht minder notwendig:
            א) das erste Unterweisen ist aber auch der wichtigste Teil des Geschäfts;
            ב) es wird oft wieder weggeworfen und verdunkelt;
            ג) alles soll gesellig sein, also die Betreibung des Heiligsten auch;
      2) es kann auch noch gesegnet sein, wenn
         α) von seiten der Gemeine
            das Bedürfnis das echte ist, und
            א) nicht Gewohnheit sie zur Andacht führt,
            ב) nicht eitle Ohrenlust zur Predigt,
            ג) nicht Parteigeist zur Wißbegierde und zur Gemeinschaft; —
         β) von seiten des Lehrers:
            א) in der Lehre — es ihm nur auf den rechten Geist ankommt ohne Menschenfurcht oder Menschengefälligkeit,

ב) im Leben — sich die Kraft des Evangelii in ihm zeigt,
im übersinnlichen Denken und Gesinntsein,
in der Weisheit, die von Wahn und Vorurteil frei ist;

b) Anwendung auf uns insbesondere. —
Dies sind meine Gedanken über unser Verhältnis, die ich mitteilen zu müssen geglaubt habe. Es wird uns gut geraten, wenn es so mit uns steht. Wir kennen uns nicht.

1) Mein Entschluß ist deswegen:
 α) Euch zu vertrauen.
  א) eure Ältesten haben Ernst bewiesen, warum solltet ihr es nicht auch?
  ב) Ihr gebt euch für Christen, warum sollte ich nicht glauben, daß ihr es seid?
 β) Mich nicht zu ärgern, wenn ich nicht alles so finde, sondern in guter Hoffnung und Meinung zu tun, daß es so werde;

2) Mein Wunsch ist
 α) daß ihr mir auch vertraut — ob ich gleich der Empfehlung entbehre — ich kann es fordern um derer willen, die mich gesendet haben
  א) an die Stelle eines würdigen Lehrers,
  ב) nicht ein Jüngling, sondern schon ein Erfahrener;
 β) daß ihr, bis ich mir eine eigene Liebe erwecke, wozu freilich Zeit gehört, die Liebe zur Sache auf mich übertragt;
 γ) was euch zweifelhaft ist, nicht gleich streng beurteilt und vornehmlich auf das Wesentliche seht.

Dazu empfehle ich mich der Gemeine, den Ältesten, dem Kollegen.

[Schluß]: Gebet um Segen für die ganze Gemeine, für unser künftiges Beisammensein, für die Verkündigung des Wortes an dieser Stätte, für die Sorge der Ältesten.

Anfang des gewöhnlichen [Gebets].

Der Fortschritt dieses Entwurfes gegenüber den bisher mitgeteilten aus den neunziger Jahren ist unverkennbar. Gang vom Allgemeinen zum Besonderen — Religion, Wert derselben, Christentum, Predigt, gottesdienstliche Predigt, persönliche Aufgabe —, von der Antithese zum Beweis der Behauptung. Dem religiösen Gehalt nach unterscheidet sich die Predigt, wenn man von der besonderen Veranlassung absieht, nicht von der ersten akademischen Predigt am 3. August 1806, die wir oben S. 17 ff. besprochen haben. Das unmittelbare Gottesgefühl wird hier stärker betont. Die Teilung „Staat, Akademie, Prediger" und die Entwicklung innerhalb der Teile ergibt auch da den Gang vom Allgemeinen zum Besonderen, vom Negativen zum Positiven. Aber die innere Verknüpfung der Gedanken und die Anordnung auf das Finalthema ist um vieles klarer und die Konzentration der Gedanken geschlossener. Die veränderte Teilung des Themas ist bemerkenswert. Ein interessantes Beispiel, wie Schleiermacher über denselben Text bei ähnlicher Veranlassung und bei derselben religiösen Stellung doch so verschieden predigt!

4.

Am 10. n. Trin., d. 10. August 1806.

Text: 1. Kor. 12, 4—6.

Eingang.

[1.] Wie Religion überhaupt mit Besinnung anfängt, so auch unsere Konstitution.

Daß wir eine eigene Gemeinde bilden, hat seinen Grund im Beruf und Talent, und muß uns hier immer einfallen. Es geschehe auf die rechte Weise.

[2.] Widerlicher Hochmut. Falsche Demut.

Darum die rechte Denkungsart über die Verschiedenheit der Talente.

Text.

[3.] Kleine Bibel in der Bibel. Abriß der Kirche. Das Kapitel handelt besonders von unserm Gegenstand. Unser Text als Prinzip der Beurteilung.

[**Thema:** Eine Anweisung, um jene Verschiedenheit der Geistesgaben richtig zu beurteilen.]

I. Es ist Ein Geist.

Der Apostel redet zu solchen, die den Geist haben. Als solche wollen wir uns auch ansehen. Daher nichts darüber, daß doch auch große Gaben in denen erscheinen, die ihn nicht haben. Wir reden nur von den Gaben der Christen. [Vgl. Pr. I[1], S. 193, die Gruppe nach dem Thema vor I.]

[1.] Diesen Geist kennen wir, die Gesinnung, die ein göttliches Leben gestalten will. Sie kann nicht da sein, ohne in wirklichem Handeln auf alle Weise herauszutreten.

[2.] Es gibt darin ein Allgemeines, was jeder tun muß; darüber ist kein Streit. Aber auch ein Besonderes, ruhend auf besonderer Tüchtigkeit, und hier kann der Schein verführen.

Über einiges kann nur die Eitelkeit streiten (Wissenschaft, Kunst, Gewalt über die Menschen). So auch das, was Paulus zuerst angibt. Anderes scheint nur eine äußere Fertigkeit zu erfordern, keinen eigentümlichen Geist.

Das Mechanische [?] ist gar nicht Gabe. Jeder muß aber eine Gabe haben. Da treten die Gaben des Charakters ein.

Helfer, Tröster, Pfleger.

[3.] Das sind freilich allgemeine Tugenden, die aber durch den Geist zum besonderen Talent ausgebildet [werden], durch den Geist, wie er sich als Liebe zeigt. [Vgl. S. 197.]

Daher hat Paulus recht, daß dies der köstlichste Weg ist.

Sie ist das vollkommene Band. Durch sie sind wir geworden.

Durch sie allein können wir auch wirken.

Die Liebe aber richtet nicht, blähet sich nicht, sucht nicht das ihre.

In ihr löst sich alles Selbstsüchtige, auch das letzte auf.

II. Es ist Ein Herr.

Wir denken jetzt nicht an die Gaben derer, die sich ausschließen, sondern nur an uns, die wir die Herrschaft anerkennen.

1. Er hat einem jeden sein Amt angewiesen. Er richtet nicht nach viel oder wenig, sondern nach der Treue, und so sollen wir auch richten. Er kann es nicht dulden, daß einer geringgeschätzt wird.

2. Die Ämter kann er nicht entbehren, aber jeden Diener leicht. Ohne diese Denkungsart hat dieser keinen Herrn.

Hier der wahre Stolz in der wahren Demut.

[1. und 2. sind S. 200 f. in anderer Anordnung und ausführlicher behandelt.]

III. Es ist Ein Gott.

Wir denken nicht erst daran, daß es oft nicht von Gott gewirkt ist; sondern erzwungen, ob dies auch ist oder nicht.

[1.] Offenbar meint Paulus hier Gott nicht als Geist, sondern als Vater: daß auch schon die natürlichen Anlagen mit dem Dasein zugleich gegeben sind.

[Am Rand:] Der Eine [Herr] verteilt sie, indem alles auf gleiche Weise muß gegründet sein. Der Gerechte hat die Kraft erhalten, also jeder gleich. Jede Natur ist gut. Ist dir ein Sinn [eine Gabe] aufgetan, so hat ein anderer einen anderen. Erkenne ihn nun, damit du nicht die Wirkungen Gottes mißkennst. Wenn es wahr ist, daß jeder nur sich selbst ausbilden muß, so muß auch jede Natur gleich gut sein. [Vgl. S. 205 f. Individualismus Schleiermachers!]

[2.] Kann also einer etwas Besseres tun, als es recht sein? [d. h. der recht sein, der er ist].

Jeder fange seine Gottesverehrung in sich selbst an.

Dann wird er sie auch in anderen fortsetzen. [Vgl. S. 205].

[3.] Dann aber auch einsehen, daß Gott alles in allem wirkt.

Keiner ist etwas ganz ausschließlich.

Der Ehrwürdigste ist der, welcher sein Maß findet und ihm treu bleibt.

In dem können wir das Göttlichste am reinsten anschauen. [Vgl. S. 206.]

Schluß: Zu diesem bestärke jeder Blick auf uns selbst.

Zu dieser Gottesverehrung jeder Blick auf andere und beides immer vereinigt.

(Daß [wir] ihn überall finden und die alte Weissagung erfüllt ist: das ist es, daß der Herr ausgegossen hat seinen Geist.)

Dazu wollen wir uns ermuntern, daß unser Herr uns wachend finde. Er ist allen allgegenwärtig nahe.

Dies ist die Skizze Schleiermachers zu der ersten Predigt der zweiten Sammlung. In der gedruckten Predigt sind die Gedanken weiter ausgeführt, hie und da auch umgestellt. Die Predigt hat einen stark belehrenden Ton — noch mehr aber die Predigt über 1. Kor. 12, 3—6 am Trinitatisfest 1821 (vgl. Vorwort X, S. VII), die im zweiten Teil die Gedanken unserer Skizze und der Predigt von 1806 wiederholt: es ist keine Predigt, am wenigsten eine „Festpredigt", Pr. II, 5. S., No. 17.

Einen Entwurf aus dem Jahr 1800 hat Fr. Zimmer, Predigtentwürfe von Fr. Schleiermacher, 1887, S. 21, No. 16, veröffentlicht. „Beruhigungsgründe bei der Ungleichheit unserer Bestimmung auf Erden.

1. In Rücksicht unserer Talente kommt alles auf den Geist an.
2. In Rücksicht unseres Wirkungskreises — es ist der Herr, der ihn uns angewiesen hat."

Hier ist die Stelle auf die Unterschiede zwischen den Menschen überhaupt bezogen: die dem Text besser entsprechende Anwendung auf die christliche Gemeinde und den christlichen Geist fehlt.

5a.

Am Sonntag Exaudi 1797 in Berlin.

Text: Joh. 15, 15.

Eingang: Wir sind nicht nur Untertanen und Kinder, sondern auch Freunde.

Thema: Unser Beruf, Freunde Gottes zu werden.

I. Worin er besteht.

1. Wir haben Einsicht in Gottes Wege
   a) mit uns selbst,
   b) im allgemeinen:
   der Ununterrichtete ist nur Knecht.
2. Wir können also auch übereinstimmen,
   a) verteidigen,
   b) gern beitragen.
3. Gottes Wesen ist uns offenbart,
   a) wir wissen, was ihm angenehm ist. [b) fehlt.]

II. Worauf kommt es an, um es zu werden?

1. Nicht auf äußere Vorzüge:
   a) dieser Unterschied ist zu gering,
   b) es ist nichts darin, was einen unfähiger machte.
2. Wir müssen immer verständiger werden.
3. Wir müssen tun, was er uns gebietet.

Nur dadurch kann unsere Bekanntschaft mit seinem Wesen und unsere Einsicht in seine Wege immer zunehmen.

5b.

Am Montag den 16. August 1802 in Stemnitz (von Stolp aus, Br. I, 313).

Text: Joh. 15, 15.

Eingang: Beim Abendmahl sehen wir besonders von irdischen Verhältnissen weg auf geistliche, von allgemeinen auf christliche.

Text.

Thema: Unser Beruf Freunde Christi zu sein.

Erstlich, was Christus getan hat, uns dazu zu machen. Zweitens, was wir tun müssen, um in dieses Verhältnis einzutreten.

I. Was Christus getan hat.

1. Er hat uns mit dem bekanntgemacht, was er und sein Vater tun.
   a) Beitragen dazu müssen auch die Unwissenden und die Bösen; aber sie tun es als Knechte, weil sie Grund und Zusammenhang nicht absehen.
   b) Wir kennen die göttlichen Absichten und Führungen und können also nach Maßgabe unserer Übereinstimmung mitwirken als freie Genossen.
2. Er hat uns seine Geheimnisse eröffnet, seine Einsicht und seine Weisheit.
   a) Dies ist das Vorrecht von Freunden, welches in Absicht auf Gott immer nur ein Teil des menschlichen Geschlechts genossen hat.
   b) Christus hat es uns richtig geschenkt, und besonders in seiner letzten Zeit recht dafür gesorgt, daß es nicht untergehen könnte.

II. Was wir nun tun müssen.

1. Die Liebe ist vorausgesetzt. Das durfte Christus zu seinen Jüngern nicht erst sagen, und auch uns soll man es nicht erst sagen dürfen.
2. Wir müssen immer verständiger werden.
   In diese Einsicht kann nun jeder Aufmerksame eindringen.
   Jeder hat dazu Zeit und ein Feld der Beobachtungen und Erfahrnungen.
3. Wir müssen in der Gesinnung zunehmen, die uns übereinstimmend macht mit Christo:
   das Irdische mit Gleichgültigkeit ansehen,
   überall das Gute im Sinn haben.

Schluß: Laßt uns den hohen Rang recht erwägen: Christus der Vertraute Gottes und wir seine Freunde!

5c.

Entwurf für die akademische Predigt in Halle am 17. August 1806.

Text: Joh. 15, 15.

Gebet.

Text.

[Eingang.]

1. Dies ist der wahre Gegensatz.
2. Wir denken uns Feinde, das ist nur bildlich.
   Helfen müssen alle.
3. Aber sie sind nur untergeordnete, nicht mitwirkende Werkzeuge.
   Diesen Gegensatz wollen wir untersuchen.
   Freunde Gottes und Christi ist einerlei.

[Thema: Wieviel herrlicher es ist, zu den Freunden Gottes zu gehören, als zu seinen Knechten.]

I. Sie wissen nicht, was ihr Herr tut.
   1. [Wesen der Knechtschaft.]
      a) Beschreibung der Sklaven. — Fremde Sprache und Sitte; barbarische Abkunft. Nie wissend, wie ihre eigenen Handlungen eingreifen. —
         Etwas wollend, was durch ihres Herrn Tun nicht herbeigeführt wird, ist es ihnen immer im Wege.
      b) Anwendung.
         So die, welche nicht Freunde Gottes sind.
         Ihr Leben ein gezwungener Dienst.
         Gebote, die sie nicht ohne Gefahr übertreten können.
         Etwas anderes wollend, nämlich ihre Glückseligkeit rauben oder stehlen (werden sie immer wieder von der dunkeln Gewalt ergriffen).
         Alles Göttliche ist ihnen fremd, anfangend an dem in ihnen selbst.
      c) Umfang.
         Von der gröbsten Sinnlichkeit bis zur feinsten Klügelei.
         Das Bild der allgemeinen Glückseligkeit.

2. [Wesen der Freundschaft]
   a) Beschreibung des Freundes.
      In die Denkungsart eingeweiht, versteht er auch das scheinbar Abweichende.
      Von jedem kleinen Dienst weiß er, wie er in das Ganze eingreift.
      Er darf gar nicht erst warten auf Belohnung.
   b) Anwendung.
      So wir Freunde Christi und Gottes.
      Er ist uns offenbart.
      Das Leben [ein] Leben in Gott.
      Alles Veränderliche ein Gestalten, ein zu ihm Führen.
      Freilich unübersehbar: aber worauf wir sehen, das verstehen wir auch, was wahr ist am Göttlichen.
   c) Umfang.
      Aber nur denen hilft die Offenbarung, die wirklich seine Schüler geworden sind.
      Lebendig muß die Erkenntnis bleiben.
      Laßt uns immer mehr Christum verstehen, auch wo er das Schwert bringt.

II. Sie sind nicht in der Liebe, sondern in der Furcht.
1. [Knechtschaft und Furcht.]
   a) Beschreibung.
      Zusammenhang mit dem Obigen.
      Wenn ein Knecht sich zur Liebe erhebt, hört die Furcht auf.
      Solange er nichts versteht, muß er fürchten, unter die Macht gestellt.
   b) Anwendung.
      Alles ist ihnen nur froh und lieb an uns, falls es menschlich ist, in ihrem Sinn. So auch die Tugenden.
      Alles Göttliche scheuen sie, auch das in ihnen selbst.
      Und wie die Kinder, wenn sie sich fürchten, suchen sie sich zu täuschen mit Hoffnungen: Gott könne dieses nicht tun und jenes nicht tun.

c) Umfang.

Von der knechtischen Opferfurcht bis zur Theodicee, zur Tugend der Aufopferung, zur Vertröstung auf die Ewigkeit.

2. [Freundschaft und Liebe].

a) Beschreibung des Freundes.

[b) Anwendung].

Die Freunde Bundesgenossen Christi.

Sie kennen keinen anderen Willen und keine andere Lust.

In die Liebe Gottes sind wir so aufgenommen, daß wir überall immer Gott lieben.

[c) Umfang]. Steigerung.

In jedem Augenblick Gott so lieben, wie er sich offenbart in Schmerzen, in Zerstörung.

Der Entwurf 5 c steht in dem Heft, in das Schleiermacher die erste Form einiger seiner akademischen Predigten für den Druck niedergeschrieben hat. Er ist sehr undeutlich geschrieben, und zahlreiche Ergänzungen des Gedankeninhalts sind am Rande beigefügt. Da sie den Gedanken der Predigt entsprechen, so habe ich sie weggelassen, vor allem um das Bild der Anordnung der Predigt nicht undeutlich zu machen. Es ist dieser Entwurf nicht der vor dem Halten der Predigt verfertigte, sondern — die gleichmäßige Schrift in den anderen Entwürfen beweist es — der für die Herstellung des Druckmanuskriptes niedergeschriebene.

Vergleichen wir ihn mit der gedruckten Predigt I, 2. S., No. 2, so ergibt sich volle Übereinstimmung der Gedankenfolge. Der Entwurf ist dadurch wertvoll, daß wir aus ihm die allgemeinen Kategorien kennen lernen, deren sich Schleiermacher in diesem Fall bediente und die er gleichmäßig durch alle 2 bez. 4 Teile verwendete: Beschreibung des Bildes, Anwendung auf das Verhältnis, Umfang. In der gedruckten Form sind die Abschnitte kaum zu erkennen. Hat er diese Zusammenhänge absichtlich verdeckt, so hat er dem Leser unnötige Schwierigkeiten gemacht. Wer die Predigt mit dem mitgeteilten Entwurf vergleicht, wird ihr inneres Gefüge klar erkennen.

Auch der Vergleich mit den Entwürfen von 1797 und 1802 ist homiletisch interessant. Ein Hauptgedanke: „Einsicht in die Wege Gottes“ ist schon 1797 deutlich ausgesprochen; der zweite Entwurf betont das Werk der Offenbarung Christi mehr als der dritte von 1806. Welcher Fortschritt aber in formeller Hinsicht! Im ersten Entwurf der zweite Teil eine moralische Nutzanwendung, die sich aus diesem Text nicht mit Notwendigkeit ergibt. In den beiden ersten Entwürfen Trennung von Abhandlung und Anwendung. Im dritten der Ausgangspunkt von der genauen Begriffsbestimmung des Knechtes und des Freundes; die Steigerung vom ersten zum zweiten Teil, die Andeutung der Lösung in der Einleitung; das Finalthema dem Text sich anschließend: „Liebet Gott, dann seid ihr seine Freunde!“ Hier erst ist der Text in seiner vollen Eigentümlichkeit erkannt, und diese Predigt paßt in der Tat auch nur zu diesem Text.

In den Predigten über das Johannesevangelium 1826, Pr. IX, S. 491, erklärt Schleiermacher den Gegensatz von „Knecht“ und „Freund“ anders: er versteht dort unter den Knechten die Propheten und das Alte Testament überhaupt, das für die Jünger überwunden sei. Vgl. auch Pr. III, 10.

6a.

Am 5. August 1797. Vorbereitungspredigt in der Parochial-Kirche in Berlin. Text: Eph. 2, 19—21.

Eingang: Das Abendmahl ist außer seinen anderen Bedeutungen auch Erinnerung an unsere Aufnahme in die christliche Kirche.

Thema: Über die Vorzüge, die wir als Christen genießen.

I. Wir sind Bürger.

1. Beschreibung.
   - a) Nicht Gäste und Fremdlinge, die nur geduldet werden, aber sich um das Ganze nicht zu bekümmern haben,
   - b) sondern wir haben Rechte:
     - α) unsre Meinung zu sagen,
     - β) unsre Maßregeln zu ergreifen bei gemeinschaftlichen Angelegenheiten.

2. Anwendung.
   a) Es ist unsre Pflicht:
      α) uns nichts auflegen oder abnehmen zu lassen,
      β) Liebe und Anhänglichkeit an die Kirche auf die Unsrigen fortzupflanzen;
   b) das Abendmahl ist der Ort, unsere Entschlüsse darüber zu erneuern.

II. Wir sind Bürger mit allen Heiligen.
1. Was sie getan haben, ist uns zum Besten geschehen.
   a) Beschreibung.
      α) Unternehmung.
      β) Beispiel.
   b) Anwendung:
      α) wir müssens benutzen;
      β) wir müssen beim Abendmahl den Bund machen, dieser Gemeinschaft Ehre zu machen. Denn es ist nicht ein eitler Ruhm, sondern
2. der Geist, der in ihnen war, ist auch in uns, ihren Mitbürgern.
   a) Beweis.
      α) Wir dürfen uns ihnen gleich schätzen — nur die Lage macht den Unterschied;
      β) wir dürfen Anteil nehmen an ihrem Ruhm bei Gott und der Welt.
   b) Anwendung.
      α) Um uns das Gefühl zu erhalten, müssen wir überall das Unsrige tun;
      β) beim Abendmahl müssen wir uns verbinden, durch kleine Beiträge das Große zustande zu bringen.

III. Wir sind Gottes Hausgenossen.
1. Beschreibung.
   a) Familienvorzüge haben überall einen großen Einfluß auf die Bildung des Menschen.
   b) Wir gehören zu einer Familie, deren Ordnung und Lebensweise Gott selbst eingerichtet hat.

2. Anwendung.
   a) Wir erinnern uns dieser Verbindung vorzüglich beim Abendmahl.
   b) Wir geben einander das Gelübde, alles zu entfernen, was sich in einer solchen Familie nicht schickt.

Schluß: So wird uns jeder Genuß weiter dazu helfen, eine Behausung Gottes im Geist zu werden.

6b.

Sonnabend, den 14. August 1802. Vorbereitungspredigt in Rügenwalde (von Stolp aus, Br. I, 313).
Text: Eph. 2, 19.

Eingang: Beim Abendmahl kommen wir nicht zu allgemeinen Belehrungen zusammen, die mehr den Menschen als [den] Christen angehn, sondern ganz eigentlich als Christen.

Es gehört also dazu, daß wir uns auch an die Vorzüge erinnern, die wir als solche genießen.

Text: So seid ihr nun nicht mehr Gäste und Fremdlinge, sondern Bürger mit allen Heiligen und Gottes Hausgenossen.

Gegründet auf einen damals sehr wichtigen Unterschied. Also:

Thema: Von der Art, wie wir Anteil haben am Reiche Gottes.

I. Als Bürger.
1. Beschreibung.
   a) Gäste und Fremdlinge genossen Schutz, mußten sich aber übrigens ganz leidend verhalten.
   b) Bürger hingegen durften und sollten
      1) ihre Meinung sagen,
      2) mitwirken zu einzelnen Veränderungen,
      3) beitragen zur Fortdauer des Ganzen.
2. Anwendung. — So auch in der christlichen Gesellschaft.
   a) Gäste und Fremdlinge:
      1) waren damals die Proselyten bei den Juden — wer Christ wurde, sollte gleich zu einem höheren Range erhoben werden;

2) sind jetzt noch die Gleichgültigen, Trägen, die nur dann und wann von der Religion eine Erhebung des Herzens genießen, sie aber nicht zu einer wichtigen Angelegenheit machen wollen.

b) Bürger sollen wir alle sein,

1) nichts blindlings und ohne Überlegung annehmen oder beibehalten,

2) das Beste der Kirche zu einer tätigen Angelegenheit machen,

3) Liebe und Anhänglichkeit an sie fortpflanzen unter den Unsrigen.

Schluß: Das Abendmahl ist der Ort, unsere Entschlüsse zu erneuern.

II. Bürger mit allen Heiligen — enthält zweierlei.

1. Benutzung der Taten,

a) ihrer Unternehmungen zur Ausbreitung und Reinigung der Lehre und der Verfassung,

b) ihres Beispiels an christlichem Leben und religiösem Sinn.

2. Gemeinschaft der Handlungen und des Geistes.

a) Wir dürfen glauben, daß das wenige, was wir tun, in demselben Geiste getan ist, und daß dieser uns fähig machen werde, in ihrer Lage auch das Größte zu tun.

b) Wir dürfen Anteil nehmen an ihrem Ruhm bei Gott und Menschen, als ob es der unsrige wäre, wie es im Vaterland geschieht. [Am Rande:] (Würde dies nicht auch besser als Bild vorangestellt und weiter ausgeführt, wie es im ersten Teil ist).

Schluß: Im Abendmahl lernen wir diese Gemeinschaft besonders fühlen und erneuern, weil wir das Ganze bis zu seinem ersten Ursprung zurückverfolgen.

III. Als Gottes Hausgenossen.

1. Mißverstand. — Nicht überheben, als ob der Vorzug in der Sache läge und Gott

a) andere nicht ebenso im väterlichen Sinn liebte,

b) sich um ihre Angelegenheit nicht ebenso genau bekümmerte, — sondern

2. richtige Ansicht. — Der Vorzug liegt im Bewußtsein.

a) Andere

1) fühlen nicht so seine Nähe,

2) sehen den Zusammenhang des Kleinen mit dem Großen nicht so ein.

b) Wir sollen es

1) recht inne werden, daß wir in einer Familie leben, deren Ordnungen und Lebensweise Gott selbst eingerichtet hat;

2) uns einen dies ausdrückenden Familiencharakter anschaffen und es einen großen Einfluß haben lassen auf unsere Bildung.

Schluß: So wollen wir uns aufs neue kindlich an Gott, dankbar an Christum anschließen, uns brüderlich umfassen und uns versprechen, alles zu entfernen, was sich in einer solchen Familie nicht schickt.

In diesen beiden Entwürfen von 1797 und 1802 ist der Text in seiner eigentlichen Bedeutung auf die Angehörigen der Kirche mit spezieller Beziehung auf die Abendmahlsfeier angewendet. In der akademischen Predigt über die Würde des Patrioten, der seinem Vaterland getreu anhängt, I, 2, No. 3, die wir oben S. 23 ff. genau besprochen haben, ist nur das Bild dem Text entnommen und die Beziehung auf die kirchliche Gemeinschaft dient als Beispiel der bürgerlichen. Daß der Text dabei seine Bedeutung doch einbüßt, hat Schleiermacher selbst gefühlt. Der Transitus vom Text zum Thema enthält seine Entschuldigung. In dem Heft der Entwürfe von 1806 steht folgende Bemerkung am Rand: „Zwei Schwierigkeiten, 1. es scheint nur auf die Kirche zu gehen, 2. es scheint alle vereinigen zu wollen“.

Den Entwurf von 1806 vollständig hier abzudrucken, verbietet der unfertige Zustand. Gedanken und Hauptteile sind die gleichen wie in der gedruckten Predigt. Die Anordnung ist eine andere. Jedem Teil wird ebenfalls eine Gruppe zur Verteidigung des Themas in seinem Verhältnis zum Text und allgemeiner Beweis vorausgeschickt. Dann folgt aber in jedem

Teil nur die Gegenüberstellung von Fremdling und Bürger. Hier eine kurze Übersicht:

6c.

Entwurf 1806.

Thema: Die größere Würde derer, welche einer bestimmten Verbindung aufs genaueste angehören.

I. Dargestellt an dem Verhältnis zu Gott.
Es scheint entgegengesetzt. } Allgemeiner Beweis I[1],
Es ist doch so. } S. 226, 227.
1. Nicht Gäste und Fremdlinge,
2. sondern Hausgenossen.

II. Dargestellt durch unser Verhältnis zu anderen.
Es scheint nicht so } Allgemeiner Beweis I[1], S. 231.
Es ist dennoch so }
1. Nicht Gäste und Fremdlinge,
2. sondern Mitbürger.

6d.

Gedruckte Predigt.

Thema: Wieviel größer die Würde desjenigen ist, der in der engsten Verbindung mit einem Vaterlande lebt.

I. In Beziehung auf unser Verhältnis zu Gott.
A) Allgemeiner Beweis.
B) 1. Die Einsichten.
a) Beschreibung: die Gäste.
b) Anwendung: im Haus Gottes, im Vaterland.
2. Die Geschäfte.
a) Beschreibung.
b) Anwendung.

II. In Beziehung auf die übrigen Mitgenossen des Hauses.
A) Allgemeiner Beweis.
B) 1. Liebe und Treue.
a) Beschreibung.
b) Anwendung.

α) Behauptung.
β) Beweis an den schlechten Folgen des Gegenteils.
γ) Beweis an den guten Folgen.

2. Gemeinschaft der Taten.
   a) Beschreibung: Haus und Kirche.
   b) Anwendung.

Der Entwurf No. 6c kommt wohl der wirklich gehaltenen Predigt am nächsten. Bei der endgültigen Ausarbeitung für den Druck entschloß sich Schleiermacher, die Hauptbegriffe „Einsichten, Geschäfte, Liebe, Gemeinschaft der Taten" zur Grundlage der Unterteile zu nehmen und bei jedem den Gegensatz zwischen Fremdling und Hausgenosse in „Beschreibung" — wir kennen jetzt den Ausdruck — und „Anwendung" zu verwerten. So entstand nun allerdings ein größerer Fortschritt der Gedanken: die Gemeinschaft der Taten steht als höchstes am Schluß.

Verfolgen wir nun dieses Schema weiter zurück, so finden wir, daß in den beiden ersten Entwürfen nicht nur die Begriffe „Fremdlinge" und „Bürger" in ihrem Gegensatz scharf erkannt sind, sondern daß dort auch schon die Begriffe „Einsicht, Tatkräftigkeit" usw. vorliegen. Die Teilung 1) Bürger, 2) Bürger mit allen Heiligen, 3) Gottes Hausgenossen, führte in 1. und 2. zu Wiederholungen oder zu keinem klaren Unterschied. Aus den drei Teilen hatten Entwurf und Predigt 1806 zwei gebildet und das religiöse Verhältnis vorausgestellt — eben mit Rücksicht auf die neue Tendenz der Predigt.

Wie Schleiermacher endlich den Text für das Leben in der Familie angewendet hat, kann die Traurede IV¹ No. 4 S. 818 = IV² No. 4 S. 855 zeigen.

7a.

Am 11. n. Trin. 1797 in der Charité zu Berlin.

Text: 1. Kor. 14, 33.

Eingang: Alle Erkenntnis von Gott, die wahr und richtig gefaßt ist, muß einen heilsamen Einfluß auf uns haben.

Thema: Folgerungen daraus, daß Gott ein Gott der Ordnung und des Friedens ist.

I. Für unsre Beruhigung.
  1. Was uns Unordnung scheint, ist es nicht:
    a) wenn Gutes und Freude in der Welt uns nicht an ihrem Platz zu stehen scheinen,
    b) wenn auf unser Betragen etwas folgt, was nicht daraus folgt.
  2. Was uns übel zu sein scheint, ist doch Friede:
    a) in der Welt überhaupt,
    b) in unsern eigenen Schicksalen, wenn wir es nur aufsuchen.

II. Für unser Betragen.
  1. So wie in Gott alles Ordnung ist, wie man aus seinen Werken und aus der Einrichtung des Menschen sieht, so soll es auch bei uns sein:
    a) Macht Ordnung in eurem Gemüt!
    b) Unterwerft euch den äußeren Ordnungen in euren geselligen Verhältnissen!
    c) Macht Ordnung in euren äußeren Angelegenheiten!
  2. So wie Gott überall den Frieden befördert, so auch ihr!

7b.

Am 9. Sonntag n. Trin. den 15. August 1802 in Rügenwalde.

Text: 1. Kor. 14, 33.

Eingang: Auch die Erkenntnis Gottes, wenn er unter einer einzelnen Eigenschaft gedacht wird, ist dem Mißbrauch unterworfen (Liebe, Allmacht, Gerechtigkeit). Wir müssen uns immer wieder an die halten, die nicht mit einer einseitigen menschlichen Neigung oder Tätigkeit verglichen werden können, sondern auch im Menschen Einheit und Übereinstimmung ausdrücken.

Text: Denn Gott ist nicht ein Gott der Unordnung, sondern der Ordnung und des Friedens.

Thema: Betrachtungen darüber, daß Gott ein Gott der Ordnung ist. Erstlich beruhigende. Zweitens bessernde.

I. Beruhigende.

1. Laßt uns glauben an Ordnung in der Natur, auch da, wo wir sie nicht sehen.
   a) Der dem Menschen innewohnende Glaube hat ihn veranlaßt zur Betrachtung der Natur, durch die er so weit in seiner Einsicht gekommen ist. — Der durch so viele Wahrnehmungen bestätigte Glaube möge uns nun noch weiter führen in der Erforschung, und diese allein kann uns beruhigen über unsere unverschuldete Unwissenheit.
   b) Der Glaube, daß auch Ordnung sei in den zerstörenden Umwälzungen, erhebe uns über abergläubische Besorgnisse.
2. Laßt uns glauben an Ordnung in den menschlichen Schicksalen, auch da, wo wir sie nicht sehen.
   a) Dieser Glaube muß noch tätiger sein, weil das Gesetz dieser Ordnung unmittelbar mit unserm Wohlergehn zusammenhängt. Wir dürfen nicht glauben, daß der Grund derselben erst in der Zukunft liegt. Die Fälle laufen hinaus auf ungleiche Verteilung, auf Mangel an Vergeltung.
   b) Die Ordnung wird gefunden durch die echt moralische Ansicht, sowohl was
      1) den einzelnen Menschen, als
      2) die Gesellschaft betrifft.

Schluß: Wo Ordnung ist, ist auch Friede.

II. Bessernde — noch unmittelbarer.

1. Aus der Anschauung.
   a) Ordnung ist Zusammenhang auch des Kleinen mit dem Großen, überhebt uns also alles Leichtsinns.
   b) Ordnung ist leidenschaftlose Vernunft, deren Anschauen uns gleichmütig machen muß und fest.
2. Aus dem Streben nach dem Ebenbilde. — Laßt uns Ordnung machen!
   a) in unsern rechtlichen Verhältnissen durch Unterwürfigkeit unter die bestehende Ordnung. (NB. daß

auch unser Bestreben, sie zu bessern, in der Ordnung sei);

b) in unsern freien geselligen Verhältnissen durch Billigkeit und Zusammenhang unseres Lebens;

c) in unserm religiösen Bestreben — (dies war Veranlassung des Textes), — daß da alles frei sei von Leidenschaft und alles nach Verhältnis der Wichtigkeit abgemessen;

d) im Innern unseres Gemütes, durch Einheit der Gesinnung, durch bestimmte Zwecke.

Schluß: So wird mit der Ordnung auch Friede entstehn zwischen Gott, der Welt und uns.

7c.

Gedankengang der Predigt I, 2, No. 4.
Text: 1. Kor. 14, 33.

Einleitung:

1. Liebe zu Gott und Erkenntnis Gottes sind unzertrennlich verbunden.
2. Bei uns fällt beides auseinander. Wir müssen auf das Große sehen und dürfen Gottes Wesen nicht in einzelne Eigenschaften zerspalten.
3. Gottes Wesen muß als ununterbrochen gedacht werden.

Text.

4. Nach dem Text ist Ordnung und Friede Gottes überall.

Thema: Wo Gott waltet, muß Friede sein.

I. Betrachtung der Welt.

A) Die Natur.

1. In der Naturforschung.
2. In der Naturbetrachtung des Lebens.

B) Die Geschichte.

1. Die Tatsache des Problems.
   a) Im Staat.
   b) In den Wissenschaften.

c) In der Kirche.
d) Zusammenfassung: Ist im Streit nichts Göttliches?
2. Die Lösung des Problems.
a) Beispiel der Familie.
b) Lösung: Innerlich darf kein Streit sein.
Streit muß sein, wo sich das Göttliche bildet.
c) Schlußfolgerung.
II. Anordnung unseres Lebens.
Überleitung. Schlußfolgerung aus I.
A) Nie den Frieden zugunsten der äußeren Ruhe aufopfern.
1. Scheinbares Recht.
2. Gegengründe.
a) Schwachheit.
b) Gefahr für den inneren Frieden.
c) Vorbild Gottes.
d) Verlust für uns. Zusammenfassung.
B) Stets den inneren Frieden bewahren.
1. Notwendigkeit.
2. Schlußfolgerung und Finalthema: Wie das Göttliche auch unter dem Schein des Gegenteils immer Friede ist, so sei Besonnenheit die höchste Tugend des Mannes: Der Streit gegen uns selbst!

Auch in den Predigten über diesen Text ist der Fortschritt in der Anlage und der Beschränkung des Gedankenmaterials mit Rücksicht auf den Einzelzweck deutlich zu bemerken.

Geblieben durch alle drei Predigten ist die Haupteinteilung. Denn die Teilung „Welt“, „Leben“ ist nur ein anderer Ausdruck für „Beruhigung“, „Besserung“. Der erste Teil der Predigt von 1806 hat die Tendenz zu beruhigen, der zweite sucht die Anwendung auf das moralische Verhalten auf Grund jener im ersten Teil gewonnenen Einsicht zu ziehen. Übernommen ist ferner aus dem Entwurf von 1802 die Teilung „Natur“, „Geschichte“. Sogar die Erinnerung an die Naturforschung finden wir schon 1802. Auch die Einleitung

mit dem Problem: „Liebe zu Gott und Erkenntnis Gottes in Ideal und Wirklichkeit" ist dort schon vorhanden, einfacher und darum verständlicher als 1806. Ist nun der Entwurf von 1802 rednerisch entschieden besser als der frühere von 1797 — man denke an II, 2, wo die Veranlassung des Textes den Schlußpunkt bildet — so überragt die dritte Predigt jene beiden anderen durch die spezielle Fassung des Endzwecks: im zweiten Entwurf sind am Schluß noch die verschiedensten Verhältnisse nebeneinander aufgezählt. Dazu nun die Stimmung dieser Kriegspredigt!

In bezug auf den religiös-sittlichen Inhalt liegen keine tiefgreifenden Unterschiede zwischen 1797 und 1806 vor!

Mancherlei Berührungspunkte der Gedanken finden sich in einer Predigt von Blair, II, No. 4 „Über die Unveränderlichkeit der Natur Gottes". Auch dort ist Natur und Geschichte behandelt, S. 78 ff.

8a.

Am Sonntag Kantate 1796 in Landsberg.
Text: Röm. 12, 21.

Eingang: Die Herrschaft des Menschen über die Erde muß zugleich eine Herrschaft über sein Schicksal sein, über gute und böse Tage.

Thema: Der Inhalt der Lehre.

I. Unser Wohlwollen soll nicht überwunden werden.
  1. Es muß rechter Art sein.
    a) Nicht
      α) bloße Naturäußerung von Freude — die schläfert ein bei Widerwärtigkeiten;
      β) bloße Affektionsliebe, eingeschränkte,
        1) sie wendet sich ab, wenn sie nicht Genuß findet,
        2) sie erstickt, wenn sie oft getäuscht wird.
    b) Sondern rein vernünftig auf die Menschheit sich beziehend:
      α) sie schiebt nicht alles auf Rechnung des Menschen, sondern sieht ihre Gegenwirkung als Schicksal an,

β) sie sieht ihre Schwachheiten als Beweise ihrer Hilfsbedürftigkeit an.

2. Es muß **unterstützt** sein
   a) durch Selbstkenntnis,
   b) durch Gleichmütigkeit.

II. Unsere **Tätigkeit** soll nicht überwunden werden.

1. **Ursachen.**
   a) Wenn sie bloß ein von natürlicher Neigung geleiteter Drang ist, dann nimmt sie eine andere Richtung, wenn der Widerstand zu groß ist.
   b) Wenn sie interessiert ist:
      dann schlägt sie einen andern Weg ein, wenn dieser nicht zum Ziele führt.
2. **Hilfsmittel** — es muß reine Liebe zum Guten sein — dann
   a) wird alles nur als Naturhindernis angesehen, welches zu überwinden Pflicht ist,
   b) zeigen die Hindernisse erst, wie sehr notwendig es ist.

III. Unsere **Zufriedenheit** muß nicht überwunden werden.

1. Ursachen: falsche Vorstellung
   a) von der Beschaffenheit der Dinge,
   b) von dem eigentlichen Zweck,
   c) von dem rechten Verfahren.
2. Hilfsmittel:
   a) Bewußtsein der Unvollkommenheit,
   b) der Vorsatz, sein eigner Sachwalter zu sein,
   c) die Idee
      α) durch eigene Kräfte,
      β) durch Vielseitigkeit glücklich zu sein.

Schluß: Reinigkeit der Gesinnung ist also die erste Bedingung des Ausharrens gegen Schwierigkeiten.

8b.

Kantate 1797, Berlin, Dreifaltigkeitskirche.
Text: Röm. 12, 21.

Eingang: Um unser Wohlergehen zu befördern, besiegen wir alle Schwierigkeiten und zeigen uns als Herren der Erde.

Wenn wir uns nur ebensowenig im Guten aufhalten ließen! Auch hier müssen wir uns nicht überwinden lassen.

Thema: Ermunterungen, unser Gutes durch das Böse nicht überwinden zu lassen.

I. Unsere Berufstreue soll nicht überwunden werden.

1. Sie muß wahrhaft sein und ohne Nebenabsichten:
   a) nicht um der Sicherheit willen,
   b) nicht um der Ehre willen — beides muß überwunden werden, wenn man den Lauf der Welt kennen lernt.
2. Man muß sich gewöhnen, dabei mehr an Gott, als an die Welt zu denken,
   a) an seinen Beifall,
   b) an den natürlichen Lohn.

II. Unser Wohlwollen soll nicht überwunden werden.

1. Es muß auf die Grundsätze der Religion gebaut sein.
   a) Das Falsche wird überwunden
      α) durch Widerwärtigkeiten, welche den natürlichen Frohsinn vermindern;
      β) durch die Erfahrung, daß die Menschen doch nicht glücklicher werden;
      γ) durch den Überdruß, wenn man nichts ausrichtet.
   b) Das Wahre hält aus
      α) gegen den üblen Eindruck, den uns andere geben;
      β) gegen den Undank, denn die Dankbarkeit war nicht Zweck;
      γ) gegen die Fehlschlagung, denn man hat doch sein Herz beruhigt;
      δ) gegen die Fehler der Menschen, denn sie erscheinen nur desto bedürftiger.
2. Andere christliche Gesinnungen müssen zu Hilfe kommen.
   a) Gleichmütigkeit, die den Mißmut hindert.
   b) Glaube, daß jeder Beitrag unentbehrlich ist, um das Ganze zustande zu bringen.
   c) Überzeugung, daß auch das Fehlgeschlagene etwas Gutes wirkt.

III. Unsere Gemütsruhe muß nicht überwunden werden.
1. Es gibt viele Menschen, welche das Übel in der Welt nicht unzufrieden machen kann, aber das Böse macht ihnen die Welt unangenehm.
2. Hilfe dagegen:
   a) Bedenken, daß die Welt ein Erziehungsplatz ist, wo also Unvollkommenheiten sein müssen.
   b) Nicht mehr auf das Böse sehen, als wir nötig haben.
   c) Glauben, daß es viel verborgenes Gute gibt.

Schluß: Dies sind alles Dinge, die in unserer Gewalt stehen. Wir sind also auch hier Herren. Laßt uns alle Beharrlichkeit zeigen, die von uns gefordert werden kann.

8c.

Am 2. Sonntag n. Trin. 1797 in Landsberg (Garnisonkirche).
Text: Röm. 12, 21.

Eingang: Der Mensch kämpft überall, auch in der Sittlichkeit; er muß nicht nur gegen das Übel beharrlich sein, sondern auch gegen das Böse.

NB. Nach dem Text allgemeine Anmerkung, daß nur vom wahren Guten die Rede sei.

I. [Unsere Berufstreue soll nicht überwunden werden.]
1. Versuchungen.
   a) Sie klagen darüber,
   b) Sie vernichten das Gute, was daraus entstehen soll,
   c) Sie mißbrauchen [sie] zu bösen Absichten.
2. Gegenbetrachtungen.
   a) Wir müssen mehr auf das Ganze sehen.
      α) Gründe: Der Gesellschaft gehören wir eigentlich an.
      Die Forderungen, die der einzelne macht, müssen danach abgemessen werden.
      β) Folge. Ordnung erhält alles Gemeinschaftliche.
   b) Wir müssen das Gesetz für etwas Wichtigeres halten als den Gegenstand.
      α) Dies gehört hierher: denn wir geben oft deswegen nach, weil uns die Sache unwichtig scheint.

β) Es ist notwendig,
1) wir können uns sonst auch wegen großer Handlungen nicht loben;
2) es ist die einzige Art, kleinen einen Wert zu geben.

II. [Unser Wohlwollen.]

1. Versuchungen.
a) Andere suchen immer Nebenabsichten darin.
b) Die Gegenstände des Wohlwollens machen einen ungeschickten Gebrauch davon und werden also doch nicht glücklich.
c) Die wohlwollende Gemütsart wird von Betrügern gemißbraucht.

2. Gegenbetrachtungen.
a) Jeder ist schuldig durch sein Betragen, die Lästerung von der Menschheit abzuwenden, als ob es keine uneigennützige Liebe gäbe.
b) Die Fehler der Menschen machen sie nur noch bedürftiger.
c) Wir müssen uns in uns selbst der Neigung zum Argwohn widersetzen.

III. Unsere Tätigkeit überhaupt muß nicht überwunden werden.

1. Versuchungen.
a) Die Schwachheit, womit oft das Gute unternommen wird, läßt bald nach.
b) Die Bosheit ist in ihrer Vereinigung stärker.

2. Gegenbetrachtungen.
a) Jede Bestrebung eines rechtschaffenen Mannes ist ein notwendiger Bestandteil des Widerstandes gegen das Böse.
b) Es gedeiht mehr Gutes in der Welt, als man glaubt.
c) Auch mißlungene Entwürfe sind unter der Leitung Gottes nicht ganz vergeblich.

8d.

Am 20. Sonntag n. Trin., den 31. Oktober 1802, in Königsberg. (Vgl. Br. III, 324.)
Text: Röm. 12, 21.

Eingang: Der erste Eintritt in die Welt ist bei gutartigen Menschen eifrig. — In der Folge wird das anders. Etwas Trauriges ist immer bei dieser Veränderung. Es gibt etwas Jugendliches, das sich mit dem Alter verlieren muß; aber es gibt auch ein Feuer, das unter allen traurigen Erfahrungen bleiben muß.

Text: „Laß dich nicht das Böse überwinden, sondern überwinde du das Böse mit Gutem." — Nicht vom Bösen in uns, sondern dem Zusammenhange nach vom Bösen in andern. Daher

Thema: Ermunterung, uns nicht überwinden zu lassen durch das Böse in der Welt.

I. Unsere Wahrheitsliebe.

1. Sie ist sehr das Gute. — Nicht eine einzelne Tugend, die man etwa auch entbehren kann, sondern eine ganze Seite des menschlichen Berufs, Zeugnis von sich zu geben, sein Urteil hinzustellen ([Am Rand]: Dieser Beruf ist früher als der bürgerliche.) Es ist die natürliche Mitgabe eines guten Gemüts.
2. Sie ist Angriffen ausgesetzt:
   a) Feindschaften, die aus Urteilen über Menschen entstehen;
   b) Verdrehungen freimütiger Äußerungen über Angelegenheiten;
   c) Wendungen ins Lächerliche.
3. Sie wird überwunden, wenn man sich entschließt, seine Gedanken lieber zu verschließen.
   a) Die Verächter der Tugend und der Religion werden dann desto unverschämter.
   b) Die Sache, deren Verteidigung nicht gewagt wird, kommt in ein schlechtes Licht.
4. Sie muß überwinden.

a) Man füge Klugheit und Vorsicht hinzu, um weniger Blößen zu geben.
b) Man sei unparteiisch und beharrlich, so zeigt sich am Ende doch, was eigentlich gemeint ist. Wer immer die Wahrheit äußert, dem kann nicht leicht ein falscher Sinn unterlegt werden.
c) Religiöse Unterstützung.

II. Unsere Berufstreue.
1. Anfangs eifrig.
a) Gewöhnlich ist der Beruf ein Gegenstand der Wahl und der Liebe.
b) Das Gefühl eigener Kräfte und der Glaube an den äußeren Schein der Menschen erregen schöne Hoffnungen.
2. Sie ist in Gefahr, überwunden zu werden,
a) von der Opposition derer, gegen welche sie gerichtet ist;
b) von der Trägheit derer, welche sie unterstützen sollten;
c) von den Klagen derer Mitarbeiter, die in ihrer Trägheit aufgestört werden. — Dann denkt man: wir allein kommen doch nicht weit.
3. Sie muß überwinden
a) durch das Andenken an die Zerstreuten, welche uns doch gleich sind;
b) durch Gedanken an Gott:
1) die Art, wie er Rechenschaft fordert,
2) die Mittel, die er an der Hand hat;
c) Gedanken an Christus.

III. Unser Wohlwollen.
1. Natürliche Anlage in Beziehung auf die Zwischenräume und Erweiterung der Berufstreue — Eifer durch den Glauben an die Menschen erhöht.
2. Ist in Gefahr.
a) Mißbrauch der Unbedürftigen für den Eigennutz.
b) Schlechte Anwendung der Unbesonnenen, und noch mehr der Schlechten.
c) Urteile derer, welche uns falsche Bewegungsgründe unterlegen.

So geht es dem mitfühlenden, dem mitteilenden, dem verzeihenden Wohlwollen.

3. Es muß überwinden,
   a) jedes Wohlwollen sei im voraus ein verzeihendes;
   b) es sei Gott ähnlich, der immerfort über Gute und Böse regnet;
   c) es sei christlich:
      1) ein Dankbarer unter Zehn;
      2) Teufel austreiben durch Teufel;
      3) Apostel selbst Toren und trägen Herzens.

IV. Unsere Gemütsruhe.

1. Sie ist etwas Gutes. —
   a) Nicht nur Grund der Glückseligkeit, sondern auch Zeichen und Frucht des richtigen Zustandes.
   b) Auch das ist gut, daß sie leiden kann durch das Böse, was uns nicht unmittelbar betrifft.
2. Sie wird überwunden,
   a) durch den Glauben an das Stillstehen der Welt;
   b) durch den an die Übermacht der Bösen in unserer Sphäre. Dies überwiegt [bei] dem Frommen das eigne Glück und [ver]schärft ihm das Leiden.
3. Sie muß überwinden,
   a) durch Erweiterung des Gesichtskreises, also durch Schauen;
   b) durch Glauben
      an [die] göttliche Regierung,
      an ein Jenseits, welches nicht möglich wäre, wenn es nicht diesseits schon anfinge.

Schluß: Der Glaube ist der Sieg, der die Welt überwindet. — Nur wer bis ans Ende beharrt, empfängt die Krone!

8e.

Gedankengang der Predigt I, 2, No. 11. Berlin, Herbst 1807 oder Jan. 1808.

Text: Röm. 12, 21.

Eingang.

1. Das Leben ein Kampf gegen das Böse von innen und außen.

2. Beides hängt zusammen. Wir müssen aber die beiden Feinde getrennt schlagen.

   Bedrängt uns das Böse von außen, dann seien wir im Inneren unüberwindlich.

Text.

3. Der Sinn des Textes geht über die nächste Veranlassung hinaus: überwunden ist auch der innerlich Überwundene.

Thema: Beharrlichkeit [im Innern] **gegen das uns** [von außen] **bedrängende Böse.**

I. Damit das Böse nicht unsern Mut niederschlage.

1. Worin der Mut nicht besteht.
2. Die Gegenstände, bei denen wir es nie an Mut fehlen lassen sollen. [Versuchungen.]
   a) Reinheit des eigenen Herzens.
   b) Pflichten des Amtes.
   c) Tätigkeit des Berufs.
3. Anwendung.
   a) Allgemein [vgl. I, 2 a].
   b) Amt.
   c) Beruf.
4. Möglichkeit: Liebe zur Sache, zum Reich Gottes. [Gegenbetrachtungen].

II. Damit wir nicht unsere Besonnenheit verlieren.

Auch dies ist ein „Überwundensein".

1. Leidenschaftlicher Unwille (Zorn) gegen die Frechheit des Bösen lenkt uns vom rechten Weg ab. [Versuchungen.]
2. Jeder hat eine schwache Seite, die den Verleitungen des Bösen preisgegeben ist. Anwendung auf das einzelne nicht nötig. [Versuchungen.]
3. Möglichkeit und Mittel: Besonnenheit soll der herrschende Zustand sein. [Gegenbetrachtungen.]
   a) Demut.
   b) Gemeinschaft mit Gott.
   c) Einfalt und Wahrheit gegen die Menschen.

III. Damit uns nicht Lust und Freude am Leben genommen wird.

Auch dies ist ein „Überwundensein“.

1. Tatsache. [Versuchungen.]
   a) Die innere Ruhe ist ein Maßstab für die Echtheit der Frömmigkeit;
      Sie wird nicht gestört durch Not und Schmerzen.
   b) Mißmut entsteht durch das Böse von außen her.
      Namentlich wenn das Mißlingen des Guten den verfolgt, der nicht unmittelbar mitwirkt.
2. Mittel. [Gegenbetrachtungen.]
   a) Glaube an den Sieg des Guten, indem wir auf das Große und auf die Geschichte sehen.
   b) Verbindung von unbeschränktem Vertrauen mit grenzenloser Ergebung.

Schluß: Vertrauen wir, daß wir das Böse selbst überwinden, getreu dem Vorbild des Erlösers.

Der Text, Röm. 12, 21, muß eine merkwürdige Anziehungskraft auf Schleiermacher ausgeübt haben: fünfmal hat er in der Zeit von 1796 bis 1807 über ihn gepredigt (No. 8 d, als er sich von Stolp aus um eine Predigerstelle in Königsberg bewarb). Das ist um so bemerkenswerter, weil das Pauluswort eine jener allgemeinen Sentenzen ist, die den Prediger leicht zu ebenso allgemeinen Erörterungen verführen. Auch Schleiermacher ist der Gefahr nicht entgangen. Noch die letzte Predigt ist, wie oben S. 52 angedeutet wurde, abstrakt und mehr eine Abhandlung als eine Predigt, obwohl sie schon durch die Zeitumstände und die speziellere Anwendung ein lebhafteres Interesse der Zuhörer voraussetzen konnte (vgl. aber die komplizierte Einleitung!).

Der Text kam der alten Neigung, ein Thema möglichst zu erschöpfen, entgegen: er paßt zu jeder Situation. Gewisse Kategorien und Begriffe sind von der ersten bis zur letzten Predigt beibehalten. Die Teilung in Ursachen = Versuchungen = Gefahren, und in Hilfsmittel = Gegenbetrachtungen hat noch die Predigt von 1807. Auch der allgemein-religiöse Gehalt ist der gleiche; auf das Vorbild Christi hätte er natürlich 1796 ebensogut hinweisen können.

Die Predigten über diesen Text, vor allem die Entwürfe, sind geradezu ein warnendes Beispiel: ein Text mit einem so allgemeinen Inhalt sollte nur gewählt werden, wenn er durch eine spezielle Lage und Stimmung eine scharfe Beleuchtung erhält, die zur Konzentration der Gedanken nötigt.

Der erste Entwurf behandelt: Wohlwollen, Tätigkeit, Zufriedenheit; der zweite: Berufstreue, Wohlwollen, Gemütsruhe; der dritte: Berufstreue, Wohlwollen, Tätigkeit. Auch der vierte, ausführlichste, läßt eine innere Notwendigkeit der Reihenfolge noch nicht erkennen: Wahrheitsliebe, Berufstreue, Wohlwollen, Gemütsruhe. Auf diesem Entwurf ruht die Predigt, und hier ist die Anordnung gerechtfertigt: Mut = Berufstreue; Besonnenheit; Gemütsruhe — vom Speziellen zum Allgemeinen.

Auch Blair 5, S. 208 hat eine Predigt über den Text:

Überwinde das Böse mit Gutem.

I. Die Beleidigungen der Welt durch Versöhnlichkeit;
II. die Unfälle der Welt durch Standhaftigkeit;
III. die bösen Beispiele durch feste Grundsätze.

Ähnlichkeit des Gedankenmaterials und der Teilung innerhalb der großen Gedankengruppen ist mit Inhalt und Form des Textes gegeben.

9a.

Invokavit 1795 in Landsberg.
Text: Matth. 4, 1 ff.

Eingang: Der Streit der Tugend mit dem Leiden ist ein heilsamer Anblick, besonders bei Christo. Er zeigt sich in seinem ganzen öffentlichen Leben. Der Entschluß zu diesem war die erste Einweihung dazu.

Thema: Das Lehrreiche aus der Versuchungsgeschichte.

I. Allgemeines. Erklärung derselben.
1. Negativ: sie ist
   a) keine wörtliche Erzählung,
   b) kein Gegenstück zur Versuchung Adams, sondern
2. positiv: sie ist
   a) ein bildlicher Vortrag,

b) eine Schilderung dessen, was bei Christo vorging, als er den Entwurf seines Lebens machte. Also ist sie

3. in Absicht auf den Weg lehrreich, weil auch wir in diesem Fall sind.

II. Besondere anwendende Erklärung.

1. Er ging in die Wüste — die Einsamkeit ist der Ort zu solcher Überlegung und nicht das Geräusch der Welt.

2. Erste Versuchung.
   a) Hauptgegenstand: ob in der Anwendung unsrer Kräfte das Moralische vor dem Eigennützigen vorangehen solle.
   b) Besondere Verhältnisse bei Christo: er konnte sich durch seine Wunderkraft und Menschenkenntnis ein glänzendes Leben machen.
   c) Entscheidungsgründe: des Menschen Bestimmung ist nicht bloß irdische Glückseligkeit, sondern eine Erfüllung aller Gebote Gottes.
      α) Anwendung auf Christus,
      β) auf alle.

3. Zweite Versuchung.
   a) Hauptgegenstand: ob man nicht lieber die Tugend in Gefahr setzen, als allen Freuden entsagen solle.
   b) Besondere Verhältnisse bei Christo: seine Gedanken führten ihn in die heilige Stadt.
   c) Scheingründe: man muß auf eigne Kraft und auf den Beistand Gottes rechnen.
   d) Entscheidungsgründe: ein Widerspruch des Zweckes mit der Gefahr im vollen Bewußtsein und in Hoffnung auf Gott heißt Gott versuchen und kann kein gutes Ende nehmen.

4. Dritte Versuchung.
   a) Hauptgegenstand: ob man nicht mit einiger Aufopferung des moralischen Gefühles Achtung und Liebe der Menschen erkaufen sollte.
   b) Besondere Verhältnisse bei Christo: — er wurde oft zum Herrschen aufgefordert und sah das voraus.

c) Ähnlichkeit bei uns: strafbare Geschmeidigkeit kann auch uns zur Menschengunst am besten verhelfen.
d) Scheingründe: man kann mit der Liebe der Menschen viel Gutes stiften.
e) Entscheidungsgründe: man muß die Würde eines Menschen, der Gott und der Wahrheit allein dient, nicht fahren lassen.

5. Das war das Ende: wer es zu dieser Festigkeit gebracht hat, hat hernach wenig mehr zu besorgen.

Schluß: 1. Ob wir gleich geringere Kräfte haben, so bleibt doch Christus unser Vorbild. Denn wir haben auch geringere Versuchungen.

2. Christus ist auch in seinem gestifteten Segen und in seiner erhaltenen Belohnung unser Vorbild.

9b.

Invokavit 1810. Pr. IV[1] No. 29 = IV[2] No. 33.
Text: Matth. 4, 1—11.

Eingang.

1. Dem Vorbild Jesu nachfolgend, müssen auch wir reines Herzens den Versuchungen entgegengehen.

Text.

2. Es sind Versuchungen, die allen Kindern Gottes begegnen, damit auch sie überwinden.

Thema: Die Versuchung des Herrn mit Anwendung auf unser aller Zustand.

I. Erste Versuchung.

1. Der Gegenstand.
   a) Bei Christus. Er hat seine Macht nie für sich allein gebraucht.
   b) Bei uns. Wir sind zwar nicht im Besitz außerordentlicher Kräfte.
   Aber wir hegen abenteuerliche Erwartungen.
   Sie sind Sünde: denn sie ruhen auf der Meinung, Gott müsse den Lauf der Welt ändern. Zumal, wenn sie im Gebet auftreten.
2. Folgen: Selbstgefälligkeit und Hochmut.

3. Mittel: Dem Willen Gottes sich unterwerfen und ihn erfüllen.

II. Zweite Versuchung.

1. Der Gegenstand.
   a) Christus hat nie im Vertrauen auf göttliche Hilfe etwas ohne Beziehung auf seinen Beruf zum Prunk getan.
   b) Auch bei uns ein Prunken sogar mit dem Schmerz. Gott sieht darin nie Reinheit des Herzens. Das menschliche Gefühl ist das gleiche.
2. Das Mittel: nicht feigherziges Zurückgehen, sondern Erkennen eines gottgefälligen Werkes.

III. Dritte Versuchung.

1. Erster Gegenstand.
   a) Christus konnte die Herrlichkeit der Welt nicht entgegennehmen von der Sünde.
   b) Auch uns wird Wünschenswertes angeboten unter ähnlichen Bedingungen.
      Wir können uns nicht trennen von den Kindern der Welt.
      Aber wir sollen keine Gemeinschaft mit ihnen eingehen zu Zwecken, die nicht dem Reich Gottes dienen.
2. Zweiter Gegenstand.
   a) Christus wollte sein Reich überhaupt nicht durch weltliche Macht bauen.
   b) Bei uns soll keine weltliche Macht als solche die Kirche regieren.

Schluß. Laßt uns die Kraft seines Vorbildes uns aneignen für die Versuchungen.

Entwurf von 1795 und Gedankengang der Predigt von 1810 sind hier hauptsächlich des Inhaltes wegen mitgeteilt. Die Predigt gehört nach der Vorrede Sydows VII, S. XIX in das Jahr 1810; Schleiermacher hat sie veröffentlicht 1824 im Magazin von Fest-, Gelegenheits- und anderen Predigten II, S. 282 auf Grund einer Nachschrift. Mit der Nachschrift Matthissons stimmt die gedruckte Predigt überein, wie Sydow angibt: da

er jedoch jene nicht mitteilt, so sind wir nicht mehr in der Lage, Veränderungen nachzuweisen. Vgl. oben S. 64.

Die Predigt hat die Erklärung der Geschichte aus dem Entwurf weggelassen; sie deutet den Standpunkt des Predigers aber an: die Geschichte ist ein Vorbild für uns. Darin lag für Schleiermacher immer die Bedeutung der Erzählung. Was er schon 1795 „bildlichen Vorgang" nennt, bezeichnete er noch 1832 in den Vorlesungen über das Leben Jesu als „Parabel für Jesus und seine Jünger". (S. W. I, 6, 150 ff., 162 ff.) Die Regeln, die sich für Jesus und die Jünger aus der Erzählung ergeben, sind nach den Vorlesungen über das Leben Jesu:

1. Vertrauen darauf, daß Gott sie durchbringen werde.
2. Nie sollen sie ihre Gaben zum Prunk verwenden,
3. Warnung vor der Versuchung persönlicher Autorität.

Das sind ähnliche Gedanken wie im Entwurf und in der Predigt.

10a.

Am 4. Advent 1795 in Landsberg.
Text: Joh. 1, 45 ff.

Eingang: Die Ursache, warum viele Menschen von guten Anlagen verderben, liegt oft in der bösen Gesellschaft; bei der Wahl derselben liegt oft nicht ein vorgängiges Wohlgefallen am Bösen zum Grunde, sondern Unvorsichtigkeit.

Thema: Einige Vorsichtsmaßregeln bei der Wahl unserer Freunde.

I. Man lasse sich nicht vom ersten Eindruck beherrschen.
   (Aus andern Quellen konnte Philippi Zuneigung nicht herrühren.)
   Dieser beruht immer — entweder
   1. auf der bloßen Gestalt;
      a) Gründe: diese kann zum Zweck der Freundschaft nichts beitragen,
      b) Erfahrungen: unglückliche Ehen — kurze Freundschaften — oder
   2. auf dem Ausdruck derselben (physiogn.-mimisch)

a) Gründe: er ist oft
α) entweder unbedeutend,
β) oder verstellt,
b) deßwegen sollte er nur warnend, nie anlockend gebraucht werden;
3. auf den Reden, — dahinter ist teils
a) Heuchelei
α) absichtliche,
β) angewöhnte — teils
b) Schwachheit, die ihre Grundsätze nicht realisiert.

II. Man bestimme das Urteil über einen Menschen nicht nach seinen äußeren Verhältnissen (Nathanael tut das contra, viele tuns pro).
1. Bloß blendende
a) verraten eine kriechende Seele, die die Freundschaft bloß als Mittel zum Glanz brauchen will,
b) wenn dies auch nicht ist, so sind die Besitzer doch oft zur Freundschaft am ungeschicktesten.
2. Solche, die als Mittel zur Vervollkommnung geschätzt werden,
a) oft hat man dabei die nämliche Absicht wie bei 1 a,
b) sie besitzen, beweist noch nicht, daß man sie genutzt habe.

III. Man lasse sich nicht durch den Schein des Wunderbaren verführen — wie Nathanael hernach tat.
1. Dies geschieht zu unserer Zeit häufig in allen Ständen.
2. Es ist höchst gefährlich, denn
a) gewöhnlich ist es dabei bloß auf Betrug abgesehen,
b) das Streben nach solchen Dingen bringt uns von dem Wege der Einfalt und Natur ab, auf welchem wir menschliche Glückseligkeit suchen sollen.

Schluß. Es drängen sich zwei Bemerkungen auf.
1. Daß man vorsichtig sein soll, schließt nicht ein, daß jedes vorläufige Urteil nachteilig sein soll, sondern nur, daß man sich in Sicherheit setzt, wenn das günstige unrecht wäre.
2. Unsere Bewegungsgründe zur Anhänglichkeit an Christum müssen besser sein als die der Jünger.

10b.

Pr. I, 3, No. 1. Predigt in der Epiphanienzeit 1812.
Text: Joh. 1, 35—51.

Eingang.

1. Stimmung. Gegenstand der nächsten Predigten: Jesus unser Vorbild.
2. Auch Vorbild, wie er die Menschen recht erkannte.

Text:

3. Wichtig für Jesus und die Jünger die Wahl ihrer Freunde.

Thema: Wie gingen Jesus und seine Jünger zu Werke, daß sie einander fanden?

I. Gerade und schlicht.
  A. Der Erlöser.
    1. Das Vorbild.
      a) Nicht schnell und auf den äußeren Erfolg achtend; das war die höchste Weisheit: echte Freunde hätte er sonst nicht gewonnen.
      b) Er wählte die auf dem natürlichen Weg Vorbereiteten.
    2. Die Nachfolge.
      a) Freunde suchen auf dem rechten (göttlichen) Weg: Gleichheit der Gesinnung.
      b) Auf natürliche Art, die an Vorhandenes anknüpft. Schlicht ist göttlich und doch menschlich.
  B. Die Jünger.
    1. Nicht weichliche Zärtlichkeit und Bedenklichkeit.
      a) Vorbild.
      b) Nachfolge.
    2. Offen die Bedenklichkeiten äußern.
      a) Vorbild.
      b) Nachfolge.
      Das Verfahren ist einfach, sicher, im wahrhaft großen Stil des Lebens.

II. Gläubig und vertrauensvoll.
  A. Die Jünger. [Umkehrung von I: Anschluß an IB; Glaube bei den Jüngern natürlicher als bei Jesus.]

1. Auf das Zeugnis bewährter Männer hin aufmerken und suchen.
   a) Vorbild.
   b) Nachfolge.
2. Vertrauen auf den Eindruck des Wesens.
   a) Vorbild: nicht Gesichtszüge, Gestalt, freundliches Betragen, sondern Austausch der Gesinnungen.
   b) Nachfolge.
3. Vereinigung: wo das Innere vorhanden ist, sieht ein gläubiger Mut auch das Äußere voraus.
   a) Vorbild.
   b) Nachfolge.

B. Jesus.
1. Vertrauen auf die Jünger: Reinheit der Gesinnung macht alles aus.
   a) Vorbild.
   b) Nachfolge.
2. Vertrauen auf seine Sache: es waren vertrauende und bedenkliche Gemüter vorhanden.
   a) Vorbild.
   b) Nachfolge in der Kirche und im Staat: beide Denkungsarten sollen nebeneinander sein.

Schluß. Laßt uns vertrauen, daß Gott bei unserm guten Willen die schwachen Kräfte segnen werde! Habt Einfalt und Glauben!

Der Entwurf gibt ein Bild der Anschauungen Schleiermachers über die Freundschaft aus der Landsberger Zeit. Wie trocken und hausbacken ist diese Moralphilosophie, und was hatte die Gemeinde von diesen höchst philisterhaften Regeln! Hatte die Predigt überhaupt einen erbaulichen Zweck? Der Schluß sucht den Mangel schnell noch gutzumachen.

Wie ganz anders und wieviel tiefer faßte er die Sache im Jahr 1812 auf, nach den Erfahrungen im Freundschaftsverkehr mit Henriette Herz, Schlegel, Steffens! Innerlicher ist der Anschluß an den Text, zweckvoller die Anordnung und Stellung der Hauptteile, religiös-unmittelbarer der Ton der Predigt.

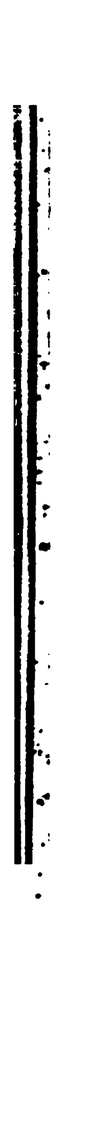
Namen- und Sachregister.

Verzeichnis der besprochenen Predigten Schleiermachers.

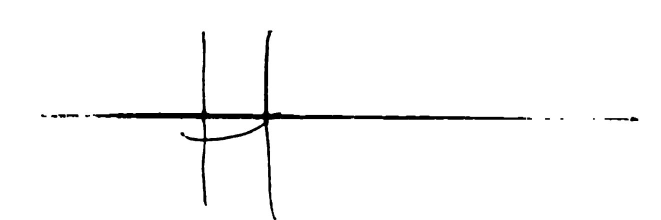
Verzeichnis der Entwürfe und Analysen des Anhanges.

Die mit einem * bezeichneten 7 Nummern sind Analysen schon gedruckter Predigten, die ich zur Vergleichung mit den 18 bisher unveröffentlichten Entwürfen Schleiermachers hinzugefügt habe. Auszüge aus anderen noch nicht publizierten Entwürfen: S. 162, 222, 237, 238.











H